Heft 5 Mai 1984 5 DM C 4143 E

Konkret

»DAS IST GUT FÜR DIE MORAL«

Klassenkampf in Frankreich

Interview mit Militanten:

Den Neonazis auf die Fresse hauen

KONKRET-EXTRA
Rainer Trampert/Thomas Ebermann:
GRÜNE MACHT-PHANTASIEN

in konkret Mai 1984

Verlags-Mitteilungen
Wegen des Arbeitskampfes in der Druck-Industrie erscheint diese KONKRET-Ausgabe verspätet. Solidarität!

an Konkret

Folgt Entrüstung zwei und Schluß von Hermann L. Gremliza

Nachrichten

Das Patenking des Präsidenten von Sabine Rosenbladt
Bonn, Siedlung »Auf dem Hügel«. In dieser Notunterkunft für Obdachlose, amtlich auch »Schlichtwohnung«genannt, kam vor dreizehn Jahren das Kind Gertrud zur Welt. Gertrud (3.v.r.), Sonderschülerin, hat noch dreizehn Geschwister, geboren von ihrer Mutter Maria (2.v.l.). Eine deutsche Familie, eine katholische Familie. »Die Gottesmutterschaft Mariens«, so Joseph Kardinal Höffner, Aat der Frau ungeahnte Würde verliehen.« Auch der Staat liebt kinderreiche Familien. Deshalb hat das Mädchen Gertrud einen Ehren-Patenonkel: Karl Carstens, Bundespräsident, Palais Schaumburg, Bonn

Kommt zur Sache! von Till Meyer
Der Gefangene Till Meyer über Amnestie-Kampagne und neu-linke Dämlichkeit

Der häßliche Deutsche: Sonnenschein auf allen Wegen von Otto Köhler
Otto Graf Nahmsdoch ist nur ein Waisenknabe gegen seinen Kollegen Schwarz-Schilling, den Christian von der Post

IntelligenCIA von Konrad Ege
Wie der CIA an amerikanischen Universitäten für sich »forschen« läßt

Der 25. April - April, April von Thomas Fischer
Zehn Jahre nach der Revolution ist in Portugal von Sozialismus nicht mehr die Rede. Die Landreform wurde zurückgedreht, die meisten Kooperativen sind zerschlagen. Aus den Gewehrläufen kommt wieder Blei: Portugals Regierung ließ auf streikende Arbeiter schießen

Neudeutsche Stadtplanung
Der Senat von Westberlin hat einen Architektur-Wettbewerb ausgeschrieben. KONKRET beteiligt sich mit drei Entwürfen

C'est bon pour le moral von Jan-Phillipp Sendker
Jahrzehntelang brannten im Osten Frankreichs die Hochöfen. Damit soll es noch den Plänen der sozialistischen Regierung nun vorbei sein. Über 25.000 Arbeitsplätze sollen in den nächsten drei Jahren beseitigt werden. Doch die Arbeiter wehren sich: Sie blockieren Straßen, stürmen Rathäuser, zünden öffentliche Gebäude an. Jen-Philipp Sendker berichtet aus Longwy

Was ist schon Seveso? von Erdmann Wingert
Was die Deutschen anpacken, machen sie gründlich: Während die Italiener schon wegen lächerlicher 200 Gramm Dioxin in Panik gerieten und Seveso zum Katastrophengebiet erklärten, darf in Hamburg die Chemiefabrik Boehringer das Supergift seit dreißig Jahren ungehindert kiloweise über die Bevölkerung streuen

Deutsche Gespräche von Horst Tomayer
Pfarrer Reinhold Goldmann (53) in Buchbach (Diözese Bamberg) vergleicht die Abtreibung der »eigenen Brut« mit Völkermord an den Juden und wirft für

»deutsche« Frauen Gebärprämien aus. Horst Tomayer telefonierte mit ihm als potentieller Kindsvater

Trotz Verbot nicht tot von Uwe Klußmann

Ungehindert arbeiten bundesdeutsche Neonazis auch nach dem ANS-Verbot weiter am Aufbau einer neuen NSDAP. »Führer« Kühnen dirigiert seine Truppe von der Schweiz aus.

Wenn Kühnen was auf die Nase kriegt von Warner Poelchau

Unterm Schutz abwiegelnder oder auch leises sympathisierender Politiker, Geheimdienstler, Publizisten, Staatsanwälte und Polizisten terrorisieren Neonazi-Gruppen schon etliche Jugendzentren. Seit 1980 wurden mindestens 28 Menschen in der BRD von rechtsextremen Gewalttätern ermordet, 200 wurden verletzt. Einige junge Antifaschisten greifen jetzt zur Selbsthilfe: Sie brennen die Fahrzeuge von Nazigrößen ab, setzen deren Helfer unter Druck und prügeln sie aus Discos und Kinos hinaus. Schon hat NS-Führer Kühnen vor diesen »Anarcho-Rockern« mehr Schiß als vorm Staatsanwalt. Die »Zeit«ließ sich von einem hohen Verfassungsschützer erzählen, wie gefährlich es sei, wenn »linke Gewalttäter .. rechte Militanz« provozierten. KONKRET erkundigte sich bei der anderen Seite - das Gespräch führte Warner Poelchau

Dorothee-Ludwig von Friedewilms von Georg Fülberth

Früher wurde die ganze Fakultät besetzt, inzwischen reicht der Lehrstuhl. Die 68er Studentengeneration ist in die Jahre gekommen und mit ihr die Hochschulreform, die sie durchsetzen half. Wie system-nützlich das Reformwerk war, zeigt sich jetzt: Für Genschers Elite-Universitäten sind nur ein paar Korrekturen nötig

Konkret-Extra: Machtfaktor oder MachtphantasieWieder die schleichende Sozialdemokratisierung der Grünen von Thomas Ebermann, Rainer Trampert

Richtungskampf in der Grünen Partei: Seit Monaten sammeln die »Ökolibertären«, die sich auch Koalitionen mit der CDU vorstellen können, ihre Truppen, und die Fraktion der »Realisten« schickt allwöchentlich ihren Sprecher Joschka Fischer zum »Spiegel«, um dort für ein grünes Bündnis mit der SPD zu werben. In KONKRET melden sich nun die Linken in der Grünen Partei, die Öko-Sozialisten, zu Wort. Rainer Trampert, Sprecher des grünen Bundesvorstands, und Thomas Ebermann, früher Fraktionssprecher der GAL in der Hamburger Bürgerschaft, plädieren für eine Politik der Gesellschaftsveränderung

Woher? Wohin? von Wolfgang Pohrt

Rückblick auf die Herkunft des Massentourismus

Fernreisen von Christel Dormagen

Über das »Abenteuer gleich um die Ecke«

Traumreisen von Artur Simson

Über das böse Erwachen

Vor-Bilder, weiblich von Hermann Peter Piwitt

Hermann P Piwitt stellt die Berliner Malerin Gisela Breitling vor

Stammesbewußtsein, Kulturnation von Wolfgang Pohrt

Kolumne

Kultur & Imperialismus von Till Schulz

Die internationale Afrika-Konferenz in Berlin 1884/85 war ein Triumph des europäischen Imperialismus und gleichzeitig der Beginn seines Niedergangs, denn die Legalisierung von Raub, Plünderung und militärischer Unterwerfung in Afrika sollte alsbald auch in Europa die Sitten verderben. Zweck jener Zusammenkunft war die Verteilung der Beute Der nächste Anlaß, der die imperialistischen Staaten

Europas zusammenführte, war 30 Jahre später der Krieg gegeneinander - gewissermaßen die Fortsetzung der Afrika-Konferenz mit anderen Mitteln. Die Voraussetzung dieses Krieges, die Verwilderung Europas als Folge seiner Kolonialherrschaft, ist nirgends deutlicher geworden als im Kongo. Keiner hat sie eindringlicher und genauer beschrieben als Joseph Conrad. Ihn und sein Werk portraitiert Till Schulz

Abendland und Kulturmission von Mike Schwarz

Tugendterror von Diedrich Diederichsen
Über Horrorvideo

Giacomo Meyerbeer von Berndt W. Wessling

Gegengifte inklusive von Christel Dormagen
Über Anti-Amerikanismus

Kameradschaftswitz Heinz Erhardt von Dietrich Leder
Adenauers Enkel sind an der Macht, Schlager- und Heimatfilme in den (Pantoffel-)Kinos. Für manchen Feuilleton-Linken, der gemeinsam mit dem jungen deutschen Film gealtert war, wurde es ein Wiedersehen mit dem Schwarm seiner verflossenen Jugend. In solchen Augenblicken pflegt der Mensch sentimental bis senil zu werden. Von der damit verbundenen Nachsicht hat vor allem Heinz Erhardt profitiert. Die abenteuerlichsten subversiven Meriten und Talente wurden ihm von der linksliberalen Presse, inclusive 'Spiegel' angedichtet. Dietrich Leder hingegen sieht in der »Lachkanone Nr. l« eher die alte Mischung aus VW-Bulli und Schützenpanzerwagen

Der Seher und sein Nutztier von Karl Kessler
Über die Filmkritik und die Rolle, die der Blindenhund darin spielt

Film: Castros Rache von Olaf D. Marx
In Brian de Palmas »Scarface« wird aus einem kleinen kubanischen Gauner der Top-Manager eines Koks-Konzerns

Plattentips von Olaf D. Marx

Der Preis der Sicherheit von Wolfgang Pohrt
Über die Psychopathologie des bundesrepublikanischen Staatstheaters

Bücher: Subventions-Theater von Johannes Seifert
Boguslav Drewniak: Das Theater im NS-Staat. Szenarium deutscher Zeitgeschichte 1933-1945. Droste Verlag 1983. 456 Seiten, 58 Mark

Ein Schriftstellerverband, der Schriftstellerverband von Michael Kunitzsch

Bücher: Das Buch zum Film von Till Schulz
Die Macht der Gefühle, Zweitausendeins, 624 Seiten, 20 Mark

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 05/84, S. 3

Verlags-Mitteilungen

Wegen des Arbeitskampfes in der Druck-Industrie erscheint diese KONKRET-Ausgabe verspätet. Solidarität!

1. Fernschreiben an KONKRET, Hamburg, vom 9. April 1984: »Wie wir jetzt endgültig erfahren, sind die Österreicher nicht bereit, den Titel SEXUALITÄT KONKRET auszuliefern. Das Thema gleichgeschlechtliche Liebe ist dort ein so heißes Eisen, daß man es nicht anpacken möchte ... « Absender: Verlagsunion (die mit der Auslieferung von KONKRET beauftragte Vertriebsfirma).

2. Im Siegerland (ein Name, kein Zustand) gibt es SEXUALITÄT KONKRET nur unterm Ladentisch. Und die Grosso Firma Koenemann in Hagen/Westfalen »wird erst nach Vorlage eines Musters bei der Staatsanwaltschaft entscheiden, ob sie diesen Titel aufnimmt«. Soll man, nach einem Wort des Österreichers Karl Kraus, sagen: Aufklärung, die der Zensor versteht, wird zurecht verboten? Im übrigen Bundesgebiet ist die fünfte Ausgabe des Sonderhefts SEXUALITÄT KONKRET, herausgegeben von Prof. Volkmar Sigusch und Hermann L. Gremliza, redigiert von Ingrid Klein, jetzt am Kiosk. Noch?

3. Gespräch in der Redaktion. Wolfgang Pohrt versteht nicht, was es da zu reden gibt: »Wenn die Anzeige bezahlt ist, wird sie selbstverständlich gedruckt.« Sie ist bezahlt, sie wird gedruckt. Dennoch gibt es was zu reden, denn der Auftraggeber ist die Deutsche Kommunistische Partei (DKP). Und so ist es abzusehen, daß dieses Inserat den Verlag teurer zu stehen kommen wird als den Inserenten, der mit rund achttausend Mark davonkommt. Wer die Kommunisten und ihre Partei anders behandelt, als das deutsche Bürgertum dies in den Jahren 1917 bis 1984 getan hat, muß wie sie geächtet werden. Daß in der KONKRET-Redaktion überhaupt gefragt werden konnte (bevor einstimmig die richtige Antwort gegeben wurde), ob die DKP-Anzeige erscheinen soll, bezeichnet die. Reichweite der Wirkung, die der Antikommunismus auch auf Köpfe von Leuten erzielt hat, die sich für immun hielten.

4. Generell: Die Denunziation, dieser oder jener sei »DKP-nahe« oder »DKP-orientiert«, ist immer erfolgreich. Entweder wehrt sich der so Bezeichnete und gibt damit der Meinung auftrieb, daß die Nähe zu Kommunisten (und gar die Mitgliedschaft in ihrer Partei) ehrenrührig sei. Oder er hält, weil er dies nicht will, stille - dann hat ers »zugegeben«. Es gibt Zeitungen und Zeitschriften (das heißt: es gibt so gut wie keine, wo es anders wäre), die das Prädikat »DKP-orientiert« verteilen wie Goebbels (»Wer Jude ist, bestimme ich«). KONKRET wird den Arierausweis nicht vorlegen »

5. Der Westberliner Verleger Klaus Wagenbach beschwert sich: »Lieber Gremliza, von den Genossen bin ich ja schon einiges an Unverstand gewöhnt, aber, bitte, wo und wann soll ich folgenden Unsinn gesagt haben« - nämlich daß er »als linker und autonomistisch gesinnter Verleger sich in einem formierten Ordnungsliberalismus unter Strauß sicherer fühle als unter einer alles verstaatlichenden SPD«. Das stand in KONKRET 4/84 und war zitiert aus dem Dezember-Heft 1983 der »Neuen Gesellschaft«, nachgedruckt in der »Frankfurter Rundschau« vom 30. Januar 84. Wagenbach jetzt: »Ich verlange ein entschiedenes Dementi dieses Blödsinns. An die 'Neue Gesellschaft' und die 'FR' habe ich mit gleicher Post geschrieben.« Und Wagenbach fragt: »Warum druckt KONKRET solche Fälschungen? Es scheint: weil man sie mir irgendwie zutraut ... « Die Fälschungen? Er meinte wohl den Inhalt des Zitats. Und da kann man schlecht nein sagen.

Konkret 05/84, S. 5

an Konkret

Die Sau rausgelassen

KONKRET 4/84: » Wer hier lacht, macht Verdacht ... « - Karl Kessler über Türkenwitze

Das schärfste sind Eure Türkenwitze. Echt geil, wie Ihr da Eurem etwas doofen Publikum beibiegt, wann und wo es zu lachen hat und wann nicht. Es wurde ja auch Zeit, daß endlich mal für die weltfernen, abgefuckten Kopfwichser dokumentiert wird, was echte deutsche Humorlosigkeit ist. Daß Ihr zur Analyse dieser »Witze« auch noch Freud bemüht, könnte sich allerdings als Schuß in die eigene Kniekehle erweisen. Ihr hättet als Titelaufreißer ankündigen sollen, daß Ihr alle Türkenwitze im Heft habt. Die Kioskkäufer hätten so die Chance gehabt, Euer Heft links liegen zu lassen. Ich habe mich allerdings vergeblich gegen Humorlosigkeit zur Wehr gesetzt; mir wird der Mist per Abo in's Haus geliefert.

OTTO SUNDT

BRAUNSCHWEIG

Reicht es nicht, daß man fast täglich ausländerfeindliche Witze zu hören bekommt - oft genug von Leuten, die von sich behaupten, sie hätten überhaupt nichts gegen Ausländer. Müßt Ihr da auch noch »deutschen Humor« beweisen und die übelsten Türken»witze« abdrucken? Wir sind uns leider sicher, daß der eine oder andere darüber erfreut ist, so seinen Vorrat an derartigen »Witzen« auffrischen zu können. Dieser Teil des Artikels ist peinlich und geschmacklos.

BARBARA HACKENJOS

CHRISTEL MEYER

STUTTGART

Bravo, KONKRET hat's geschafft: Zum erstenmal veröffentlicht ein deutsches Blatt eine nahezu umfassende Kollektion aller in Umlauf befindlichen Türkenwitze. Wer bisher nach zwei oder drei erfolgreich erzählten Jokes dieser Art sein nach mehr dürstendes Rassistenpublikum bedauernd enttäuschen mußte, hat nun Gelegenheit, KONKRET als lexikalisches Nachschlagewerk zu Rate zu ziehen. Herzlichen Glückwunsch! Mit dem entsprechenden Aufmacher »Türkenwitze - Der Humor der Deutschen« auf der Titelseite war man nämlich klammheimlich und (fast) unauffällig auch attraktiv für rechtes Publikum - ein geschickter Schachzug. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier unter der Tarnkappe des hehren Anspruchs mal so richtig die Sau rausgelassen wurde - und zwar auf einem Terrain, das ja ansonsten tabu zu sein hat für anständige Marxisten. Der olle Siegmund hätte seine helle Freud' an euch.

MATTHIAS WAGNER

MEDENBACH

Leserprovokationen gehören zum journalistischen Geschäft, und ich lese seit 15 Jahren sicherlich KONKRET nicht nur als Bestätigungslektüre meiner politischen Überzeugungen. Aber 53 Türkenwitze im April-Heft sind für mich in einer linken Zeitschrift 53 zuviel. Aufklärung über den täglichen Rassismus in »diesem unseren Lande« muß man mit anderen Mitteln als jenen der Täter leisten. Ich kündige deshalb mein Abonnement. Als Entschädigung könnt Ihr ja bei rechtsradikalen Gruppen Informationshonorar verlangen. Die werden mit Sicherheit die Seiten 68/69 massenhaft kopieren und in Umlauf setzen.

DR. PETER DUDEK

FREIGERICHT

Absolut unwählbar

KONKRET 4/84: »Kraft durch grüne Freude« - Wolfgang Schneider über Ökolibertäre

Die Repräsentanten der Grünen im Bundestag sind so wirkungsvoll wie ein ökologisches Schwein im Hühnerstall. Das scheint auch die vielgepriesene Basis zu merken. Sie hat inzwischen nämlich fast aufgehört, überhaupt noch Basisarbeit zu machen. Oder hat sie Angst vor dem Normalbürger, der ihr - wie es in Passau Anfang Februar der Fall war - erstmal erklären mußte, wie die politische Lage in diesem Ort sei, nachdem vorher der Grüne einen stolzen Vortrag über das

allgemeine Waldsterben gehalten hatte? Das erinnert verdächtig an etablierte Politiker wie Zimmermann, Genscher oder Kohl: an der Sache vorbeireden.

JÖRG WELLBROCK

HAMBURG

Ich finde es peinlich für die »Ökolibertären«, was in diesem Artikel an Gedankengut vorgestellt wird. Ich habe die Diskussionsprozesse innerhalb der Grünen in letzter Zeit wenig verfolgt (aus Zeitgründen), aber wenn auch nur die Hälfte des Artikels stimmt, ist es schlimm genug. Sollen die Grünen jetzt allen Ernstes in diese Diskussion einsteigen, die wahrhaftig nicht neu ist? Wenn die »ökolibertären Grundsätze« sich innerhalb der Grünen durchsetzen sollten, so wären diese absolut unwählbar für alle, die hier ernsthaft etwas verändern wollen!

EVA TERVEEN

BERLIN

Hü! Hott!

KONKRET 4/84: »Der Aufschwung ist da« - Kolumne von Hermann L. Gremliza

Ich kündige ab sofort mein Abonnement für Ihre Zeitschrift KONKRET. Der Grund dafür ist der Rausschmiß des von mir hochgeachteten Manfred Bissinger. Meine Erwartungen an KONKRET unter Bissinger waren groß, da ich hoffte, daß er durch seine offene, kompromißlose und kluge Art den Stil der Zeitschrift prägen könnte. Diese Ansätze sind in meinen Augen zerstört. Um nicht vorschnell zu urteilen, wartete ich die erste Gremliza-Ausgabe ab; aber ich kann diese Zeitschrift nun nicht mehr so recht ernst nehmen. Gremliza, dieser geistig unbewegliche, ungerechtfertigt selbstgefällige, nicht einmal besonders kluge Mann, beschert uns nun das, was wir schon vom Spiegel etc. kennen: ein weiteres Tendenzblättchen, bei dessen Lesen ich zuviel filtern muß und viel zu wenig Information erhalte (der ich noch nicht einmal traue!). Es ist jetzt also wieder die schwache Gremliza-Kolumne, bei der uns Intellektuellen immer ein wenig dünn im Hals wird, zum Motto von KONKRET erhoben. Da denke ich lieber selbst.

HERMANN ARENDS

BRAUNSCHWEIG

Nicht zuletzt unter dem Eindruck des Leitworts »Der Aufschwung ist da« hab ich vorgestern ein Jahresabonnement von KONKRET angemeldet. KONKRET hab ich sporadisch gelesen schon zu Zeiten, als Ulrike noch mitschreiben durfte. In den letzten Jahren war die Zeitschrift mir oft zu trocken-akademisch-eliär; heute hat sie Niveau und ist im guten Sinne allgemeinverständlich. Ich weiß nicht, lieber Hermann Gremliza, ob das allein Ihr Verdienst ist, aber ich weiß, daß Sie in diesem besagten Leitartikel hervorragend auf einer einzigen Seite dokumentierten, was bittere Sache ist. Jede Metapher ist sprachlich und politisch optimal.

ALFRED EINFELDT

HAMBURG

Selbstgestrickt

KONKRET 4/84: KONKRET-Anzeige

Der Kampf um die 35-Stunden-Woche ist voll entbrannt. Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht in nahezu allen Medien über Warnstreiks, Kundgebungen, Stand der Tarifverhandlungen, neue »Umfrage«ergebnisse und die »Gefährdung des Aufschwungs« durch Arbeitskampf berichtet wird.

Nicht so in KONKRET 4/84. Im Innenteil kein Hinweis auf die wahrscheinlich entscheidendste soziale Auseinandersetzung in der Geschichte der Bundesrepublik. Kein Hinweis? Doch, da trägt doch auf S. 59 Kollege Reppel vom Opel-Betriebsrat die 35-Stunden-Woche am Revers, und auf S. 88 hält Franz Steinkühler die 35-Stunden-Woche hoch - selbstgestrickt und um für KONKRET zu werben.

So weit - so gut, aber dann der Text! »Vertrauen ist gut - KONKRET ist besser«. Was sollen denn diese an Dusseligkeit kaum zu überbietenden Sprüche? Paßt bloß auf, daß Ihr nicht durch Eure Abstinenz in der Frage der 35-Stunden-Woche mit dazu beitragt, daß wir uns alle im »Vorgarten der Kapitalisten« wiedersehen - beim Unkrautjäten! MANFRED H BOBKE

DÜSSELDORF

Doppelt gemoppelt

KONKRET 4/84: »Rette sich wer kann - die Vernunft« - KONKRET-Essay von Joachim Bruhn

Wenn ich Joachim Bruhn richtig verstanden habe, dann wirft die Verdoppelung den Vorwurf auf seinen Urheber zurück, und der muß sich dann fragen, ob er damit nicht von eigenem ablenken will. Wird der Vorwurf - daß die Friedensbewegung vor allem der Selbstbefriedigung gedient hat und sich nach dem Stationierungsbeschluß auflösen soll - in einem Heft mindestens viermal gebracht, ist die Verdoppelung doppelt gemoppelt.

So oder so ähnlich habe ich das KONKRET-Heft 4/84 verstanden, in dem zwar eine ganze Reihe guter Sachen standen, in dem aber auch dieser blöde Vorwurf ausgewalzt wird. Als ob die fortschrittliche Bewegung nichts besseres zu tun hätte, als ihren eigenen Nabel zu betrachten. Was ist schlecht daran, sich an einem Friedenstaubenplakatmalwettbewerb zu beteiligen? Vielleicht sagt mir das mal jemand!

Ich finde, um es kurz zu machen, daß Ihr es nicht nötig habt, auf den Weltuntergang zu warten und immer wieder festzustellen, daß Ihr es besser gewußt habt, da ist KONKRET schon besser gewesen.

LEO BRAUNLEDER

WUPPERTAL

Die Erkenntnis, daß die Ausrufung der Weltrevolution das sicherste Mittel ist, den nächsten Weltkrieg zu verhindern, mag zwar richtig sein, ihr Nachteil ist nur, daß sie - obwohl diese Richtigkeit schon seit längerer Zeit besteht - in der Bundesrepublik noch immer nicht gelungen ist. Da mag es für Joachim Bruhn zwar eine persönliche Beruhigung sein, daß er im Gegensatz zu den »Kleingewerbetreibenden« der Friedensbewegung die richtige Erkenntnis hat und noch dazu in KONKRET artikulieren kann, die Pershing II und Cruise Missiles schafft das nicht aus dem Land - im Gegenteil.

Wer dreißig oder fünfzig Jahre Politik nur mit sich hat machen lassen, der wird nicht von heute auf morgen zum Barrikaden-Bau zu gewinnen sein, sondern vielleicht erst einmal dazu, Friedenstauben ins Fenster zu hängen, und auch das geht ja nicht ohne Pressionen, und seien es nur die der lieben Nachbarn. Das ist ein erster Schritt, weitere können folgen, und wer Zeitung liest, könnte wissen, daß die Friedensbewegung nicht nur Tauben ins Fenster hängt, sondern etwa in Mutlangen eine Dauerblockade am Pershing-Stationierungsort durchführt. Vielleicht sollte sich Joachim Bruhn dort einmal zur tätigen Mithilfe einfinden.

THOMAS FRUTH

AUGSBURG

Jüdische Mitbürger

KONKRET 4/84: »Deutsche Gespräche« - Horst Tomayer telefonierte zur Ausstellung »Deutsche Jüdische Soldaten 1914-1945«

Zu der Ausstellung gibt es eine kleine Broschüre, die im Auftrag des Verteidigungsministeriums herausgegeben wurde. Eingeleitet wird diese Broschüre mit folgendem Gedicht: »Den Hinterbliebenen: Mutter - er kommt nicht nach Haus/den Du geboren/Frau - von allen/ Männern ist Deiner gefallen/ Kinder - Ihr habt Euren Vater verloren./Eine große Mutter/ ist unser Land./Heldentod/hat eine sanfte Hand./Kinder -/ werdet wie er/macht ihm nicht Schand!«

Das ist haarscharf die Lyrik, die 1933-45 die deutschen Lesebücher vergiftete - wir haben in unserem Buch »Schule im 3. Reich - Erziehung zum Tod?« einige Beispiele dazu veröffentlicht. Rassismus und Militarismus waren zwei Stützpfeiler des NS-Staates, sie verstärkten sich gegenseitig in ihrer Wirkung und griffen in vielen Fällen eng ineinander. Daher ist uns wohl die Frage erlaubt, welchen Sinn eine Ausstellung hat, die mit dem zitierten Gedicht eingeleitet wird? Welche Funktion haben die Grußworte, die direkt danach von Stücklen, Wörner und Apel geschrieben wurden? »Selbstverständlicher Einsatz« der »jüdischen Mitbürger für das Vaterland« (Stücklen)? »Ihre Opfer« haben »keine Anerkennung gefunden« (Wörner)? Es fehlt nur noch die Frage, ob nicht ein jüdischer Soldat mehr Dankbarkeit verdient hat als Frauen und Kinder. So schreibt Manfred Wörner: »Niemanden hat Hitler böswilliger und niederträchtiger behandelt als die jüdischen Soldaten.«

GERALDO DEL RIO

KASSEL

Hohe Kunst der Mutterschaft

KONKRET 4/84: »Sanfte Ohnmacht« - Sabine Rosenbladt über CDU/grüne Frauen

Sabine Rosenbladt hat »die schönen Momente in der traditionellen Frauenrolle« der Abgeordneten Schoppe von den Grünen herrlich aufgespießt. Wer in einer Zeit, in der das Großkapital mit Hilfe seiner Marionettenregierung in Bonn gerade Frauen wieder zur entrechteten und ausgebeuteten industriellen Reservearmee degradieren will, dem Frauenbild der Herrschenden noch positive Seiten abgewinnen kann, der bzw. die hat nicht kapiert, worum es geht.

FRANKE SIEGEL

DUISBURG

Als Teilnehmerin der Landesfrauenkonferenz der Grünen Baden-Württembergs in Tübingen kann ich Ihnen versichern, daß Frau Schoppe den Diskussionsstand grüner Frauenpolitik nur begrenzt widerspiegelt. Bei der Erarbeitung eines neuen Frauenprogramms wurden in Tübingen recht eindeutige Aussagen zum kapitalistischen Wirtschaftssystem und der dadurch bedingten Stellung der Frau gemacht.

Andererseits ist von uns Frauen selbst viel Offenheit gefordert, um eine qualitativ fortschrittliche Diskussion zu führen. Zum Beispiel ist gerade die Mutterschaft für eine Frau von so existenzieller Bedeutung, daß wir sehr sorgsam mit ihren spezifischen Erfahrungen umgehen müssen. Autonomie und Anarchie wohnen Mutterschaft inne. Die starke Beziehung zu vorindustriellen Lebensformen ergibt sich aus der Notwendigkeit, vor allem während der Mutterschaft naturgesetzliche Abläufe im eigenen Körper und Leben zuzulassen. Dieses frauenspezifische Leben und Lieben können, ihm Anerkennung zu verschaffen, ohne dabei letztlich frauenfeindlichen Ideologien zu verfallen, halte ich für die hohe Kunst der Mutterschaft.

MONIKA KNOCHE

KARLSRUHE

Konkret 05/84, S. 8

Hermann L. Gremliza

Folgt Entrüstung zwei und Schluß

Der Rasenplatz vorm Weißen Haus zeigt noch die Fußabdrücke, die Pleitgen von Merseburg dort hinterließ, als er jahrelang in die Kameras sprach, die Amerikaner hätten »ihr Vietnam-Trauma« nun bald überwunden. Ob der Reporter ahnte, was er da sagte, oder ob er sich die Sprechblase unbesehen geliehen hatte - er war das Medium für die Botschaft, daß die Schamfrist, die einem versuchten Völkermord zu folgen hat, demnächst ablaufen werde, und ein neuer Versuch zu erwarten sei. Die General-Amnesie ist gelungen. In diesen Tagen beschreibt der Präsident des Repräsentantenhauses, der »Demokrat« Thomas O'Neill, die jüngste Geschichte der USA als »38 Jahre amerikanischer Unterstützung für friedliche und rechtmäßige Lösung von Streitigkeiten zwischen Nationen«.

Jetzt können und wollen sie wieder Blut sehen. Nicaragua soll drin ersticken. Das Land, das sich nach fünfzigjährigem Kampf von den New Yorker Kolonialherren befreit hatte, wird zurückerobert. Von Süden und Norden halten die gekauften Banden des Eden Pastora und das Somoza-Pack mordbrennenden Einzug, angeleitet von Agenten der CIA und den »Elitesoldaten« genannten Berufskillern der Special Forces. Die Regierung der USA ließ die Häfen des Landes verminen, damit die Revolution nicht »exportiert« werden könne.

Wer denkt noch an Haiphong? Nicht nur zwischen Baltimore und San Francisco ist das »Vietnam-Trauma überwunden«. Als die Besetzung der Hafenstadt San Juan del Norte durch die Söldner des Reagan Pastora gemeldet wurde, sammelten sich Demonstranten am Zaun der Startbahn West. Kein Amerikahaus mußte nach dem Glaser schicken. Die Sozialdemokraten Ehmke und Duve äußerten Bedenken, ihr Genosse Hans Apel legte ein Bekenntnis zum Bündnis mit den USA ab: »Unsere amerikanischen Freunde sind in einen tragischen Konflikt verwickelt. Hier in Berlin verteidigen sie die Freiheit, und wir lassen nicht zu, daß man ihnen auf die Stiefel spuckt« (eine Verwechslung - das war nicht Apel, sondern sein vermutlicher Amtsvorgänger als westberliner Bürgermeister, Klaus Schütz, 1967 vor dem Schöneberger Rathaus; Apel hat jetzt das Gleiche etwas anders gesagt). Und aus der Schweinebucht des deutschen Journalismus, der Auslandsredaktion des »Spiegel«, stieg der Kommentar: »Die Schockwellen der Explosionen in Nicaraguas Hafeneinfahrten erschütterten eher Washington als Managua: Die linken Comandantes können sich seit langer Zeit wieder einmal in weltweiter Sympathie sonnen ... «.Dort, wo sich schon Allende bräunen durfte.

Längere Meldungen werden von der Deutschen Presse-Agentur in Teilen geliefert, wobei das erste Wort der Überschrift als Erkennungszeichen für die Fortsetzung gilt. Der erste Teil der Meldung über die Entrüstung, die Washingtons Krieg gegen Nicaragua ausgelöst habe, endete mit dem Hinweis: »Folgt Entrüstung zwei und Schluß.« Der technische Hinweis an die Redaktionen war ein unfreiwillig wahrheitsnaher Kommentar zu dem Theaterdonner, den die Senatoren und Repräsentanten in Washington veranstalteten - allen voran die Herren Kennedy und Goldwater, die Nicaragua gerne etwas anders um die Ecke gebracht sehen möchten. Mit großem Trara ließen sie im Senat Mißbilligungen beschließen - wohl wissend, daß diese den Präsidenten nicht behindern würden. Zu Recht fand Reagan, daß er mit solchen Resolutionen »leben kann, da sie nicht bindend sind«; der Aufstand der Senatoren sei »Teil einer großen Hysterie«. So sah es auch der Friedensnobelpreisträger Henry Kissinger, ein Kumpel von Rudolf Augstein und Theo Sommer, der gern gestand, daß er »mit der Verminung sympathisiere«. Die vom Kongreß gesperrten Gelder für Pastora und - via EI Salvador - für das Gesindel des Somoza-Clans nahm der Präsident aus einem Fond des Verteidigungsministeriums. So what?

Denn darin sind sich alle einig, die Macht haben in den USA. daß es keine Freiheit für die Feinde ihrer Freiheit geben darf, daß die Nicaraguaner ihren Kaffee wieder in die Silos der United Food zu schaffen haben, daß wieder verhungert, verblödet und verreckt werden muß wie zuvor - zur höheren Dividende in Gottes eigenem Land; daß wieder ein Somoza regieren soll oder ein Major D'Aubuisson, mit Garde oder Todesschwadron; daß es überall auf der Welt zugehen müßte wie in North Carolina, wo ein Gericht neun Mitglieder des rassistischen Geheimbundes Ku Klux Klan freigesprochen hat, die bloß fünf Mitglieder der kommunistischen Arbeiterpartei ein bißchen erschossen hatten. Klan-Führer Virgil Griffin kommentierte seinen Freispruch angemessen: »Ich fühle mich wie in den Himmel gekommen.«

Kann sein, daß Griffin in New Hampshire oder Massachusetts ein paar Monate Fegefeuer gekriegt hätte - das Prinzip gilt auch dort: Gegen Nigger, Gooks, Chicos, gegen *Commies* überhaupt ist alles erlaubt. Eine Opposition gegen diese aus Rassismus und Antikommunismus amalgarnierte Politik gibt es nicht - jedenfalls keine, die Macht oder Einfluß besäße. Ein paar Rocksänger, ein paar Professoren, ein paar Black Muslims und rote Häuptlinge machen noch keinen Widerstand.

Darin gleichen die USA den anderen kapitalistischen Staaten: daß die Bourgeoisie ihre Herrschaft unangreifbar gemacht hat. Ihre Institutionen, ihre »demokratischen« Rituale, ihre Gewaltapparate, ihre Bewußtseinsindustrien haben jede oppositionelle Regung fest im Griff. Die Hoffnung, es ließe sich - trohotz aaalledem und aaalledem - doch irgendwie mit neuen Bewegungen, neuen Ansätzen, ganz neuen Strategien irgendwann irgendwas machen, ist eher Teil der Herrschaftssicherung (und muß deshalb von Zeit zu Zeit ein bißchen genährt werden) als Gefahr. War die

Friedensbewegung mit ihren Menschenketten nicht eindrucksvoll? Ihr Protest wurde mit der Aufstellung neuer Atomraketen, einem Auftrag zur Entwicklung eines neuen Nervengases für 1, 1 Milliarden Dollar und der Verminung des Weltraums quittiert.

Falsch geraten: hier folgt kein Aufruf zum Übergang von »Gewaltfreiheit« zu Militanz (Stammheim ist nicht einmal als Alternative zum Strickkreis der Friedensini empfehlenswert). Ich will nur mal fragen, wie lange noch so getan werden soll, als ob nicht wäre, was ist: keine Macht für niemanden, die Herrschaft der Bourgeoisie aus eigener Kraft zu brechen - nicht für das französische Proletariat, nicht für die britischen Friedensfrauen, nicht für italienische Eurokommunisten, nicht für amerikanische Bürgerrechtler und für bundesdeutsche Grüne auch nicht. Opposition, Empörung, Widerstand, die sich dem globalen Kampf und seinen Bedingungen verweigern, werden sein wie Fürze im Wind.

Nur einmal konnten die USA und ihre Verbündeten zurückgeschlagen werden: in Vietnam. Eine internationale Koalition brachte ihnen die schwerste Niederlage ihrer Geschichte bei - die einen kämpften im Mekong-Delta, die anderen lieferten Waffen und Medikamente, wieder andere denunzierten die Völkermörder bei den sensibleren Vertretern ihrer Klasse. Der schmachvolle Rückzug aus Saigon kostete die Besiegten in den folgenden Jahren die Herrschaft über wenigstens zehn Länder der Dritten Welt. Nun haben sie das Trauma überwunden. Es käme darauf an, ihnen ein neues beizubringen.

Konkret 05/84, S. 10

Nachrichten

Rüge, Dr. Vilmar!

Hermann Kroll-Schlüter, Vorsitzender der Arbeitsgruppe Jugend, Familie und Gesundheit der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, ist böse auf Dr. Karsten Vilmar, Präsident der Bundesärztekammer, weil der den Atomkrieg nicht gut findet. Vilmar hatte auf dem »4. Medizinischen Kongreß zur Verhinderung des Atomkrieges« die Auffassung vertreten, in einem Atomkrieg gebe es keine ärztliche Hilfe mehr. Was unter anderem bekanntlich auch darin begründet ist, daß ebensowenig Ärzte wie Patienten den Atomkrieg überleben werden. Hermann Kroll-Schlüter betonte dagegen in Bonn, die »Anwendung moderner Waffen« dürfe »für einen Mediziner kein Anlaß sein, ärztliche Hilfe zu verweigern«. Denn, so der christlich-demokratische Gesundheitspolitiker, der Mensch bleibe von jeder Art eines Waffeneinsatzes im Kriegsfall bedroht. Wert oder Unwert von Maßnahmen der Vorbereitung auf Hilfe, auch der ärztlichen Hilfe, dürften aber nicht nur nach den Ausmaßen einer der größten denkbaren Katastrophen beurteilt werden.

Nachwuchsförderung

Realitätssinn haben acht Soldaten einer in Schweinfurt stationierten US-Kampfeinheit bewiesen. In einem Leserbrief an die Army-Zeitung »Stars and Stripes« plädierten sie für mehr Brutalität im Fernsehen, Video etc., denn: »Unsere Kinder brauchen die Fähigkeit zur Gewalt... um ein Bajonett dem Feind in den Hals zu rammen...um fähig zu sein, einen Mann mit einem Maschinengewehr auseinanderzunehmen. Wir sollten unsere Kinder mit Gewalt auf dem Bildschirm versorgen, um sie für eine Zukunft in einer gewalttätigen Welt vorzubereiten.« Die Kritiker von Gewaltdarstellungen nannten die Soldaten »WIMPS - Whining Idiots, Mamas Boys pretending to be soldiers (Jammernde Idioten, Muttersöhnchen, die vorgeben, Soldaten zu sein)«.

Humaner Humus

Auf einem Treffen von Medizinern und Anwälten in Denver/Colorado hat Richard Lamm, Gouverneur des US-Staates Colorado, nach Pressemeldungen einige Unruhe ausgelöst mit der Bemerkung, unheilbar kranke Menschen hätten eine »Pflicht zum Sterben« und sollten »Platz machen«, denn die Kosten der medizinischen Behandlung zur Verlängerung des Lebens ruinierten die volkswirtschaftliche Leistungskraft der Nation. Alte Menschen, die auf natürliche Weise stürben, so Lamm, seien wie »Blätter, die vom Baum fallen und Humus bilden, damit die anderen Pflanzen aufwachsen können.«

Treue Freunde

Die US-Regierung muß nach Ansicht der amerikanischen UNO-Mission etwas zur Verbesserung ihres gespannten Verhältnisses zu den Vereinten Nationen tun. In einer Studie für den Kongreß beklagt die amerikanische UNO-Botschaft, daß die USA trotz ihrer gewaltigen Zuwendungen in der Weltorganisation weitgehend isoliert seien, weil sie das Gremium nicht ernst nähmen. Die amerikanische UNO-Botschafterin Jeane Kirkpatrick schreibt in einem Vorwort zu der Studie, die Vereinigten Staaten sollten klar machen, »daß wir ein ernsthaftes Interesse an den in diesen Gremien gefällten Entscheidungen haben und nicht länger UNO-Aktivitäten mit einem Achselzucken als unwichtig abtun«. Es gebe bei vielen Menschen in den USA und in anderen westlichen Ländern eine Tendenz zu der Auffassung, »was kümmern uns die Vereinten Nationen«, meinte die Diplomatin. Die Studie zeigt, daß die USA, die 25 Prozent des eine Milliarde Dollar betragenden Etats der UNO-Zentrale in New York tragen, in der Vollversammlung nur bei etwa einem Viertel der Abstimmungen zusammen mit der Mehrheit votierten. Bei kontroversen Themen erhielten die Amerikaner meist selbst von jenen Staaten keine Unterstützung, denen sie wirtschaftliche und militärische Hilfe gewähren. Pakistan etwa, das nach der sowjetischen Invasion in Afghanistan mehr als drei Milliarden Dollar aus den USA erhielt, stimmte nur bei 22,8 Prozent aller Tagesordnungspunkte mit den Vereinigten Staaten.

Als verläßlichste Partner der USA werden in der Studie Israel, Großbritannien und die Bundesrepublik genannt, die bei fast allen Abstimmungen (93,3, 84,2 und 82 Prozent) an der Seite der Amerikaner standen.

RADIKALAUER

Von Winfried Thomsen

Die Feinde der Verfassung geben sich als ihre Freunde aus, sagt Zimmermann. Die Mühe macht er sich nicht.

Ein Morgen ohne »Bild« ist wie ein Regen ohne Säure.

Ein U-Boot übt für Chile. Schön, aber ist es nicht doch etwas umständlich, in Santiago Fischerboote zu versenken?

Sozialdemokratische Medienpolitik: Nicht kleckern, glotzen.

Tausche ein Königreich für ein Pferd gegen ein Zimmer für 25 Türken.

Die polnischen Schriftsteller sind mit Günter Grass solidarisch: sie schreiben auch nichts mehr.

Vorneverteidigung: McDonald's stellt jetzt grenznah Abschreckungsbuletten für hungrige Angreifer auf. Den Rest erledigt das Rote Kreuz.

Die SPD will die besser Verdienenden zur Kasse bitten. Dabei sitzen die schon da.

Geheimnis gelüftet

Nachrichten von der Börse:

»Jetzt kommt die Zeit für eiskalte Rechner. Überall, wo die Börse nach unten übertreibt, sollten Sie gezielt gegenhalten. Bei einigen Papieren stimmen bereits heute die Relationen nicht mehr... Dividenden- und Ertragsphantasie sprechen jetzt eindeutig für CONTI-Gununi. Seit 1980 hat der Konzern bis einschließlich 84 ca. 5.000 Leute abgebaut. Im Klartext bedeutet dies gut 200 Mio. Lohnkostenreduzierung je Jahr. Im Gegenzug wird der Konzernumsatz im gleichen Zeitraum um 700 Mio. hochgefahren! Hier liegt offensichtlich das Geheimnis des Ertragsumschwungs.«

(aus: »Frankfurter Börsenbriefe«)

Mittelbarer Vorteil

Mit einer bemerkenswerten Entscheidung zur Waldzerstörung wartete jetzt der 2. Strafsenat des Oberlandesgerichts München auf. Er lehnte ein vom Landesvorstand der bayerischen Grünen und zwei Waldbesitzern angestrengtes Klageerzwingungsverfahren gegen die bayerische Staatsregierung und die Vorstandsmitglieder der Bayern-Werke und Isar-Amper-Werke mit der Begründung ab: »Der einzelne Baum in einem Wald oder ein einzelner Wald selbst (ist) kein Gegenstand des öffentlichen Nutzens.« Die Richter Dr. Ludoph, Wolf und Mallwitz weiter: »§ 304 StGB schützt nur den unmittelbaren Nutzen der Allgemeinheit, nicht aber einen mittelbaren Vorteil, wie es die Sauerstoffversorgung der Menschheit durch Wälder beispielsweise ist.«

Arbeitslosenmusterung

Auch die Bundeswehr macht sich Sorgen um arbeitslose Jugendliche. Wie das Verteidigungsministerium mitteilte, wurden zum Einberufungstermin am 2. April bundesweit 49.114 Wehrpflichtige eingezogen, von denen nach Angaben des Ministeriums 16.193 - rund 33 Prozent - arbeitslos und 2.311 Abiturienten - rund 4,7 Prozent - ohne Ausbildungs- bzw. Studienplatz waren. Im Wehrbereich III (Nordrhein-Westfalen) lag die Zahl der in die Kasernen einrückenden Wehrpflichtigen, die ohne Arbeit waren, sogar bei 44 Prozent. Haben wir damals Kanzler Kohls Lehrstellengarantie alle nur falsch verstanden?

Flugzeuge für Nicaragua.

Nicaragua besitzt kein ausreichendes Straßenverkehrsnetz. Täglich gibt es im Abwehrkampf gegen US-gesteuerte bewaffnete Aggressionen verwundete Männer, Frauen und Kinder. Sie und andere Schwerkranke müssen schnell in die wenigen Krankenhäuser oder lebenswichtige Medikamente zu ihnen gebracht werden. Die Krankenwagen reichen nicht aus und können oft nicht rechtzeitig zur Stelle sein.

Deshalb braucht Nicaragua straßenunabhängige Verkehrsmittel zum Transport von Kranken, Verletzten und Medikamenten. Dazu eignen sich Flugzeuge am besten. Nicaragua hat nicht das Geld, sie anzuschaffen, aber aus den Zeiten des Somoza-Regimes ein Netz von etwa 40 kleinen Landeplätzen. Bei uns gibt es die Flugzeuge. Als Insassen einer der reichen Metropolen jahrhundertelanger kolonialer Ausbeutung haben wir die Pflicht zu helfen, konkret und sofort! Spenden unter dem Stichwort »Sanitätsflugzeuge für Nicaragua« auf Konto Nr. 19.002.286 bei der Sparkasse Bonn (Bankleitzahl: 38050000). K. H. Hansen

Song für die Westkurve

Einem latenten wie schier unausrottbaren Wunsch älterer Deutschnationaler und Deutschnazionaler nach dem kompletten Deutschlandlied (auf einer Strophe kann man nicht stehen, wie?!) ist Horst Tomayer nachgekommen. Seine Version des Fallersleben-Hits (Musik: Haydn) nimmt freilich weder Maß an Etsch und Belt und Memel und Maas noch bürstet es all die anderen deutschen Felle, die den historischen Bach hinunter sind. Vielmehr dient sich der Chor-Heuler als der (wie es scheint: gelungene!) Versuch an, Deutschland/West in seiner ganzen Ist-Verfassung zu besingen.

DEUTSCHLAND DEUTSCHLAND ALLEN FALLES

Deutschland, Deutschland, liebes, pralles
Auf den Straßen liegt das Geld
Wenn es gegen Schmutz, Krawalle
Unteilbar zusammenhält
Von Martin Luther bis Doktor Oetker
Von wilder Ehe bis vermählt
Deutschland Deutschland allen Falles
Auf den Straßen liegt das Geld

Deutsche Türken, deutsche Pershings
Deutscher Bigmäc, deutscher Punk
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten, schönen Klang
Deutsche Coca, deutsches Video
Deutscher Hopf- und Gerstentrank
Deutsche Türken, deutsche Pershings
Deutscher Bigmäc, deutscher Punk

Reinlichkeit und Pflicht und bleifrei
Für das deutsche Tartanland
Darauf laßt uns einen heben
Vorneweg und hinterhand
Oben ohne, Urschrei unten
Für das deutsche Tartanland
Glüh im Glanze unsres Blickes

Glühe deutsches Tartanland

Konkret 05/84, S. 13

Sabine Rosenbladt

Das Patenking des Präsidenten

Bonn, Siedlung »Auf dem Hügel«. In dieser Notunterkunft für Obdachlose, amtlich auch »Schlichtwohnung«genannt, kam vor dreizehn Jahren das Kind Gertrud zur Welt. Gertrud (3.v.r.), Sonderschülerin, hat noch dreizehn Geschwister, geboren von ihrer Mutter Maria (2.v.l.). Eine deutsche Familie, eine katholische Familie. »Die Gottesmutterschaft Mariens«, so Joseph Kardinal Höffner, Aat der Frau ungeahnte Würde verliehen.« Auch der Staat liebt kinderreiche Familien. Deshalb hat das Mädchen Gertrud einen Ehren-Patenonkel: Karl Carstens, Bundespräsident, Palais Schaumburg, Bonn

Bei der Brotfabrik »Germania« in Bonn-Beuel 13 kennt man den Hubert Bungarz schon. Jeden Mittwoch kommt er mit seinem Mofa und dem Anhänger und holt, was andere Bundesbürger nicht mehr essen wollen: Schnittbrot in Plastikhüllen mit überschrittenem Verfallsdatum, zu krustig gebackene Brotlaibe, die der Norm nicht entsprechen. »Ja, die Konkurrenz ist hart«, seufzt der Lagermeister und füllt dem Hubert Weißbrot, Schwarzbrot, Graubrot in einen großen Plastiksack. Zweieinhalb Zentner für zwanzig Mark. Das Geld geht in die Betriebskasse für den nächsten Kegelabend.

Im Schlachthof kauft Hubert »Rippsche«, das Kilo eine Mark, und »Schwänzsche«, das Kilo fünfzig Pfennig. Da wird sonst Wurst draus gemacht. »Ich dachte erst, der holt dat für'n Hund«, sagt der junge Schlachter, »aber der Hubert, der hat ja 'ne große Familie zuhaus.«

Hubert ist achtzehn. Ein freundlicher Junge in Gummistiefeln und viel zu weitem Pullover, das zehnte Kind von vierzehn des Toni und der Maria Bungarz. »Isch sprech awwer nur platt, kunnste misch denn verstonn?«, erkundigt er sich besorgt. Lesen und schreiben kann er nicht. Man hat ihn bei der Einschulung übersehen, wahrscheinlich weil er nicht gemeldet war, und so ist er erst mit elf in die Sonderschule gekommen. In die Sonderschule, wie seine sechs Brüder und sieben Schwestern auch. Hingegangen ist er selten: »Kein Zick, isch muß arbeete.«

Zuhause auf dem Sofa sitzt, kettenrauchend, Maria Bungarz und schält Kartoffeln. Schräg gegenüber hängt das Kruzifix unter dem sie Jahr für Jahr dem Toni Bungarz, dem Papst und dem Herrgott zum Wohlgefallen ein neues Kind ausgetragen und geboren hat. Insgesamt waren es neunzehn, fünf sind früh gestorben. »Früher wars e frechet Mädsche. Jetzt isse still geworden, die Frau«, sagt Toni Bungarz. Maria sieht zehn Jahre älter aus als er, obwohl sie fünf Jahre jünger ist, 49. Zahnlos, verbraucht, mit dünnen Kinderärmchen und einem uralten Gesicht. Im letzten Jahr hatte sie sechsmal eine Lungenentzündung, »wegen der feuchten Wohnung«. Eine Kur ist ihr dann aber nicht bewilligt worden. Weil alles nicht mehr so weiterzugehen schien, hat sie einen Selbstmordversuch gemacht.

Die Wohnung Siemensstraße 43 ist eine »Notunterkunft« für obdachlose Familien der Stadt Bonn. Die Bungarz sind vor siebzehn Jahren aus dem Barackenlager »Dransdorfer Weg« hierhergezogen. Dies ist die unterste Stufe. »Sozusagen der Bodensatz« (ein Sozialarbeiter). Die Wohnungen seien »bewußt als Notunterkünfte gebaut« für den Übergang; wer hier nicht bald wieder wegkommt, dem ist mit amtlichen Mitteln nicht zu helfen. »Die Bungarz wären auch in einem normalen Wohngebiet nicht tragbar.« Warum? »Denen fehlt das Anpassungsvermögen.«

Für diese ihm zugewiesene Schlichtwohnung bezahlt Toni Bungarz DM 426,98 »Benutzungsgebühr«. 150 Quadratmeter, an den Wänden in Küche und Bad rinnt schwärzliches Wasser, der Putz ist aufgequollen und grün vor Schimmel. »Das wird in Abständen immer mal wieder vom Gesundheitsamt überprüft«, sagt ein Mitarbeiter des Jugendamtes, »und die stellen dann regelmäßig fest, die Familie sei schuld am Zustand der Wohnung, weil sie ungenügend gelüftet hätte.«

»Datt kütt ja immer bei uns, nä, kinderreische Familie!« meint Toni Bungarz. »Datt sinn ja immer die Asozialen! Datt is so. Wenn da soviel Kinder sinn, is Feierabend. Da wirsde bestraaf. Jawoll, bestraaf! Du stehs dich so besser, du machs keine und lebs mit eine Junggesell, ihr habt Doppelverdienst - ich muß vierzehn Pänz grußtrecke und krieg überall nur Knüppele in de Weg geworfe. Weißte, wat mir sinn, Schneewittsche? Mir sinn Dreck! «

Maria stellt die Kartoffelschüssel ab. »Die ältesten Kinder, dat Bärbelsche, de Hein und de Walter, die waren z'erst in der Karlschul. Da ham de gesagt, die Kinner müsse aus de Karlschul raus in de Senderschul, sinn alles Barackenkinder.« Der Sozialarbeiter: »Da ist was dran, daß man in den Schulen sagt, aus *der* Gegend... Und dann werden die Kinder halt nicht so gefördert.«

Gertrud Bungarz, dreizehn Jahre alt und Kind Nummer zwölf, hatte im letzten Sommer eine schwere, doppelseitige Lungenentzündung. Gertruds Patenonkel ist Karl Carstens, Bundespräsident.

»Liebe Gertrud,

sicherlich weißt Du, daß der Bundespräsident Dein Ehrenpate ist. Dich und alle anderen Bonner Patenkinder im Alter von 8 bis 14 Jahren möchte ich gern einmal kennenlernen. Ich lade Dich deshalb ein zu einer Adventsfeier am Dienstag, dem 13. Dezember 1983 von 16.00 Uhr bis 18.00 Uhr in die Villa Hammerschmidt, Eingang Kaiser-Friedrich-Straße 16. Ich würde mich sehr freuen, wenn Du kommen könntest.

Mit freundlichen Grüßen Karl Carstens«

Eine liebenswürdige Geste. Aus den Unterlagen für die Presse ist u.a. zu erfahren, daß der Bundespräsident die Ehrenpatenschaft übernimmt, »wenn zur Zeit der Antragsstellung einschließlich des Patenkindes mindestens 7 lebende Kinder vorhanden sind, die von denselben Eltern, demselben Vater oder derselben Mutter abstammen... Das Patenkind muß die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen.« Unter »Zweck der Ehrenpatenschaft« heißt es: »Die Übernahme der Ehrenpatenschaft durch das Staatsoberhaupt hat keinen bevölkerungspolitischen, sondern ausschließlich einen sozialpolitischen Aspekt... Sie trägt dazu bei, das Sozialprestige der kinderreichen Familie zu stärken... Auch gegenüber den lokalen Behörden, an die sich die kinderreichen Familien oft hilfesuchend wenden, hat die... Ehrenpatenschaft...ein erhebliches Gewicht.«

Patenkind Gertrud wird »dem Herrn Bundespräsidenten und Frau Carstens im Arbeitszimmer einzeln vorgestellt« (protokollarischer Ablauf). Gertrud übergibt einen Bittbrief ihres Vaters. Der Bundespräsident öffnet den Umschlag, entfaltet den Brief und sagt: »Oh, wie schön! Ein Bild!«

»Anschließend begeben sich der Herr Bundespräsident und Frau Carstens mit den Kindern durch das Terrassenzimmer in die Halle (die Presse ist anwesend)

· Aus der Barockzeit: Bourrée, gespielt vom Streichorchester I des Bezirks Beuel der Musikhochschule der Stadt Bonn

· Ansprache des Herrn Bundespräsidenten

· Menuett, Fürstentanz, gespielt von der Musikschule der Stadt Bonn...
gegen 17.30 Uhr: Aushändigung von Weihnachtsgeschenken an die Kinder durch den Weihnachtsmann im Arbeitszimmer
gegen 18.00 Uhr: Gemeinsame Abschlußlieder mit der Musikgruppe in der Halle

· O Tannenbaum

· O du fröhliche

gegen 18.15 Uhr: Ende. «

»Mir warn in so'nem weißen Haus, da warn so Kinner, die ham Geige gespielt«, erzählt Gertrud, »zum Schluß, wie mer gegange sinn, hat der uns noch so'n Spiel jeschenk. Bei mir war da so'n Knüpfkasten drin, sonne Eule.«

»Ach um Joddeswille! Dä Carstens?« sagt Toni Bungarz, »da is hingeschriebe worde, er sollt wegen dene Weihere kämpfe, dat isch die Jenehmigung kriege, de Wochenendhütt. Da hätt he de Manuna 250 Mark geschickt, aber dat is ja uninteressantt Isch will dat Jeld nit! Isch kann selbst arbeete, isch hann jesunde Knochen! Mit dene 250 Mark, da ham wir die größte Kasperei jehatt!«

»De Wochenendhütt«, das ist ein Grundstück im Dorf Amtsknechtswahn bei Much. Toni Bungarz hat es vor acht Jahren für 8.000 Mark gekauft, ein Stück Acker, auf dem er ein kühn konstruiertes Holzhaus gebaut hat, drei Fischteiche mitsamt einer Wasserumwälzanlage aus einer alten Rotationspresse, etwas Land für Kartoffeln und Gemüse. In den Weihern schwimmen Karpfen und Forellen. Für die Bungarz-Kinder (und mittlerweile 19 Enkel) ein Paradies. Selbstredend verstößt ein Obdachlosen-Paradies hierzulande gegen zahllose behördliche Vorschriften.

»Immer wieder krieg ich Knüppel, isch bin et bald satt. Jetzt fangense mit de Kleinigkeiten an, Jenehmigung für die Weiher - se wissen doch all, dat se do sinn! Der Plan, der iss von ner Architektin entworfen worden, astrein we et sich jehört, sowat has noch nich jesehn. Und wat war? Is nich anerkannt worden vom Wasseramt! Jetzt muß ich ein Wasseramt in Anspruch nehmen, das kost mich 2.000 Mark! Ja! Und isch mach ja kein jewerblich, is ja nur für de eigene Bedarf! Dat is unser Urlaubsort, wo will ich denn et Jeld hernehme?«

In einem sorgfältig aufgesetzten Schreiben, das Gertrud ihrem Patenonkel Karl auf der Adventsfeier übergab, hat Toni Bungarz den Bundespräsidenten um Hilfe gebeten: »Er sollt für die Weihere kämpfe.« Als Antwort kam eine Anweisung über 250 Mark aus dem Sozialfonds des Präsidenten - und ein Schreiben vom Sozialamt Bonn an Maria Bungarz:

»Betrifft: Ihren Antrag auf Sozialhilfe (Hilfe zum Lebensunterhalt und einmalige Bekleidungshilfe)

Sehr geehrte Frau Bungarz!

In Ihrem Schreiben vom 8.,12.83 an den Herrn Bundespräsidenten haben Sie u. a. folgendes erklärt.:..

Nach § 2 Bundessozialhilfegesetz erhält Sozialhilfe nicht, wer sich selbst helfen kann. Eine Art der hier gemeinten Selbsthilfe darf bezüglich Grundbesitz nur dann nicht vom Einsatz oder von' der Verwertung abhängig gemacht werden, wenn es sich um ein kleines Hausgrundstück handelt, besonders eines Familienheims, wenn der Hilfesuchende das Hausgrundstück... ganz oder teilweise bewohnt.

Da Sie Ihr Grundstück in Much nach eigenem Bekunden nutzen, um sich dort zu erholen, vermag ich keinen Befreiungsgrund im Sinne des § 88 BSHG zu erkennen. Ich muß Sie deshalb bitten, mir einen Grundbuchauszug über Ihr Grundstück in Much vorzulegen sowie eine Verkehrswertermittlung erstellen zu lassen. Nach Vorlage dieser beiden Unterlagen werde ich eine Entscheidung treffen, ob Ihnen Sozialhilfe ggfs. in Ausführung des § 89 BSHG darlehensweise gewährt werden kann oder die Verwertung des Grundstücks verlangt werden muß...

Mit freundlichen Grüßen

Im Auftrage

(Sick) Stadtamtmann«

»Durch die Ehrenpatenschaft erfährt der Bundespräsident bzw. das Bundespräsidialamt von besonders kinderreichen Familien und ihrer Situation«, heißt es in der Pressemappe zum Adventsempfang.

Maria Bungarz hat zwölf ihrer vierzehn Kinder zuhause geboren. »E Mädsche hat der Toni jeholt, die Anita. Die war zu schnell. Mit de letzte Preßwehe kam die schon. Von hinten, Steißlage. Da hat er't erst jedreht und dann hat er't direkt jeholt. Die Hebammen waren all bei annere Leut, und der Arzt kam nit. Un die Annemarie hann isch uff'n Eimer verloren, mi'm Oberkörper hing die im Eimer drin. Da hab isch de Nachthemd genomme, unten zugebunde, rum, denn hab isch mich uff de Couch auf de Seite gelegt und die Beine hoch, und da kam dat janz. Ein Badetuch druntengelegt, Nabelschnur abgebunden, ne, und dann hann ich et hingestellt und dann hats geschreit und dann hab ich gewart' bis die Hebamme da war. Janz allein. Der Tünn (Toni), der war ja arbeiten morgens.«

Wolltest du soviele Kinder haben, Maria?

»Na, wollt isch nit.«

Aber dein Mann, der wollte?

»Quatsch, wollt er nit. Durch die eng' Wohnung... früher da ham mer in zwei Zimmere jewohnt, da han isch mit mingem Mann Tag und Nacht uff de Erde gelege, und die Mädschen un Buben all zusamme. Isch hann nur jearbeit'. Wenn isch hochschwanger war, hab isch mir de Bütt Wäsche jenomme und hab se mir auf'n Stuhl jestellt, dann han isch de Kessel vom Herd jenomme un ringeschütt'! Bei dene Geburten, da war de Bärbel dabei un et Elsche. Bärbel war immer am Kochen un Waschen. Heut hat sie auch Haushalt, fünf Kinner. Der Mann is im Moment am Stempele.«

Einmal ist Maria in Köln gewesen; das war die weiteste Reise ihres Lebens. Lesen und schreiben kann sie, wie die meisten ihrer Kinder, nicht. Verhütung? »Ach wat! « sagt sie nur unwirsch. »Das Verhütungswissen ist eben nicht bis zur Unterschicht durchgedrungen«, meint ein liberaler Katholik, Kapuzinerpater, der in der Obdachlosensiedlung arbeitet. Die Bungarz sind »streng katholisch«, sagen sie.

Toni Bungarz: »Wenn isch dem Pastuur de Fööss küsse, dann bin isch jut. Isch muß auf de Knie falle, dann bin isch jut, sonst bin isch Dreck! Die wolle all Schäfsche hann, aber nit druff uffpasse, wat mit denne passiert. «

Der »Bungarz-Tünn«, wie seine kleinen Söhne ihn nennen, »will nit jeholfen hann«. Er kann sich selber helfen, ist »nie ze mööd zum Arbeete jewese«, hat Schrott gefahren, Motoren repariert, auf dem Bau geholfen. Seit kurzem ist er sogar fest angestellt, verdient 2.200 Mark in einem Papierverarbeitungs-Betrieb. Er ist stolz auf seine Kraft, ein liebevoller, starker Vater. Seine erwachsenen Söhne haben es schwer mit ihm, gegen ihn.

Hein, der älteste, sitzt auf dem Sofa und lallt, volltrunken schon nach zwei, drei Flaschen Bier. Sein Vater hat auch für ihn Arbeit in dem Altpapier-Betrieb besorgt - »die Bungarz-Kinder haben fast alle schon hier gearbeitet, die sind überhaupt nicht dumm, die müßten nicht auf die Sonderschule«, meint sein Chef - aber Hein war nicht zuverlässig, ist morgens nicht aus dem Bett gekommen. »Da hab isch dafür jesorgt, daß er rausgeschmissen wurde«, sagt Toni Bungarz. Hein ist 29, geschieden, zwei Kinder im Heim, die Frau »kannste op St. Pauli suche«. Er wird gerade polizeilich gesucht, weil er einen Gerichtstermin versäumt hat.

»Straffällig sind die älteren Söhne alle schon geworden«, berichtet der Mitarbeiter des Jugendamtes, »obwohl es meistens Bagatellsachen sind, kleinere Diebstähle, Fahren ohne Führerschein. Da kommt schnell eins zum anderen«.

Enkel Svenni, anderthalb, kann schon »Breakdance« tanzen und den Polizisten, die den Hein suchen kommen, einen Vogel zeigen. Die verheirateten Kinder kommen oft zu Besuch in die Siemensstraße 43, sitzen im Wohnzimmer, wo auch die Kühltruhe steht für Freibank-Fleisch und Brot, wo Toni Bungarz seine Motoren repariert und der Fernseher läuft.

»He, Josef, was is dat?« ruft Toni seinem viereinhalbjährigen Enkel zu und drückt auf den Erektionsmechanismus einer kopflosen Mönchspuppe, die er auf dem Sperrmüll gefunden hat. Josef beäugt das rosa Plastikglied und antwortet trocken: »De Säbel«. An weiterer Konversation zu diesem Thema hat er ganz offensichtlich kein Interesse; über Sexualität wird

freimütig und mit Vergnügen geredet, das ist - trotz Kruzifix - kein Tabu hier. Die Mädchen heiraten mit 16, 17 Jahren. Sie bleiben eng beisammen. Hier hat keiner eine Chance.

»Die Familie hat eine starke Solidarität untereinander«, sagt der Mitarbeiter des Jugendamtes, »deshalb fühlen sich andere von ihnen gestört, weil sie sich normalen Verhältnissen nicht anpassen können. Sie leben alle von der Hand in den Mund, und wenn irgendetwas Unvorhergesehenes passiert, ist die finanzielle Decke nicht da - die Familie fällt unangenehm auf .«

Da muß Sohn Walter dann für vier Wochen ins Gefängnis, weil er eine Geldstrafe von 400 Mark nicht bezahlen kann. »Dat jeht immer so«, sagt er, »kumm isch russ, muß isch widder rin. Da hett de Pap en Verdiensbescheinigung ausfülle müsse wegen dem Arbeitslosenjeld für misch - und weil er't nit usjefüllt hat, han isch ne janze Monat Sperre gekriegt. Da bin isch jekrabbelt, dat wir überhaupt wat ze fresse hatte, un dat mit drei Kinder.«

*

Bundespräsident Karl Carstens hatte (bis einschließlich Dezember 1983) 1.540 Patenkinder. »Die Zahl der Ehrenpatenschaften ist stark rückläufig«, heißt es in der Pressemappe des Bundespräsidialamtes.

Konkret 05/84, S. 18

Till Meyer

Kommt zur Sache!

Der Gefangene Till Meyer über Amnestie-Kampagne und neu-linke Dämlichkeit

»Grußaktion an ... « die »vergessenen Gefangenen« und jetzt »Amnestie«.... Alles konfus und vorbei an dem, was wirklich ist. Mal wieder.

Die Meinung W. Pohrts und anderer: ».... daß die RAF und die gesamte Militante verloren hat und besiegt ist, ist ein unzweifelbares Faktum«, ist gewiß richtig. Sonst stimmt aber nichts. Zuerst: wie kommt Ihr darauf, es sei die Zeit da, wo der »Sieger seine Gefangenen entläßt«? Der »terroristische Popanz« ist längst integrierter Bestandteil der Politik der Wende. Das ist das eine.

Die kritisierende Moral das andere: statt politisches, selbstkritisches Aufräumen mit einer falschen Politik jetzt wohl der Versuch, sich hinter einer anonymen Amnestie-Kampagne zu verschanzen und sich gegenüber dem, was war, ignorant und verantwortungslos zu zeigen. Die Illusionen, die falsche Hoffnungen transportiert haben, können nur über die Analyse, warum diese Politik falsch war und scheitern mußte, zerstört werden. So wabert der Mythos nur weiter (das schwülstige Gegreine des spätrornantischen Literaten Christian Geissler zeigt es).

Die RAF sagte 1971 in ihrer ersten Schrift »Das Konzept Stadtguerilla«: »Ob es richtig ist, den bewaffneten Widerstand jetzt zu organisieren, hängt davon ab, ob es möglich ist. Ob es möglich ist, ist nur praktisch zu ermitteln«. Diese »praktischen Ermittlungen« sind längst abgeschlossen. Sie wären wohl auch nie geführt worden, hätte man - und ich nehme mich nicht aus - damals statt an bürgerliche Libertinage an Freiheit gedacht, statt auf moralisch empörte Mittelschichtspolemik auf eine wirkliche Klassenanalyse gesetzt. Hingegen den SPD-Staat als »neu-faschistisch« zu »analysieren«, die BRD als willenlose US-Kolonie, die nur die »bewaffnete Opposition« verdient - das hat zwar nicht gestimmt, dafür haben wir aber der Bourgeoisie auf die reaktionären Sprünge geholfen und kräftig dazu beigetragen, daß eine Umverteilung der politischen Macht zugunsten der herrschenden Klasse und zum Nachteil der linken und demokratischen Kräfte ohne großen Massenwiderstand möglich wurde.

Schwamm drüber. Wirklich? Wer so lange so große Töne gespuckt hat, wer mit dazu beigetragen hat, daß sich das Land so verändert, wer mit elitärem Anspruch grenzenloser Selbstüberschätzung neben sich nur Dreck gesehen hat, der hat das Scheitern dieser falschen Politik zu *erklären.* Was ist mit den falschen Hoffnungen, die geweckt wurden und dem realen Elend, das hinterlassen wurde? Im SPD-Staat den 'bewaffneten Kampf' auf die Tagesordnung setzen und jetzt, unter einer Rechtsregierung, war alles nicht so ernst gemeint, laßt uns mal wieder raus. So geht es nicht!

Es geht auch nicht allein um die Gefangenen, es geht um den Mythos von der »Notwendigkeit des bewaffneten Kampfes jetzt und hier«. Keine noch so spektakuläre Aktion, keine noch so wagemutige Taktik kann die Säulen der Macht ins Wanken bringen, wenn sie nicht auf das bewußte und entschiedene Handeln der Massen zählen kann, die nach grundsätzlicher politischer, ökonomischer und sozialer Veränderung streben. Dies ist die historische Wahrheit und die aktuelle Bedingung, über die auch nicht mit »der Subjektivität des Einzelnen« und noch so ausgefeilten theoretischen Hilfskrücken hinwegmanipuliert werden kann.

Also: Amnestie geht nicht; zum Märtyrer nicht bereit; korrekt. Bleibt vielleicht nur das »Normale«: Die Stadtguerilla erklärt den strategischen Rückzug, die Restkader gehen ins Exil, die Gefangenen in den »Dialog mit der Macht«, um das legitime Recht auf vorzeitige Entlassung (Zweidrittel) wahrzunehmen. So könnte daraus dann auch noch ein Politikum werden. Eine breite Unterstützung wäre gewiß, auch und gerade an der Frage der Haftbedingungen, die sich damit neu stellen würde.

Mit »Identitätsaufgabe« - was ja wohl eine Frage des Bewußtseins ist - hat das ebensowenig zu tun wie mit der Aufgabe sozialistischer Prinzipien. Es wäre ein Schritt in die politische Vernunft, den inzwischen die Roten Brigaden schon getan haben.

Revolution ist nicht beliebig »führbar« oder zu unterlassen - sie ist die Kulmination aller gesellschaftlichen Widersprüche. Und Militanz ist kein Selbstzweck, sondern hat analytisch erfahrbare Kennziffern. Die zu benennen, könnte vielleicht bei 'neu-links' auch mal dazu beitragen, das Chaos etwas zu entwirren und manche davon abhalten, wieder mal alle Kraft auf Nebenkriegsschauplätzen zu vertun. Also laßt mich raus aus der »Grußaktion an ... «.

Wenn allerdings einer wie ich so etwas sagt, dann ist er »gehirngewaschen«, »orientierungslos« und »Schwein« allemal. Genug! Wir haben nicht die Kräfte der Herrschenden desorientiert, sondern die der Revolution. Der Bannstrahl von ultralinks kann nicht treffen. Was ist zu halten von einer Linken, die kleinbürgerlichen Revolutionarismus mit Revolution verwechselt, für die, in der Mehrheit, die breiteste Massenbewegung, die es jemals in diesem Land gegen Krise und Kriegsvorbereitung gab, nur »Eierkuchen« ist, die sich resigniert zeigt, weil diese mobilisierten Massen noch nicht das sein können, was sie sich wünschen: eine klassenkämpferische Bewegung. In der Tat, daß noch lange nicht jede/r, der für die

Erhaltung des Friedens auf die Straße geht, um die Ursa*chen* von Krise und Krieg weiß, zeigt bloß, wie gering das politische Bewußtsein hierzulande entwickelt ist. In der Friedensbewegung kann er es aber lernen. Das wäre schon was.

Aber 'neu-links' verbreitet unverdrossen und unter totaler Ignoranz des weltpolitischen Kräfteverhältnisses und der politischen Aufgaben in den Metropolen das politisch-ideologische Chaos. Wobei ihre Erklärungen und politischen Einschätzungen immer mehr wie Satire oder surrealistische Happenings wirken. Was soll man von einer Gruppierung wie den »Revolutionären Zellen« (RZ) halten, wenn diese in ihrer jüngsten Schrift von Revolution fabulieren und die, um die es geht und ohne die ohnehin nichts läuft - die arbeitende Klasse - kaum oder nur abfällig erwähnen? Und die der Linken ebenso arrogant wie energisch rät, »vom Mythos, die Sowjetunion sei noch immer Freund und Helfer 'der Verdammten dieser Erde', endlich runterzukommen. Die Fakten sprechen eine andere Sprache«? So? Das hat schon nichts mehr mit eurozentrischer Borniertheit zu tun, das ist schon die andere Seite. Objektiv! Es ist genau das, was »FAZ/taz«, Springer und Co. ihren Lesern schon lange klarmachen wollen. »Die Verdammten dieser Erde« würden den »RZ« samt Gemeinde was anderes erzählen.

Oberhaupt, keine antikommunistische Schiene ist zu dämlich, als daß 'neu-links' nicht noch aufsteigt. Woran man mal wieder sehen kann, was imperialistische Propaganda alles bewirkt. Kommt zu Euch, Ihr habt 'battle of minds' verloren. »Dritter Weg« und »Abschied vom Proletariat«, Alternatives und Nationalismus, das Suhlen in gesellschaftlichen Nebenwidersprüchen und moralischer Antiimperialismus - als letzte Bastion der Kleinbourgeoisie gegen klares Denken und Klassenstandpunkt ... auch nicht so neu in der Geschichte. Diffus, orientierungslos, gehirngewaschen - wer?!

Die vielen Jahre, in denen ich hinter der Politik der Stadtguerilla stand und die mir 18 Jahre Haft eingebracht haben, waren insoweit nicht sinnlos, als daß ich rausgekriegt habe, daß es nicht geht. Nur die Praxis schreibt die wahre Theorie - eine teuer bezahlte Erkenntnis.

Welche Bedeutung hat allein die überlegene Moral, mit der wir den Kampf geführt haben, welche politische Relevanz hat es, daß jede/r, den ich in diesen Jahren kennenlernte, subjektiv das Beste wollte und dafür Leben und Freiheit einsetzte, wenn das Ziel: soziale Revolution so weder mittelfristig noch langfristig zu erreichen ist? Diese Wahrheit muß sich gegen die Tragödie durchsetzen!

Nicht Bernstein, sondern Rosa Luxemburg:

»Das Endziel ist mir nichts, die Bewegung alles«.

»Nein, umgekehrt: die Bewegung als solche ohne Beziehung auf das Endziel, die Bewegung als Selbstzweck, ist mir nichts, das Endziel ist uns alles.«

Kommt zur Sache.

---

zur Biografie:

Till Meyer schloß sich 1971 einer Gruppe Militanter an, aus der kurze Zeit später die »Bewegung 2. Juni« entstand. Erste Verhaftung Anfang 72, erste Flucht Ende '73. Illegalität. Zweite Verhaftung noch Schußverletzung Juni ´75. Im Mai '78 durch eine Aktion er »Bewegung 2. Juni« aus der Haftanstalt Moabit befreit. Dritte Verhaftung vier Wochen später. Im sog. Lorenz-Drenkmann-Prozeß zu 15 Jahren Haft verurteilt. Noch vielen Jahren Isolationshaft und Hochsicherheitstrakt seit 15 Monaten im Normalvollzug. Till Meyer hat sich im Sommer 1982 vom Konzept des 'bewaffneten Kampfes jetzt und hier' losgesagt.

Konkret 05/84, S. 20

Otto Köhler

Der häßliche Deutsche: Sonnenschein auf allen Wegen

Otto Graf Nahmsdoch ist nur ein Waisenknabe gegen seinen Kollegen Schwarz-Schilling, den Christian von der Post

Vor zwei Jahrzehnten waren sie berühmt: die englischen Posträuber, die mit einem genialen Coup einen Postzug überfielen und dreißig Millionen Mark erbeuteten. Doch ihre Tat hat ihnen letztlich nichts als Sorgen gebracht. Sie wurden gejagt von Scotland Yard, einige sitzen im Gefängnis, andere liegen im Grab. Und die englische Post hat alles verkraftet.

Wie anders Christian Schwarz-Schilling. Bei ihm geht es um weit höhere Beträge. Doch er kann sich auch heute noch seines Lebens freuen. Er arbeitet - nein, wir wollen nicht behaupten: streng legal - aber doch so umsichtig, daß er bisher noch auf keinem Plakat zur Fahndung ausgeschrieben wurde. Ob unsere Deutsche Bundespost ihn aber übersteht, ist fraglich.

Als der 32jährige Doktor der Sinologie Schwarz-Schilling 1963 vom britischen Postraub hörte, war ihm klar: So würde er das nie machen. Er hatte vier Jahre zuvor von seinem Schwiegervater die Geschäftsführung der kleinen Akkumulatorenfabrik »Sonnenschein« geerbt und machte sich daran, ihren Absatz zu heben. Er trat der CDU bei, kam ins Gemeindeparlament, in den Hessischen Landtag und schließlich - dreizehn Jahre hatte das immerhin gedauert - 1976 in den Bundestag. Er gab sich als Bildungspolitiker aus, und unwiderstehlich zog es den Parlamentarier dorthin, wo für ihn Kasse zu machen war: in die vom Bundestag eingesetzte Enquetekommission »Neue Informations- und Kommunikationstechniken«, deren Vorsitz er übernahm.

Ach wie gut, daß dort niemand wußte, daß Mr. Black-Penny - wie ihn die schweren Jungs von Bonn bald voller Respekt nannten - privat zugleich an den Neuen Medien verdiente, die er amtlich untersuchte. Denn zum Sonnenschein aus Akkumulatoren war noch die PKK, die »Projektgesellschaft für Kabelkommunikation« getreten, die Schwarz-Schilling mitbegründet hatte. Dem Parlament erzählte er davon nichts - es handelte sich schließlich um seine Intimsphäre. Und so beklagte er aus gesamtgesellschaftlichem Verantwortungsbewußtsein laut das Monopol der Post und bestellte für den Ausschuß unabhängige Gutachten, die bestätigten: das Monopol der Post auf moderne Kommunikationstechniken muß weg. Vor allem aber spionierte er durch Fragen an Regierungs- und Post-Vertreter all die Informationen aus, die er für seine PKK brauchte. Irgendwann später schaute jemand mal im Handelsregister nach. Und siehe, da standen Schwarz-Schilling und seine Gutachter als Teilhaber der PKK. Doch da war es zu spät.

In England sperrt man Posträuber ein. Und auch in Italien ließe man es sich nicht gefallen, daß ein Mafia-Häuptling ausgerechnet Justizminister wird. Bei uns dagegen wurde im Rahmen der moralisch-sittlichen Erneuerung des Oktobers 1982 Schwarz-Schilling Herr jener Einrichtung, die er bis aufs Messer bekämpft hatte. Kohl machte ihn zu seinem Postminister.

Gewiß, jetzt kam endlich heraus, daß Black-Penny das Parlament betrogen hatte. Doch der damalige Parlamentspräsident Stücklen - selbst als ehemaliger Postminister in ein Ingenieurbüro verstrickt, das von der Post Aufträge nahm - legte solidarisch die Verhaltensregeln des Parlaments (»Jedes Mitglied des Bundestages hat seinen Beruf einschließlich der Personen, Firmen, Institutionen, für die es beruflich tätig ist, genau anzugeben«) so aus, daß für ihn »ein Verstoß nicht erkennbar« war. Und Schwarz-Schilling stellte sich vor den Bundestag und sagte: »Ich wüßte auch nicht, daß es in der Bundesrepublik als freiem Land verboten ist, sich als Unternehmer zu betätigen.«

Natürlich wußte auch Black-Penny, daß es immer und in jeder noch so durchsichtigen Affäre irgendeinen Schein gibt, den man wahren muß. Er verkaufte nach seinem Coup offiziell seine Anteile an der PKK an die Computer-Firma Nixdorf. So konnte er unbesorgt die PKK und auch Nixdorf mit sich als Postminister Geschäfte machen lassen und mußte trotzdem nicht befürchten, daß ihm auf Dauer etwas verlorengeht. »Schwarz-Schilling kann die PKK-Anteile von Nixdorf jederzeit zurückkaufen«, zitieren Geschäftsfreunde den wohlinformierten PKK-Geschäftsführer Peter Rump, der im Ministerium ein- und ausging, als sei er der Vize des Ministers.

Und nicht nur die PKK macht mit der Post Geschäfte, PKK-Teilhaber Nixdorf erhielt den Auftrag über mehrere Zehntausend Konverter für das Kabelfernsehen Ludwigshafen im Wert von 20 Millionen Mark. Damit der Segen auch richtig ankam, hatte die Post - wie praktisch - bei der Ausschreibung ihre »Technischen Lieferbedingungen« für die Geräte wortwörtlich aus dem Nixdorf-Angebot abgeschrieben. Und beim Ausbau des Breitbandkabelnetzes werden aus den 20 Millionen leicht 200 Millionen und noch mehr.

Unsere Verkabelung - das ist es, was der Minister will, und dafür ist er bereit, die Post zu ruinieren, Jahr für Jahr soll seine Post mindestens eine Milliarde Mark für Kupferkabel ausgeben, die technologisch veraltet sind und in wenigen Jahren durch Glasfaserkabel ersetzt werden müssen.

Den Nutzen haben die Konzerne, den Schaden tragen wir alle. Siemens hat schon vor Jahren ausgerechnet, daß durch die modernen Kabel-Kommunikationstechniken in den Büroberufen eine Million Arbeitslose geschaffen werden. Während

Firmen-Briefe in Sekunden über das Kabelnetz ankommen, wird der Postdienst für Normalbenutzer drastisch reduziert. Die Nachtleerung der Briefkästen ist schon gestrichen. Die Briefübermittlung wird, wie der Minister bereits dementierte, künstlich verlangsamt. Ein Brief soll künftig nicht mehr am nächsten Morgen, sondern erst nach zwei oder drei Tagen beim Empfänger sein, und wer den alten Service will, zahlt das doppelte Porto. Sogar für den Postzeitungsdienst sind entsprechende Einschränkungen geplant - wer sich informieren will, kann das Werbefernsehen aus dem Kabel anstellen. Denn, so Schwarz-Schilling, »nach dem Grundgesetz gehört auch die Werbung zum Grundrecht der Information«.

Schwarz-Schilling darf stolz sein. Wenn er seine Arbeit vollendet hat, ist die Post zerschlagen, und die PKK blüht und gedeiht. Und da soll keiner kommen und ihn mit Lambsdorff vergleichen -, Black-Penny arbeitet auf eigene Rechnung.

Gleich nach dem Amtsantritt des Postministers hatte sogar der CSU-Abgeordnete Günter Müller den Regierungschef aufgefordert, Schwarz-Schilling sofort zu entlassen, »um auch nur einen Hauch von Korruption zu vermeiden«.

Hauch ist hübsch.

Konkret 05/84, S. 21

Konrad Ege

IntelligenCIA

Wie der CIA an amerikanischen Universitäten für sich »forschen« läßt

Bei der sozialdemokratischen Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn traf Post aus den USA ein. Unter dem Briefkopf der Rutgers Universität in New Brunswick, New Jersey, bat ein Professor Richard Mansbach um wissenschaftlichen Beistand. »Eine Forschungsgruppe« seiner Universität, schrieb Mansbach, sei damit beschäftigt, »soziale, wirtschaftliche und politische Änderungen in Westeuropa zu untersuchen, die die Außenpolitik der einzelnen Länder gegenüber der Atlantischen Allianz beeinflussen könnten«. Der Professor wollte deshalb wissen, ob die Ebert-Stiftung zu diesem Thema bereits Untersuchungen angestellt habe und ob sie diese seiner Forschungsgruppe zur Verfügung stellen könne.

Gleichlautende Briefe erreichten zahlreiche andere Forschungsinstitute und Archive in Westeuropa, darunter in der Bundesrepublik die Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik, die Deutsche Vereinigung für Politische Wissenschaft in Hamburg oder die Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Göttingen - ein ganz normales akademisches Verfahren. Normal ist auch, daß die rund hundert Studentinnen und Studenten der Politikwissenschaft an der Rutgers Universität mit der Auswertung des so gewonnenen Materials ihre Scheine für das Diplom erwerben. Sie alle arbeiten an Mansbachs Projekt ENSAP (»European Non-State Aetors Project« - etwa: Projekt zur Erforschung nicht-staatlicher Handlungsfaktoren in Europa) mit, das der Professor bis zum August dieses Jahres fertiggestellt haben will.

Die Studie beschäftigt sich mit inner- und außerparlamentarischen Oppositionsgruppen in Westeuropa - mit Parteien, Kirchen, Medien, Gewerkschaften oder feministischen Organisationen - und soll Antworten auf drei Fragenkomplexe geben:

· Wie hindert die Opposition die Regierungen Westeuropas an der Ausführung einer »konsequenten« Außenpolitik?

· Auf welche Weise verstoßen diese Oppositionsgruppen gegen die Interessen der USA?

· Was für Konsequenzen ergeben sich daraus für die amerikanisch-europäischen Beziehungen?

Dieser Zweck der ENSAP-Studie bleibt den angeschriebenen Kollegen in Europa verborgen. Und schon gar nicht erwähnt Mansbach in seinen Bittbriefen, daß diese Fragen vom CIA vorgegeben sind, daß der CIA Auftraggeber und Finanzier der Studie ist (mit über 20.000 Dollar), und daß er selber Mitarbeiter des CIA ist. Das alles wissen auch nicht die Material sammelnden Studenten, denen bisher nur auffiel, daß Mansbach besonderen Wert darauf legt, »kommunistische Beeinflussung« auf die Oppositionsbewegungen zu dokumentieren, und daß unter diesem Aspekt besonders die Grünen unter die Lupe genommen werden.

Wie aus Dokumenten hervorgeht, die die wahre Urheberschaft der ENSAP-Studie belegen, verlangt der CIA »datenintensive Resultate«. Deshalb sammelt Mansbach zum Thema Kirchen Informationen über deren politische Kontakte, die Größe ihrer Mitgliedschaften und ihre Vermögensverhältnisse. Bei den Medien fragt er nach der Herkunft der Anzeigenaufkommen für oppositionelle Zeitungen, bei Frauengruppen erforscht er, wie homogen sie sind und welche Bündnispartner sie haben.

Solche Erkenntnisse liefern dem CIA Ansatzpunkte zur Einflußnahme. Sie lassen Schlüsse auf den Erfolg von Spaltungsversuchen oder finanziellen Zuwendungen zu. Damit erfüllt Mansbachs ENSAP-Studie eine Grundforderung, die der ehemalige CIA-Abteilungsleiter für »Methoden und Vorhersage«, Richard Heuer, in seinem Buch »The CIA Experience« so beschrieb: Die US-Außenpolitik verlange von der Wissenschaft »nachrichtendienstliche Analysen«.

Richard Mansbach, der als liberaler Akademiker gilt, weil er mal für den Umweltschutz tätig war und in seinen Politikkursen Texte aus der Friedensbewegung lesen läßt, ist kein Einzelfall. Daß US-Akademiker für den CIA forschen, hat Tradition, wobei anfangs der Schwerpunkt der Zusammenarbeit im Bereich der Naturwissenschaften lag.

Ab 1950 wurde in Princeton, wie später an vielen anderen Universitäten, das berüchtigte CIA-Projekt MKULTRA durchgeführt. Unter diesem Decknamen liefen Experimente, mit denen der CIA die Wirkung von Drogen erproben ließ. An nachweislich mehr als 200 ahnungslosen Probanden wurde die Wirkung von LSD getestet. An der medizinischen Fakultät der Georgetown-Universität in Washington wurden an todkranken Krebspatienten bewußtseinsverändernde Medikamente ausprobiert. In San Francisco und New York richtete der CIA Bordelle ein, in denen Mediziner die Wirkung von heimlich verabreichten Drogen beobachteten.

Aber auch Geisteswissenschaftler arbeiteten seit den 50er Jahren im Dienst des CIA. Damals wurde an der Universität von Pennsylvania das Foreign Policy Research Institute (FPRI) gegründet und von den Ex-CIA-Beamten Kintner und Strauz-Hupe auf die politische Linie gebracht - als »think tank« im Kalten Krieg. Zahlreiche Veröffentlichungen dieses Instituts, in das der CIA Millionen Dollar pumpte, haben die militärische Diskussion in den USA beeinflußt: So das Buch »Protacted

Conflict«, an dem der spätere Außenminister Henry Kissinger und Offiziere des Army War College mitarbeiteten, in dem sie die These stützten, daß zwischen den USA und der UdSSR ein immerwährender Kampf bestehe, und daß Entspannung unmöglich sei.

Ein zweites Propagandainstitut schuf sich der CIA vor 30 Jahren mit dem Center of International Studies am Massachussets Institute of Technology (MIT). Das Center wurde zwar 1966 vom MIT unabhängig, aber die CIA-Verbindung blieb bestehen. Wie das FPRI hat das Center of International Studies zahlreiche Bücher veröffentlicht, ohne die Geldquelle dafür offenzulegen. Auf diese Weise wurde der CIA heimlicher Verleger für bisher mehr als 1.000 Buchtitel, darunter nicht nur Propagandaschriften, sondern auch Übersetzungen, die in den ideologischen Rahmen passen. Der CIA ließ zum Beispiel T.S. Eliot ins Russische übertragen und sorgte dafür, daß es Machiavellis «Il principe« auf Suaheli gibt.

Mit den Enthüllungen über die Rolle des CIA im Vietnam-Krieg und bei den Mordanschlägen auf Castro und Lumumba verloren die Geheimdienstverbindungen auf dem Campus Mitte der 70er Jahre vorübergehend an Popularität. Damals untersuchte ein Senatsausschuß die Praktiken des CIA und stellte offiziell fest, daß er »mit Professoren und Angestellten an Hunderten von akademischen Institutionen in Verbindung steht«.

Dann trafen sich im Juni 1978 eine Reihe von Universitätspräsidenten mit dem damaligen CIA-Direktor Turner in dessen Hauptquartier in Langley zum vertraulichen Gespräch, nachdem Turner ihnen geschrieben hatte: »Ich möchte Sie um Hilfe und Rat fragen, wie man am besten die nützlichen Verbindungen zwischen Akademikern und der Welt der Geheimdienste wiederherstellen kann. «

Die Konferenz war offenbar ein voller Erfolg. Seither veranstaltet der CIA jährlich drei bis vier solcher Treffen mit Universitätspräsidenten. Ebenso regelmäßig werden Professoren zu Seminaren nach Langley eingeladen. Dabei geht es nicht immer nur um die Durchführung und Finanzierung von »Forschungs«-Aufträgen. Die akademischen Lehrer helfen auch mit bei der Rekrutierung des CIA-Nachwuchses. Der ehemalige stellvertretende CIA-Direktor John Blake bestätigte, daß sein Dienst auch deshalb »vertrauliche Kontakte« zu Professoren unterhalte, weil so der Dienst »bei der Rekrutierung von ausländischen Geheimdienstquellen« Hilfe erfahre. Im Klartext: Professoren helfen auch beim Anwerben von ausländischen Studenten für die Spionagetätigkeit in ihren Heimatländern.

Der CIA ist nicht der einzige Geheimdienst, der um akademische Unterstützung wirbt. In den letzten Jahren bemüht sich auch die Defense Intelligence Agency (gegründet 1961, um die verschiedenen militärischen Dienste zu koordinieren) verstärkt um Kontakte zu den Universitäten. So bot die DIA allen zwölf Afrika-Zentren an US-Unis je eine halbe Million Dollar für Forschungsprojekte über Zentralafrika, Nigeria und Namibia.

Anders als ihre Kollegen von der Politik zeigten jedoch die Afrikaforscher der DIA die kalte Schulter. Die Institute lehnten die Zusammenarbeit mit der Begründung ab, daß ihre wissenschaftliche Arbeit gefährde ' t sei, wenn die Finanzquelle bekannt würde. Die afrikanischen Staaten würden dann den Wissenschaftlern die Einreiseerlaubnis verweigern. Robert Holbrook, Vizepräsident der Universität von Michigan, der begeistert den Handel für seine Universität abschließen wollte, wurde von Fachkollegen zurückgepfiffen. Jetzt bleibt es den einzelnen Professoren überlassen, sich um DIA-Gelder zu bemühen.

Die Kürzungen staatlicher Mittel für die US-Universitäten, die entweder privat, kirchlich oder von den einzelnen Bundesstaaten unterhalten werden, haben die zunehmende Verzahnung zwischen Wissenschaft und geheimen Regierungsstellen gefördert. Seit die Reagan-Administration Förderungsprogramme des Bundes - wie das der National Science Foundation - zusammengestrichen hat, versuchen die Universitäten, sich anderweitig Gelder zu besorgen. In einem internen Memorandum der Princeton-Universität hieß es einige Monate nach Reagans Amtsübernahme, daß versucht werden solle, die NSF-Kürzungen durch Verträge mit dem Verteidigungsministerium wettzumachen. Besondere Chancen lägen auf dem Gebiet der chemischen und biologischen Kriegsführung.

Die Reagan-Regierung will diesen Trend verstärken. Die Forschungsbereiche Politik und internationale Studien sollen ganz unter die Kontrolle des Nationalen Sicherheitsrats (NSC) gestellt werden, des höchsten Entscheidungsorgans des Weißen Hauses in internationalen und militärischen Fragen. Nach diesem Plan soll der NSC über die Vergabe aller staatlichen Förderungsmittel entscheiden, die damit nur noch solchen Forschungsprojekten zugute kämen, die der Regierung nützlich erscheinen.

Die Befürworter dieses Plans verweisen darauf, daß CIA-Direktor Casey seit Jahren die mangelhafte US-Forschung über internationale Fragen beklagt. Die Regierung verfüge derzeit nur über 20 Chinaexperten, und ganze zehn Beamte hätten Erfahrungen mit Korea. »Fehlschläge« wie die Geiselnahme von US-Diplomaten im Iran, seien nicht auf nachrichtendienstliche Mängel zurückzuführen, sondern auf mangelnde Kenntnisse über den Iran. Die Universitäten müßten gedrängt werden, für anstehende internationale Probleme Forschungsarbeit zu leisten.

Noch gibt es Widerstände gegen diese Entwicklung. Einige Universitätspräsidenten äußerten sich besorgt über die Zusammenkunft der »akademischen Freiheit«. Und die Student Cooperative Union in Kalifornien, die jüngst die CIA-Verbindungen zu ihrer Universität untersuchte, kam zu dem Ergebnis: »Die Universität kann nicht mit dem CIA

zusammenarbeiten, ohne an den Aktivitäten des CIA mitschuldig zu werden. Forschung, die für den CIA gemacht wird, hat einen direkten Einfluß auf Menschen in der ganzen Welt«.

Die studentischen Kritiker können sich dabei auf einen sachkundigen Zeugen berufen. Ray Cline, vormals stellvertretender CIA-Direktor und heute Lehrbeauftragter an der Georgetown-Universität, mag auch nicht zwischen CIA-Forschung und CIA-Operation unterscheiden. Geheime Operationen, so Cline, werden durchgeführt, »um eine Situation zu verändern, die durch Forschung und Analyse ausgewertet worden ist«.

Konkret 05/84, S. 24

Thomas Fischer

Der 25. April - April, April

Zehn Jahre nach der Revolution ist in Portugal von Sozialismus nicht mehr die Rede. Die Landreform wurde zurückgedreht, die meisten Kooperativen sind zerschlagen. Aus den Gewehrläufen kommt wieder Blei: Portugals Regierung ließ auf streikende Arbeiter schießen

»Ob's bei uns Fleisch gibt?« Carlos Sampaio lacht. »Fleisch gibt's nur in meinem Kopf und auf dem Teller des Ministerpräsidenten.« Der 36jährige, kräftig gebaute Werftarbeiter streckt seine zehn Finger. »Sogar den Ehering habe ich ins Pfandhaus gebracht, für 1.500 Escudos. Damit meine Frau und die drei Kinder was zu essen haben.«

Carlos Sampaio verdient netto 21.000 Escudos im Monat (umgerechnet 420 Mark) - zur Zeit jedoch nur auf dem Papier. Seit sechs Wochen haben er und seine 5.700 Kollegen von der staatseigenen Setenave-Werft in Setúbal keinen Lohn mehr bekommen. Rund 150.000 Portugiesen geht es ähnlich.

Carlos Sampaio denkt zurück an den 9. Februar auf der Lissaboner »Brücke des 25. April«. Demonstrativ . blockierten die Arbeiter von fünf Werften, die teils seit drei Monaten auf ihre Löhne warteten, die Auffahrt zur Brücke über den Tejo, Portugals wichtigste Nord-Süd-Autoverbindung. Dann rückte die Polizei an. Bilanz: 30 Verletzte. »Das war die Brutalität, die wir vom Faschismus her kennen«, meint Carlos Sampaio. »Diese Regierung führt zurück zum 24. April. «

»Diese Regierung« ist ein Bündnis aus »Sozialisten« und (rechtsliberalen) »Sozialdemokraten«. Ihr Premierminister, Mário Soares, erlebte den 24. April 1974 noch im Exil - den letzten Tag einer 48 Jahre langen klerikal-faschistischen Diktatur, die mit erbittertem Krieg in Angola, Guinea und Mosambique das letzte große Kolonialreich der Welt verteidigte.

Offiziere opponierten gegen den Krieg, der zu' Beginn der 70er Jahre 40 Prozent der Staatsausgaben verschlang. Genauso hoch war damals im »Armenhaus Westeuropas« der Bevölkerungsanteil der Analphabeten. Am 25. April putschte die »Bewegung der Streitkräfte« (MFA). In Lissabon strömten die Menschen auf die Straßen, schenkten den Soldaten rote Nelken.

Portugal war im Aufbruch. Politische Gefangene wurden befreit, die Geheimpolizei PIDE/DGS aufgelöst. Für die Kommunisten endete ein 48jähriger Untergrundkampf, Sozialistenführer Soares kam aus dem Exil zurück.

Die Setenave-Werft gehörte damals den Mellos - eine der superreichen Familien, die Banken und Industrie beherrschten und auch in den Kolonien absahnten. »Im April verdiente ich noch 5.300 Escudos« (damals etwa 530 Mark), erinnert sich Setenave-Arbeiter Camilo Almeida Palim. »Im Sommer waren es schon 7.800 - die Hälfte mehr. Das erreichten wir unter Camarada Vasco ... «

Gemeint ist General Vasco Goncalves, der im Juli 1974 Premierminister wurde. Er vertrat die MFA-Linken, die sich durchsetzten gegen die Konservativen um General Spinola. Als erster Präsident nach dem 25. April wollte dieser zwar den Kolonialkrieg beenden und eine politische Öffnung einleiten. Ein sozialistischer Weg und die volle Unabhängigkeit der Kolonien standen für ihn aber nicht zur Debatte. Nach einem Putschversuch im September 1974 mußte er gehen.

Bald begannen Landarbeiter im südportugiesischen Alentejo große Latifundien zu besetzen. Der Name Goncalves steht für die Agrarreform, für die Enteignung der Großgrundbesitzer und die Förderung von Agrar-Kooperativen, die mit der Kultivierung brachliegenden Landes begannen. Unter Goncalves wurden Banken und Schlüsselindustrien und schließlich auch die Setenave-Werft nationalisiert.

Den NATO-Partnern ging all das zu weit. Die USA, die auf der Azoreninsel Terceira eine Luftwaffenbasis errichtet und das alte Regime finanziell hochgepäppelt hatten, bangten um die politische Stabilität an der NATO-Südwestflanke.

1932 war Oliveira Salazar Portugals »starker Mann« geworden. Als Ministerpräsident der 1926 errichteten Diktatur bewunderte er Adolf Hitler. Seine Geheimpolizei PIDE, die politische Gegner folterte und mordete, ließ er nach dem Vorbild der Gestapo ausbilden. 1936 gewährte er deutschen Konzernen 99jährige Schürfund Förderrechte in Angola. Als Hitler starb, ließ Salazar Halbmast flaggen. Und auch mit der neugegründeten Bundesrepublik gab es kaum Verständigungsprobleme.

Beide Länder verband der »gemeinsame Kampf gegen den Kommunismus«, fand 1963 C S U - Bundestagsvizepräsident Richard Jäger. Salazar freute sich über »volles Verständnis und Unterstützung« seitens der BRD. 1961, zu Beginn des Angola-Krieges, hatte Bonn einen langfristigen 150-Millionen-Mark-Kredit zugesagt.

Die Reiselust Bonner Politiker blieb vom Grauen des Faschismus und des Krieges unberührt. Nach 1958 gaben sich in Lissabon die Außenminister Brentano, Schröder und Brandt, die Verteidigungsminister Strauß und von Hassel, Verkehrsminister Seebohm, Vizekanzler Erhard und auch Deutsche-Bank-Boß Abs die Klinke in die Hand. Kurz nach der Ablösung Salazars eilte Bundeskanzler Kiesinger 1968 zu dessen Nachfolger Caetano, um eine »alte, bewährte Freundschaft« zu preisen.

Deren Nutznießer waren deutsche Konzerne. 1973 stellten sie in Portugal 30 Prozent aller Auslandsinvestitionen. AEG, BASF, Bayer, Beiersdorf, Boehringer, Bosch, Grundig, Hoechst, Holzmann, Schering, Siemens und 60 weitere Firmen machten es sich unter Portugals Sonne bequem, wo Gewerkschaften verboten waren. Als 1974 das Militär die Macht übernahm und sich auf Druck der Arbeiter die Hungerlöhne von vorher 400 Mark monatlich verdoppelten, verloren viele die Lust. Allein im Jahr 1974 hielten deutsche Unternehmen geplante Investitionen in Höhe von 150 Millionen Mark zurück. Karlheinz Sohn, Chef der Deutschen Gesellschaft für wirtschaftliche Zusammenarbeit, warnte aber vor dem Totalrückzug. Westeuropa hatte eine Hoffnung: Mário Soares, Generalsekretär der Sozialistischen Partei Portugals (PS).

Für den SPD-Vorsitzenden Willy Brandt war es »kein Zufall«, daß die PS 1973 auf deutschem Boden - in einem Haus - der SPD-nahen Friedrich-Ebert-Stiftung - gegründet worden war. Mit gerade 1.000 Mitgliedern war sie 1974 freilich noch keine Konkurrenz für die Kommunistische Partei (PCP), Hauptkraft des antifaschistischen Widerstands. Nach öffentlichen Verbrüderungsversuchen mit PCP-Generalsekretär Alvaro Cunhal trat Soares damals sogar noch dafür ein, Kommunisten an der ersten provisorischen Regierung zu beteiligen.

Für Nationalisierungen und Agrarreform kämpften Sozialisten und Kommunisten noch gemeinsam. Auch den Putsch von Ex-Präsident Spinola schlug die Linke am 11. März 1975 vereint zurück. Nach der binnen sechs Wochen durchgeführten Nationalisierung von Banken und Versicherungen, Petrochemie, Stahlindustrie, Energie- und Transportwesen machten die PS-Führer aber nicht mehr mit.

Die Wahl zu einer Verfassungsgebenden Versammlung am 25. April 1975 brachte der PS mit ihrem eindeutig sozialistischen Programm 38 Prozent, den Kommunisten 12,5 Prozent der Stimmen - ein klares Votum für Portugals sozialistischen Weg. Soares aber störte schon damals »das willkürliche Vorgehen bei der Anordnung von Verstaatlichungen« und die »wilde Besetzung von Wohnungen, Betrieben und landwirtschaftlichem Besitz«, wie er später schrieb. Er sah gar »Ansteckungsgefahren« für das übrige Westeuropa, wo man ganz ähnlich dachte. Die NATO war in Bereitschaft: Seekriegsmanöver vor Portugals Küste nährten im Mai 1975 Interventionsgerüchte, die US-Präsident Ford nicht dementierte. Auf US-Druck tagte die »Nukleare Planungsgruppe« schon seit Ende 1974 ohne die Portugiesen, die ihre NATO-Zugehörigkeit wohlweislich nie in Frage gestellt hatten.

Westeuropas Sozialdemokraten lockten unterdessen mit »Gemeinschaftshilfe« der EG. Portugal hatte zwar reichlich Goldreserven, litt aber unter Kapitalflucht und Wirtschaftsboykott. Afrika-Rückwanderer brauchten Arbeit, und der Ölpreisschock hinterließ seine Spuren. In dieser Situation schrieb SPD-Präsidiumsmitglied Wilhelm Dröscher namens der Sozialdemokraten in der EG an Premierminister Goncalves, der Kurs der an seiner Regierung beteiligten Kommunisten sei »eine ernste Gefahr für die Entwicklung des Landes zur Demokratie und zum Sozialismus«. In Lissabon machte Dröscher wenig später »Vertrauen in die demokratische Entwicklung« zur Bedingung jedweder Hilfe.

Hilfe in bis heute geheimgehaltener Höhe erhielt damals Soares' PS. »Wenn es darüber überhaupt Unterlagen gibt, dann sind sie auf keinen Fall zugänglich«, sagt heute die Bonner Friedrich-Ebert-Stiftung. Die Sozialistische Partei verließ im Juli 1975 demonstrativ die Regierung und provozierte - laut Soares - »eine Spaltung innerhalb der Bewegung der Streitkräfte«. Eine PS-protegierte »Gruppe der Neun« und eine Gruppe um den linken Otelo de Carvalho opponierten gegen Goncalves. Nach einer Welle faschistischen Bombenterrors im klerikalen, antikommunistischen Norden wurde Goncalves durch den Admiral Pinheiro de Azevedo abgelöst. Soares sah eine »Erholungsphase«. Die Finanzhilfe konnte fließen.

Zwei Monate später beschlossen die Außenminister der EG, -ihre »Vorbehalte gegen eine Wirtschaftshilfe« aufzugeben. Der neuen »gemäßigten« Regierung griffen sie mit einem Kredit von 460 Millionen Mark unter die Arme. Nach einem gescheiterten ultra-Iinken Putschversuch am 25. November taten Säuberungen in der Armee ein Weiteres zur Wiederherstellung dieses Vertrauens.

Weitergehende Hoffnungen der EG-Außenminister waren verfrüht. Die Verfassung vom April 1976 postulierte den »Übergang zum Sozialismus« und erklärte alle Nationalisierungen zu »unumkehrbaren Errungenschaften der arbeitenden Klassen«. Über die Einhaltung wachte der Revolutionsrat, ein 1975 installiertes Gremium von Offizieren mit Vetorecht gegen Parlamentsbeschlüsse.

Mit 35 Prozent der Stimmen gewann die Sozialistische Partei die ersten Parlamentswahlen. Sie allein bildete - mit Mário Soares als Premierminister - die erste zivile Regierung. Und die kam prompt in Konflikt mit der von der PS miterarbeiteten Verfassung, die die Staatsmacht zur Förderung der Agrarreform verpflichtete. Mit Stimmen der, Rechten schuf die Soares-Regierung das (nach dem damaligen Agrarminister benannte) »Barreto-Gesetz« - bis heute die Rechtsgrundlage für die Rückgabe von 650.000 Hektar einst enteigneten Agrarlandes. Aus den Landreformgebieten kam geballter Protest. Ende 1977 scheiterte Soares an der Vertrauensfrage. Nach 16-monatiger Alleinregierung brauchten die Sozialisten einen Koalitionspartner.

Da die Sozialdemokraten sich noch zierten, verbündete sich Soares mit den Christdemokraten des Caetano-Schülers Freitas do Amaral. Als der Protest gegen anhaltende Teuerung und Reallohnabbau unübersehbar war, pries er diese Koalition noch

als Beitrag zur »Rettung der Nation« mit »großen Perspektiven der politischen Stabilität«. Sie zerbrach trotz solider Parlamentsmehrheit nach nur sieben Monaten. Bis heute folgten ihr sieben weitere Regierungen.

Nicht nur Rücksichten auf die NATO machten für Mário Soares ein rechnerisch mögliches Bündnis mit Kommunisten indiskutabel. In der Opposition ließen die Sozialisten Ende 1978 den damals parteilosen Mota Pinto als Premierminister passieren. Seine - laut Soares - »rechteste Regierung seit dem 25. April« provozierte allein im ersten Halbjahr 1979 26 Streiks und hielt sich nur dank der PS 251 Tage an der Macht.

Gegen die Gewerkschaften zu regieren, war schwer. Das wußten auch die PS-Oberen, die sich 1979 mit Sozialdemokraten zusammentaten, um den Gewerkschaftsbund UGT zu gründen: Gelbe Konkurrenz für den bis heute stärkeren Dachverband CGTP. Die Sozialdemokraten von Sá Carneiro, einst liberales Mitglied der faschistischen Abgeordnetenkammer, verbanden sich ihrerseits mit Christdemokraten und Monarchisten zur »Demokratischen Allianz« (AD). Sie gewann Ende 1979 die notwendig gewordene vorzeitige Parlamentswahl. Das Ziel der AD: Staatsbetrieben die Subventionen streichen, die profitablen Teile reprivatisieren. Um den Widerstand der stets streikbereiten Arbeiterschaft zu brechen, kannte die AD keine Skrupel. Bei der Demonstration zum 1. Mai 1982 wurde in Porto ein Arbeiter von der Polizei erschossen. Die CGTP rief zum Generalstreik auf. Die Sozialdemokratische Partei half der AD unterdessen, die Verfassung nach deren Wünschen zu ändern.

Mehrfach beschloß die AD-Parlamentsmehrheit die Wiederzulassung privater Banken - gegen die Stimmen der PS. Die Gesetze scheiterten aber erst am Revolutionsrat, der deshalb bei einer Verfassungsreform 1982 aufgelöst wurde - diesmal mit den Stimmen der PS, die auch bereitwillig mithalf, den »Übergang zum Sozialismus« aus der Verfassung zu streichen. Die »revolutionäre Last« und die »marxistische Phraseologie« seien verschwunden, freute sich der Christdemokrat und seinerzeitige Vizepremierminister Freitas do Amaral.

Aber der Unternehmerverband CIP war noch unzufrieden. Sein Präsident Ferraz da Costa sah Portugal gar von einer »marxistischen Minderheit unterminiert«. Ende 1982 zerbrach die hoffnungslos zerstrittene AD. Ihr Hauptprojekt, die Wiederzulassung privater Banken, war auf der Strecke geblieben. Gegner privater Banken, wetterte der CIP-Boß kurz vor der Parlamentsneuwahl vom April 1983, »sind unsere Feinde und Feinde Portugals«.

Auch diese Wahl gewann erwartungsgemäß die PS mit 36 Prozent der Stimmen. Eine mögliche Allianz mit dem PCP-geführten Wahlbündnis APU (18,2 Prozent) schlug sie - erwartungsgemäß - abermals aus. Sie koalierte stattdessen mit den bis dahin regierenden Sozialdemokraten (24 Prozent) - nun unter der Führung des 1978/79 gescheiterten Ministerpräsidenten Mota Pinto. Kaum an der Macht, setzte der frischgebackene »Block der Mitte« durch, woran die AD stets gescheitert war: Im Parlament ließ Pinto sich zur Wiederzulassung privater Banken ermächtigen. Seither fordern Christ- und Sozialdemokraten weitere Verfassungsänderungen, um ihre Privatisierungspläne zu erleichtern. Daß das nun regierende Bündnis zur Lösung der verschärften Wirtschaftskrise beiträgt, glauben die zehn Millionen Portugiesen weniger denn je.

Mit fast 15 Milliarden Dollar ist Portugal im Ausland verschuldet. 80 Prozent des Energie- und über die Hälfte des Nahrungsmittelbedarfs müssen importiert werden. Die Wirtschaftspolitik wird auch nicht mehr allein in Lissabon gemacht. Im Rahmen eines »Notprogramms« holte sich die Regierung 1983 beim Internationalen Währungsfonds (IWF) einen Kredit von 480 Millionen Dollar - und versprach als Gegenleistung ein rigoroses Sparprogramm. Nach 12-prozentiger Escudo-Abwertung stiegen die staatlich subventionierten Preise für Brot um 28 Prozent, für Milch um 37, für Kraftfutter und Düngemittel gar um über 60 Prozent. Neben einer Beschneidung des Sozialleistungssystems versprach die Regierung Investitionskürzungen bei den Staatsbetrieben und eine Begrenzung der Lohnerhöhungen im Staatsdienst auf einen Satz unterhalb der Inflationsrate, die mit 30 Prozent den höchsten Stand seit 1974 erreicht hat. Während alle Nahrungsmittel drei- bis achtmal so viel kosten wie 1978, erhält nur eine Minderheit der 450.000 offiziell registrierten Arbeitslosen staatliche Unterstützung.

Den Reibach machen Devisenspekulanten. Für eine D-Mark bekommt man heute fünfmal so viele Escudos wie 1975. Unterdessen gehen vor allem Klein- und Mittelbetriebe an über 30-prozentigen Kreditzinsen kaputt. Einspringen soll wohl das Ausland. Mário Soares betreibt den Beitritt zur EG, von dem er noch 1974 gesagt hatte, daß Portugal dadurch »von den großen multinationalen Firmen völlig kolonialisiert« werden würde.

Im März 1984 ging Soares in den USA auf Sympathiewerbung. Er traf den Bankier Rockefeller, dessen Chase Manhattan Bank schon zuvor Interesse an einer Lissaboner Filiale bekundet hatte. Präsident Reagan lobte den Gast aus Lissabon als »besonderen Freund«. In den USA hat man das Vertrauen wiedergefunden, das viele Portugiesen verloren haben. Eine wachsende Friedensbewegung argwöhnt, daß bald auch die Atomwaffen kommen - wenn sie nicht schon im Land sind.

Konkret 05/84, S. 29

Neudeutsche Stadtplanung

Der Senat von Westberlin hat einen Architektur-Wettbewerb ausgeschrieben. KONKRET beteiligt sich mit drei Entwürfen

Neununddreißig Jahre lang hat es keiner gewagt, aus den Ruinen des Gestapo-Hauptquartiers zwischen Anhalter Bahnhof, Wilhelmstraße und der Mauer neues Städtebau-Leben sprießen zu lassen. Wo einmal Heydrich, Himmler, Kaltenbrunner und »Gestapo-Müller« foltern ließen und Mordbuchhaltung führten, hält bis heute ein »Ungelände« Totenwache.

Das soll sich ändern. Nach der Devise *Vergessen durch Gedenken* hat der Westberliner Senat im Rahmen der Internationalen Bauausstellung einen Wettbewerb ausgeschrieben: Das Gelände müsse »sprechend gemacht« werden, seine Neugestaltung solle »das Vergessen unterbrechen«. Und es müsse Farbe bekannt werden, was man wolle: »Mehr Schinkel oder wieder etwas Barock? Oder will man wirklich die SS-Szene wieder herstellen, die Arbeitssäle, Schreibtische, die große Kartei? Und dazu einen Lenne-Park?«

Diese Fragen waren wohl sarkastisch gemeint. Aber dann wurde es ganz seriös: Ein Stück Garten solle »ein kleines Stück Versöhnung symbolisieren«. (Wer mit wem? Auflösung folgt:) »Dieses Gelände muß für die Bewohner, für Besucher aus ganz Berlin, der Bundesrepublik, eigentlich für alle, auch *benutzbar* sein, als Garten, als Ort der Stille, der Meditation; des Nachdenkens.«

Es sind schon 194 Entwürfe eingereicht worden - von der mit schwarzen Platten belegten Freifläche, in deren Mitte das Wort HIER eingraviert ist (geschmackvoll), bis zur »Signallandschaft«, einem Mischwald mit ausgesparten Flächen in Form eines Hakenkreuzes (zur Meditation im Garten). Die Entwürfe Nr. 195, 196 und 197, die KONKRET hier vorstellt, stammen von dem Hamburger Maler Ernst Kahl. Keiner wird gewinnen. Aber vielleicht bringen sie ein paar Leute zur Besinnung.

Konkret 05/84, S. 30

Jan-Phillipp Sendker

C'est bon pour le moral

Jahrzehntelang brannten im Osten Frankreichs die Hochöfen. Damit soll es noch den Plänen der sozialistischen Regierung nun vorbei sein. Über 25.000 Arbeitsplätze sollen in den nächsten drei Jahren beseitigt werden. Doch die Arbeiter wehren sich: Sie blockieren Straßen, stürmen Rathäuser, zünden öffentliche Gebäude an. Jen-Philipp Sendker berichtet aus Longwy

Von 1871 bis 1918 gehörte Elsaß-Lothringen zum Deutschen Reich. Noch in den fünfziger Jahren stritten sich ältere Geschichtslehrer gern um die Frage, was diese Region denn *eigentlich* sei: deutsch oder welsch, französisch. Den Tag der endgültigen Antwort haben sie nicht mehr erlebt - den 30. März 1984.

Da gab es in dem lothringischen Städtchen Longwy keinen, der an ein Spitzengespräch mit dem Sozialpartner dachte, keinen, der zur Friedenspflicht aufrief, gar keinen, der Deeskalationsgespräche mit dem Polizeipräfekten führen wollte. Am Tag als die Nachricht kam, daß 25.000 Stahlarbeiter ihren Arbeitsplatz verlieren sollen, flogen die Werkzeuge in die Ecke, nahmen vermummte Gewerkschafter mit Molotow-Cocktails und Steinen die Straßenschlacht mit der knüppelnden und Tränengas schießenden Polizei auf, zündeten Arbeiter das Finanzamt und das Büro der sozialistischen Regierungspartei an. Auch das Gästehaus des staatlichen Stahlkonzerns »Unisor« ging in Flammen auf. Einsatztruppen blockierten Hauptstraßen, Autobahnen und Grenzübergänge mit meterhohem Schrott. Eisenbahnschienen wurden mit Schneidbrennern zersägt und demontiert. Und nirgends ein Redner, der erst einmal die »Gewaltfrage andiskutieren« wollte.

Am 4. April riefen, zum ersten Mal seit 20 Jahren, alle Gewerkschaften zu einem Generalstreik auf. Die kommunistische CGT und die sozialistische CFDT bildeten gemeinsam mit der christlichen CFTC, der Angestelltengewerkschaft CGC und dem Lehrerverband FEN den »regionalen Widerstandsrat«. Telefon-, Bahn-, Flug- und Straßenverbindungen ins restliche Frankreich wurden unterbrochen, Behörden, Geschäfte, Schulen und Bistros blieben geschlossen. Am Mittag läuteten in ganz Lothringen von den Kirchtürmen die Totenglocken zur Volksversammlung. Die Bischöfe von Metz und Nancy, die freilich weder Höffner noch Lohse heißen, hatten es den Pfarrern erlaubt, »damit diejenigen nicht in ihrer Not alleine bleiben, die niedergeschlagen sind«. Mehr als hunderttausend Menschen folgten den Aufrufen der Gewerkschaften zu Demonstrationen gegen die Pläne der Regierung in Paris.

Soviele Menschen waren in Lothringen zuletzt vor drei Jahren unterwegs. »Ganz Longwy war auf den Beinen, als im Mai 1981 die Nachricht vom Sieg Mitterrands kam. Auf dem Platz vor dein Rathaus haben wir gesungen und getanzt.« Nachdenklich unterbricht der alte Mann seine Erzählung. Er sitzt im Bistro »Chez Gino« am Fenster und schaut hinaus. Im Mund die Kippe einer selbstgedrehten Zigarette. Nach einer Weile sagt er: »So eine Begeisterung hatte ich seit der Befreiung Ende des Krieges nicht mehr erlebt.«

Davon ist heute, drei Jahre nach dem Sieg der Sozialisten, nichts mehr geblieben. Die Stadt, ganz Lothringen kämpft gegen die Pläne der sozialistischen Regierung zur Sanierung der französischen Stahlindustrie ums Überleben. Mit über drei Milliarden Mark jährlich subventioniert Frankreich seine Stahlindustrie, was nach EG-Beschlüssen ab 1986 nicht mehr erlaubt ist. So sollen in den nächsten Jahren über 25.000 Arbeitsplätze vernichtet werden, »bis 1990 werden es 50.000 sein«, die Gewerkschaften prophezeien für Lothringen dann »eine Arbeitslosigkeit von 25 Prozent«.

Schräg gegenüber dem Bistro stehen die drei schönsten und größten Häuser in Longwy: das Rathaus, links daneben das Gebäude der Arbeitgeber der Metallindustrie, rechts die Banque de France. Mittlerweile gleichen sie einer gestürmten Festung. Fenster und Türen in den Erdgeschossen sind notdürftig mit Rolläden, Spanplatten und Holzbalken verbarrikadiert, die Scheiben in den ersten Stockwerken eingeschmissen, der Vorplatz des Rathauses ist übersät mit Stahlblechen, an der mit armdicken Ketten verriegelten Eingangspforte sind die Spuren des Aufbruchs deutlich zu erkennen. An den Wänden kleben Plakate der Gewerkschaften: »CGT - Wir wollen gewinnen«, »Profiteures Payez« und »Longwy vivra«.

Die meisten Banken der Stadt mußten ihre Scheiben durch Spanplatten ersetzen, alle anderen Geschäfte sind unversehrt. Auf einer Straße steht in riesigen Buchstaben: »Merci François«, »Mitterrand zurücktreten« riefen die Demonstranten vor dem Büro der Sozialistischen Partei.

Die Wut auf den Staatspräsidenten ist groß. Bei den Wahlen 1981 hatten im zweiten Wahlgang über 60 Prozent für Mitterrand und bei den nachfolgenden Wahlen zur Nationalversammlung 72 Prozent für den sozialistischen Kandidaten - Jean-Paul Durieux gestimmt. Mitterrands erste Reise in die Provinz als Staatspräsident hatte ihn nach Lothringen geführt und Longwy, das er zum »Symbol« der Ungerechtigkeit erhob. Scharf hatte er dort die Politik der Konservativen kritisiert, die immer neue Opfer geschaffen habe, Menschen die ihre Heimat verlassen müßten, um sich anderswo eine Arbeit zu suchen, die man ihnen hier verweigere. »Denen, die die ersten Opfer einer ungerechten Gesellschaft geworden sind«, so Mitterrand damals, »sage ich heute, daß sie die ersten beim Wiederaufbau unserer Wirtschaft sein werden.«

Die stärkste politische Kraft in der Region sind die Kommunisten. Sie stellen viele Bürgermeister, in manchen Betrieben sind fast 80 Prozent der Arbeiter in, ihrer Gewerkschaft organisiert. Die Zentrale der CGT in Longwy liegt etwas außerhalb des Zentrums in einem gelben zweistöckigen Gebäude. Handbeschriftete Schilder weisen den Weg. Oben ist nur das gleichmäßige Stampfen einer Druckmaschine zu hören. Am Ende eines dunklen Gangs ist Licht. Dort sind drei Arbeiter damit beschäftigt, Flugblätter zu drucken, von der Decke hängt eine Glühbirne, die Druckmaschine sieht aus, als hätte sie schon in der Résistance gearbeitet.

Jean Pierre Grostean, Vorstandsmitglied der örtlichen CGT, wäscht sich die von Druckerschwärze verdreckten Hände und führt in sein Büro. Er hat wenig Zeit, die Vorbereitungen für den »Marsch auf Paris«, die große Demonstration am 13. April in der Hauptstadt, laufen auf vollen Touren. Bereits fünf Tage vorher sind 15 Züge und über 300 Busse ausgebucht, fast jeder dritte Einwohner von Longwy hat sich bei der CGT für einen Fahrplatz eingeschrieben.

Jean Pierre Grostean hat solch eine Mobilisierung noch nicht erlebt. Er zeigt ein Zitat von Premierminister Pierre Mauroy: »Sie werden zwar die Hochöfen schließen können, aber es gibt Hochöfen, die sich dann erst entzünden, die des Zorns und der Wut.« Mauroy hatte das seinem Amtsvorgänger Raymond Barre gesagt, als dieser 1979 mehrere tausend Stahlarbeiter entließ. »Wir werden Mauroy an seine Worte erinnern, wir werden verhindern, daß eine sozialistisch-kommunistische Regierung die gleiche Politik betreibt wie ihre konservativen Vorgänger.«,

Woher er seine 'Zuversicht nimmt? »Schauen Sie sich um, wir haben nichts mehr zu verlieren. Wir werden kämpfen! Es wird hart werden, aber solange wir noch hoffen, haben wir nicht verloren. «

Der Mann hat recht. Wer in Longwy lebt, hat nicht mehr viel zu verlieren. Die 20.000 Einwohner zählende Stadt hat sich vollständig an die Stahlindustrie, genauer: an die beiden größten französischen Eisen und Stahlproduzenten »Unisor« und »Sasilor« verkauft. Das Äußere der Stadt dokumentiert den Niedergang der von den Sozialisten inzwischen verstaatlichten Unternehmen-Schlaglöcher, leerstehende, zum Verkauf angebotene Häuser, ganze Straßenzüge, ehemalige Arbeitersiedlungen verfallen. Noch nicht einmal einen repräsentativen Vorort gibt es, wo die Luft besser, die Häuser bunter und die Menschen schöner sind.

In der »Grand Bar« direkt neben »Chez Gino« treffen sich Arbeiter nach dem Schichtwechsel. Manche kommen noch in ihren blauen Arbeitsanzügen, den Plastikhelm unterm Arm, begrüßen sich freundlich per Handschlag und trinken zwei, drei Bier, Pernod oder Rotwein. Die Stimmung ist gespannt, in kleinen Gruppen werden die nächsten Aktionen diskutiert. Jemand hat in der Musikbox den Ohrwurm des Sommers '83 gedrückt: »C'est bon pour le moral, c'est bon pour le moral ... « Alle lachen.

Ach habe geglaubt, das sei ein Witz, als ich vom Sanierungsplan hörte«, erzählt Michel, der seit Jahren bei »Unisor« arbeitet. »Das ist schon der vierte Stahlsanierungsplan, und immer hat man uns gesagt: 'Damit sind die restlichen Arbeitsplätze endgültig gesichert'. Und was ist nun? Nichts ist!« »Reingelegt«, »verraten« fühlen sie sich alle. »Ich denk manchmal noch, alles ist nicht wahr. Da läßt ein sozialistischer Präsident die Bereitschaftspolizei auf demonstrierende Arbeiter los.«

Von den vielen Zahlen, Statistiken und Versprechen, die in diesen Tagen aus Paris zu hören sind, will hier keiner mehr was wissen. »1977 sind 15.000 Kollegen entlassen worden. Ihnen hatte man einen sicheren Arbeitsplatz in der Autoindustrie versprochen. Nicht einmal 4.000 haben einen bekommen. «

Derweil hat Staatspräsident Mitterrand einen umfangreichen Sozialplan angekündigt: die Arbeiter werden ein zweijähriges Umschulungsprogramm finanziert bekommen; die Verlegung von Industrien in die Notstandsgebiete soll gefördert werden; für die Ansiedlung oder Schaffung neuer Unternehmen werden Steuererleichterungen angeboten; leitenden Angestellten und anderen Beschäftigten soll die Möglichkeit geboten werden, an ihren Unternehmen Besitzanteile zu erwerben; um die Zusammenarbeit zwischen Forschung und Industrie zu verbessern, sollen an den Universitäten von Metz und Nancy besondere Institute eingerichtet werden; in einem Sofortprogramm werden 500 Millionen Francs (etwa 165 Millionen Mark) zur Verfügung gestellt.

Die Arbeiter in Longwy interessiert das wenig: »Wir werden uns in zwei Jahren kaum in Computerfachmänner umschulen lassen können, außerdem haben wir weder vor, ein eigenes Unternehmen zu gründen, noch können wir es uns leisten, von unseren Unternehmen Besitzanteile zu kaufen, und an die Uni wollen wir auch nicht. Mitterrands Sozialplan ist keinen Centimes wert. « Wie es weitergehen soll? »Wir werden kämpfen bis zum Ende.« Und wenn sie Kampf sagen, meinen sie nicht das Sammeln von Unterschriften.

Lothringen heißt richtig Lorraine. Es ist wirklich nicht deutsch.

Konkret 05/84, S. 34

Erdmann Wingert

Was ist schon Seveso?

Was die Deutschen anpacken, machen sie gründlich: Während die Italiener schon wegen lächerlicher 200 Gramm Dioxin in Panik gerieten und Seveso zum Katastrophengebiet erklärten, darf in Hamburg die Chemiefabrik Boehringer das Supergift seit dreißig Jahren ungehindert kiloweise über die Bevölkerung streuen

Ein halbes Jahrzehnt nach der Währungsreform bescherte das Hygienische Institut zu Hamburg seinem Angestellten Ernst Effenberger einen heiklen Auftrag. Er sollte feststellen, welchen Quellen die infernalischen Gerüche entstammten, über die sich Bürger in allen Teilen der prosperierenden Industrie- und Hafenstadt beklagten.

Der junge Forscher blähte die Nüstern, folgte zahlreichen Geruchsfahnen und lokalisierte neben Fisch- und Farbenfabriken, Eisengießereien und Müllverbrennungsanlagen auch eine chemische Fabrik als Ursache des Gestanks - die Firma Boehringer, die auf ihrem Werksgelände in Billwerder/Moorfleet ganze Halden des hochgiftigen Hexachlorcyclohexan (HCH) ohne jede Abdeckung lagerte. Das »unangenehm, stechend chlorähnlich, etwas muffig riechende« Pulver stäubte mit jedem Windstoß über Häuser und Gärten der Nachbarschaft.

Die Abgase aus dem 40 Meter hohen Schornstein des Werkes trieben erheblich weiter, bis zu 13 Kilometer, wie es Effenberger am 2. Dezember 1953 erschnüffelte und in seine Geruchskarte der Stadt Hamburg eintrug. »Die Ursache«, so der lakonische Kommentar des Gesundheitsbeamten zu der ungewöhnlich weitreichenden Giftemission, »kann somit hier nur an einer Betriebsstörung (evtl. erhöhte Produktion) liegen.« Womit man die Sache zu den Akten legte.

Immerhin, ein wenig gereizt zeigte sich der Dr. Effenberger doch, vor allem durch den Läusepulvergestank, der nach einem Boehringerbesuch noch zwei Tage in seiner Kleidung hing. Ebenso stanken die Äpfel, Tomaten und Kartoffeln in den Gärten einer 500 Meter entfernten Siedlung. »Die Bewohner«, registrierte Effenberger besorgt, »klagen über Kopfschmerzen, Appetitlosigkeit, Übelkeit, Brechreiz und Reizerscheinungen der Mund- und Rachenschleimhaut.« Woraus er messerscharf schloß, daß die Nachbarschaft zu Boehringer »über die Geruchsbelästigung hinausgehend nach sehr langer Einwirkungszeit direkte Schädigungen verursachen« könne.

Über die Art dieser »direkten Schädigungen« wußte man Bescheid. 1954, ein Jahr vor Erscheinen der Effenbergerschen Geruchskarte hatte ein Assistenzarzt am Eppendorfer Krankenhaus, Dr. Karlheinz Schulz, fünfzehn von über dreißig Arbeitern untersucht, die in der primitiven, völlig ungesicherten Giftküche des Chemiewerks aus 2,4,5-Trichlorphenol, Natronlauge und Chloressigsäure das Herbizid 2,4,5-T zusammengebraut hatten und über dieselben Symptome wie die Boehringer-Nachbarn klagten. Hinzu kam eine schwere Hautkrankheit, schwarze Pickel, die sich von den Augenpartien über den ganzen Körper verbreiteten.

»Wie Aussätzige haben sie uns damals behandelt«, berichtete einer der wenigen Überlebenden der Journalistin Elvira Spill. »Kein Friseur wollte uns die Haare schneiden. Im Bus sind sie vor uns ausgerissen. Wir stanken ja auch wie die Pest. Aus allen Poren kam nach Chemie riechender Eiter«.

In einem Selbstversuch entdeckte Dr. Schulz die Ursache dieser »Boehringer-Pocken«: Das Supergift Dioxin, das 22 Jahre später in Seveso dieselbe Seuche auslöste, nur daß man sie jetzt Chlorakne nannte. Die Bilder der zerfressenen Kindergesichter gingen um die Welt. Ebenso wie zuvor und danach das dioxinhaltige Herbizid 2,4,5-T, mit dem die Amerikaner kilometerbreite Schneisen in den vietnamesischen Urwald gefräst hatten und damit die entsetzlichsten Leiden auslösten.

Augenlose Mißgeburten, denen aus der Stirn eine Art Penis wächst, arm- und beinlose siamesische Zwillinge, Wasserköpfe auf völlig verrenkten Gliedmaßen - Bilder dieser genetischen Opfer brachte der Hamburger Arzt Karl-Rainer Fabig aus Vietnam mit. Die Grenzdosis für embryoschädigende Effekte schätzen Wissenschaftler auf 0,03 millionstel Gramm Dioxin pro Kilogramm Körpergewicht.

Eine ähnlich winzige, nur ein paar Hundert Moleküle kleine Dioxindosis kann bereits Krebs erregen. Das Foto einer besonders horrenden Spielart brachte Fabig ebenfalls aus Vietnam mit: Ein Mann, dem eine kopfgroße Geschwulst aus dem Gesicht wächst, ein Krebs, der - so Fabig - auch hierzulande auftritt und zwar überwiegend bei Waldarbeitern, die per Rückenspritze 2,4,5-T spritzen mußten.

Eine Anhörung des Bundesgesundheitsamtes im Juli 1981 ergab, daß jährlich etwa 225 Tonnen dioxinverseuchtes 2,4,5-T über Getreidefelder, Weiden und Wälder, über Gleise, Sportplätze und Wege, Obstplantagen und Weinberge der Bundesrepublik gesprüht würden. Rund dreißig Jahre lang...

So würde es auch die nächsten Jahrzehnte weitergehen, wenn Boehringer nicht letztes Jahr auf die Herstellung von 2,4,5-T verzichtet hätte. Freiwillig, versteht sich. Denn die Regierung muß noch gefunden werden, die den nach Hoechst und Bayer größten Medikamentenkonzern der Bundesrepublik (Jahresumsatz 3,5 Milliarden Mark) zu etwas zwingen könnte. Im Gegenteil. Der weltumspannende Familienbetrieb mit 130 Tochterfirmen rund um den Erdball und 22.000 Mitarbeitern

(prominentester Ex-Angestellter in leitender Position: der künftige Bundespräsident Richard von Weizsäcker) scheint unanfechtbar, erhaben über jede Verordnung, jedes Gesetz, alle Moral.

Denn was sich dieser Konzern mit seinem kleinen, nur 300 Mitarbeiter starken Ableger in Hamburg leisten konnte und kann, ist selbst für die freie und marktwirtschaftliche Wildbahn des westdeutschen Wunderlandes ohne Beispiel. Allein für die Verseuchung des Hamburger Trinkwassers nennt eine Dokumentation der Chemiegruppe Bergedorf fünfzehn Dreckquellen, die seit Jahrzehnten bei Boehringer sprudeln.

Schon 1956 entdeckte das Gesundheitsamt Boehringer-typische Stoffe im Grundwasser, 350 Meter vom nächsten Trinkwasserbrunnen, knapp eineinhalb Kilometer vom Wasserwerk Kaltehofe entfernt, das noch heute fünfzehn Prozent des Hamburger Trinkwassers liefert. Jede weitere Messung in den folgenden Jahren erbrachte alarmierende Werte. 1973 registrierten die Prüfer fassungslos, daß ihre Sonde nach der Messung »Korrosionserscheinungen, öligen Belag und einen spezifischen Geruch, angeblich nach Trichlorbenzol« zeigte. Die Konsequenz daraus war nicht etwa eine Anzeige gegen Boehringer, sondern schlichte Resignation: »Eine Wiederholungsmessung«, verzeichnete das Protokoll, »wurde daher nicht gewagt«.

Das Geologische Landesamt fand dann die Ursache des aggressiven Drecks: Probebohrungen zeigten, daß das Werk stellenweise buchstäblich auf HCH stand, dem Giftstoff, aus dem Boehringer sein 2,4,5-T und das Insektizid Lindan herstellt.

Auch dagegen wurde nichts unternommen, so daß Dr. Effenberger wenig später Dioxin in einem Werksbrunnen fand, was - drei Jahre nach Seveso - nicht etwa die Schließung des Werkes, sondern einen Fußtritt gegen die Beamten veranlaßte. »Ein geplantes weitergehendes Untersuchungsprogramm«, notierten sie kleinlaut, » ... konnte nicht durchgeführt werden, da die Firma Boehringer sich geweigert hat, die von der Wasserbehörde geforderten Untersuchungen auf ihrem Grundstück durchführen zu lassen. «

Die ebenso freie wie machtlose Hansestadt Hamburg ergab sich also in ihr Schicksal und das ihrer schutzlosen Bürger: Sie ließ von Stund an nur noch vor den Toren Boehringers messen, wo es ja ebenfalls viel zu entdecken gab. Zum Beispiel im Moorfleeter Kanal, aus dem man 1979 und 1980 ein paar Tonnen toter Fische geborgen hatte. In diesen Kanal entläßt das Werk sein Kühlwasser - mehr als drei Millionen Kubikmeter pro Jahr, die es zu einem Spottpreis aus vier eigenen Grundwasserbrunnen beziehen durfte und darf.

Obgleich Kühlwasser - zumindest in einem korrekt geführten Betrieb - nicht mit Produktionsprozessen in Berührung kommt und deshalb auch nicht verunreinigt sein kann, entdeckten die Prüfer unter den beiden Ausläufen immense Giftkonzentrationen im Schlick. Neben Chlorbenzolen, HCH und Trichlorphenol auch Dioxin - in der beängstigenden Größenordnung von 9,5 Milligramm pro Kilogramm Schlick!

Kommentar des Hamburger Umweltsenators Curilla: »Ein Materialfehler, wie er überall einmal vorkommen kann«. Einen Kilometer entfernt mündet dieser Kanal in den Elbarm, an dem das Wasserwerk Kaltehofe liegt.

Noch schlimmer steht es um die Abwässer dieser Firma, die nur oberflächlich gereinigt in das öffentliche Sielnetz fließen. Zwar gibt es Aktivkohle- und Oxidationsanlagen, die 99 Prozent solcher Chlorkohlenwasserstoffe ausfiltern, da sie jedoch - im Gegensatz zum öffentlichen Wohl - recht teuer sind, was im Unternehmerjargon soviel wie »wirtschaftlich nicht vertretbar« heißt, bleiben sie dem milliardenschwere Weltkonzern erspart.

Die Folge ist, daß 70 bis 80 Prozent aller Boehringergifte in die Elbe fließen, sich im Schlick absetzen und mit dem Baggergut auf den Spülfeldern landen, mit denen Hamburg seine ehemals fruchtbarsten Weiden, Äcker und Obstgärten zudeckt und vernichtet. Boehringergifte reichern sich auch im Fettgewebe der Elbfische an. Brassen zum Beispiel, fanden die Autoren der Dokumentation »Chemiestadt Hamburg«, seien so mit Insektiziden vollgestopft, daß man sie höchstens noch zu Mottenkugeln verarbeiten

könnte. 1

Menschen womöglich demnächst auch: Der Kieler Toxikologe Otmar Wassermann untersuchte das Blut von Fischern und Anglern, die regelmäßig Elbfische gegessen hatten. Er fand neben Schwermetallen wie Quecksilber die ganze chemische Palette der Betriebe, die sich an der Elbe seit Jahrzehnten ausschleimen.

Boehringer beschränkt sich jedoch nicht auf die Wasserverunreinigung. Auch zu Land und in der Luft werden kräftige Schadstoffmengen abgegeben.

Zum Beispiel in der Luft über einen Schornstein, der jeden Tag an die zehn Kilogramm HCH über Land und Leute spuckt, bis schließlich das Vieh auf den Weiden der Marsch- und Vierlande verreckt, die Gartenbaubetriebe im Dunstkreis der gen Himmel stinkenden Dreckschleuder ihr vergiftetes Gemüse auf den Abfallhaufen werfen müssen und der HCH-Wert in der Muttermilch einer stillenden Frau aus der Nachbarschaft des Werkes das Achtfache des zulässigen Wertes beträgt. So nämlich geschah es im Jahr 1979.

Die SPD-Fraktion der kommunalen Bezirksregierung sah zumindest für die Gärtner eine Lösung. Sie empfahl »die Gemüseanbau- und Kleingartenflächen in gewerbliche Flächen umzuwandeln, wenn die weiteren Untersuchungen ergeben, daß die Belastungen durch HCH nicht kurzfristig zu beseitigen sind«.

Nach dem Umweltsenator Curilla »keine rechtlichen Möglichkeiten zur Schließung des Werkes« gesehen hatte und Dr. Schuldt von der Leitstelle für Umweltschutz vor Ablauf von zehn Jahren »keine deutliche Herabsetzung der HCH-Konzentration im Boden« erwartete, griff die Behörde zu einem Mittel, das den Opfern, nämlich den Gärtnern und ihren Kunden, schadete, dem Täter Boehringer dagegen nützte. Sie erhöhte einfach die Höchstmengenverordnung für die Belastung des Gemüses um 50 Prozent!

Etwas schwieriger war es, die widersprüchlichen Ergebnisse einer Untersuchung an Moorfleeter Bürgern zu erklären. Die Behörden ließen HCH-Werte im Blut und im Fettgewebe der Bürger ermitteln, die »keine Gefahr für die Gesundheit« bedeuteten. Eine private Vergleichsuntersuchung, die eine Bürgerinitiative um den Moorfleeter Malermeister Rolf Hausmann unternommen hatte, ergab dagegen erheblich höhere HCH-Werte als die amtliche Untersuchung - in einem Fall bis zu 1.300 Prozent!

Um diese Scharte auszuwetzen, ließ die Behörde eine zweite Untersuchung machen, der zumindest ein Lacherfolg beschieden war: Sie ergab, daß die Nachbarn des Boehringerwerkes weniger HCH in Blut und Fett haben als der Bundesdurchschnitt.

Einen weiteren Liebesdienst erwies die Stadt Hamburg ihrer übelsten Pestbeule, nachdem der Bundesrat im April 1983 unter dem Eindruck der 41 mirakulös verschwundenen Sevesofässer den Transport dioxinhaltiger Stoffe verbot. Der Hamburger Senat versuchte eine Ausnahmegenehmigung durchzudrücken, die Boehringer weiterhin erlaubt hätte, dioxinverseuchte Abfälle zu Deponien und zur Verbrennung auf hoher See zu transportieren.

Aber Boehringer verzichtete und stellte aus freien Stücken die Produktion des dioxinhaltigen Unkraut- und Menschenkillers 2,4,5-T ein, obgleich der Senat ausdrücklich betonte, daß »derzeit keine Veranlassung für hamburgische Unternehmen bestehe, Teile ihrer Produktion, bei der dioxinhaltige Abfälle entstehen, aufgrund des Bundesratsbeschlusses einzustellen«. Doch in der Zwischenzeit war die Weltfirma Boehringer mit ihrem Hamburger Werk allzu oft in negative Schlagzeilen geraten.

Als alle Welt über die 41 verschwundenen Sevesofässer räsonierte, in denen 30 Gramm Dioxin quer durch Europa wanderten, organisierte die »Bürgeraktion Moorfleet« eine Boehringer-Blockade, bei der sie aufdeckte, daß von diesem Werk an die 70 Kilogramm Dioxin kreuz und quer durchs ganze Land gewandert waren - nach Rotterdam zur Verbrennung auf hoher See, auf die Deponiert Hoheneggelsen und Gerolsheim und vermutlich auch auf wilde Kippen der nahen und fernen Umgebung. Allein auf der Deponie Georgswerder, die ihre Gifte langsam und sicher ins Grundwasser, in die Elbe und die Luft abgibt, vermuten die Moorfleeter mindestens zehn Kilo Dioxin aus Boehringer-Herkunft.

Das Sündenregister der Firma Boehringer ist damit nicht erschöpft. Denn noch immer streut das Werk hochgiftige Substanzen über seine Umwelt, was die zuständigen Behörden und Politiker nach wie vor tapfer leugnen. So bestritt der Senat im September 1983 in seiner Antwort auf die kleine Anfrage des GAL-Abgeordneten Klaus Gärtner, daß bei Boehringer auch nach der Stillegung der 2,4,5-T-Produktion Dioxine anfielen.

Eine zweite Anfrage der GAL entriß dem widerstrebenden Senat dann im Februar 1984 das Zugeständnis, daß bei der Produktion von Dichlorbromphenol sehr wohl Dioxine anfielen, allerdings nicht in »relevanten Konzentrationen«.

Zum drittenmal hakte die GAL nach, und jetzt rang sich der Senat das Eingeständnis ab, daß »bromierte und gemischt halogenierte Dibenzodioxine etwa die gleiche Toxizität haben wie entsprechende chlorierte Verbindungen«. Außerdem erfuhr die Öffentlichkeit bei dieser Gelegenheit, daß dieses Dioxin in dem Gas enthalten ist, das auf dem Dach des Bromophosbetriebes abgefackelt wird.

Nur als die GAL einen Vergleich des Boehringer-Geländes mit dem Katastrophengebiet von Seveso verlangte, paßte der Senat. Zwar hätte man eine Dioxinkonzentration des Bodens von 40 Mikrogramm pro Kilogramm bis zu einer Tiefe von 50 Zentimetern festgestellt - vergleichbar mit Seveso sei das jedoch nicht, weil man dort als Maßeinheit der Verseuchung den Quadratmeter und nicht, wie in Hamburg, das Kilogramm benutzt habe.

Konkret 05/84, S. 42

Horst Tomayer

Deutsche Gespräche

Pfarrer Reinhold Goldmann (53) in Buchbach (Diözese Bamberg) vergleicht die Abtreibung der »eigenen Brut« mit Völkermord an den Juden und wirft für »deutsche« Frauen Gebärprämien aus. Horst Tomayer telefonierte mit ihm als potentieller Kindsvater

Katholisches Pfarramt Buchbach

Hochwürden Goldmann?

Ja.

Grüßgott, Hochwürden. Brenner, mein Name. Aus Erlingl Andechs. Sans ma net bös, daß i so spät aufd Nacht anrufe, aber i hab ein großes Problem, und i weiß nimma weiter. 1 hab mit meiner Schwester telefoniert, die ist in Bamberg verheiratet, und die hat mir gsagt, daß Sie mir vielleicht helfen könnten.

Ja, wer ist Ihre Schwester?

In Bamberg ist die verheiratet. Jetzt passens auf, Hochwürden, ich hab eine Freundin, die ist noch jung, neunzehn, und die arbeitet in- einer Gastwirtschaft, da, am Ammersee, und wir sind verlobt seit einem Jahr, und wir warn in der Zeit auch öfters beinander, das gebe ich ehrlich zu, wir wolln ja auch heiraten, sie hat ja vom Arzt die Pille nicht verschrieben gekriegt, die hat sie gsundheitlich nicht vertragen, und jetzt warn wir immer beinander nach dieser Temperaturmessung, also natürliche Verhütung undsoweiter, also wenns z'heiß war, dann nicht, netwahr, aber jetzt ist das im Februar dieses Jahres leider passiert, hat es gschnacklt, und meine Freundin ist jetzt im zwoten Monat schwanger, aber sie sagt, sie will das Kind nicht, und seit ein paar Wochen sind wir mehr auseinander als wie zsamm, und jetzt hab ich mich meiner Schwester anvertraut, und die sagt, daß man sich an Sie wenden kann.

Und wie haben Sie sich jetzt meine Hilfe gedacht? Schaun Sie, für mich ist das natürlich... helfen will ich gern, wenn das so ist, wie Sie mir das gesagt haben, bloß, es kann mich natürlich per Telefon jeder hier anrufen und kann mir eine, sagen wir mal, traurige Geschichte erzählen, ich bin natürlich normalerweise gebunden und gehalten, Vertrauen zu schenken... was haben Sie sich jetzt unter meiner Hilfe vorgestellt, konkret? Sagen Sie zunächst, werden Sie Ihre Freundin dazu bringen können, daß sie das Kind austrägt?

Ja mei, Hochwürden, in der Wirtschaft, wo sie arbeitet, meine Freundin, da ist eine Bedienung, mit der ist sie befreundet, die ist aus München, für mich ist das eine rechte Schlampn, die wo nix genau nimmt, und die hat ihr eingredt, Abtreibung wär ganz leicht, so, wie man zum Zahnarzt geht, no net amal so schlimm wie Bohren, das wür alles nix, aber ich bin damit nicht einverstanden, weil das geht mich auch was an, dös is ja unser gemeinschaftliches Kind, aber de andre, de steht immer dazwischn, die ist ein schlechtes Beispiel, mei altersmäßig san mir halt a bißl ausananda, mei Freindin is neinzehn und i bin dreiavierzg, i bin halt katholisch erzogen worden und aufgwachsn, net, und für mich kommt Abtreibung nicht in Frage.

Ja, Herr Brenner, die Frage ist, können Sie denn Ihre Freundin dazu bringen, daß die ja sagt, ja, wenn ihr jetzt geholfen wird, daß sie dann trotzdem ihr Kind austrägt, ihr erstes Kind, denn es handelt sich ja um ein Kind, es handelt sich ja um ein lebendes Wesen, so wie Sie leben und wie ich lebe, hat dies Kind auch einen Anspruch auf ein Leben.

Ja, was glauben Sie, Hochwürden, wie oft ich ihr' das schon gsagt hab.

Was zunächst einmal die Entbindung anbetrifft, da könnte ich Ihnen beispielsweise ein Haus besorgen, wo Sie überhaupt keinerlei Unkosten haben, da haben wir in unserer Diözese ein eigenes Haus, in Scheinfeld. Das ist natürlich so - das Kind sich wegnehmen lassen ist einfacher, als das Kind auszutragen. Das Wegnehmenlassen, das ist, ja, das dauert zwei, drei Tage oder im Höchstfall eine Woche und dann ist man das los, aber das Kind behalten bedeutet ja, ich muß jetzt neun Monate lang mit dem Kind zusammenleben, es belastet mich, in meiner Arbeit und in meinem Fortkommen und in meiner Zukunft undsoweiter. Und deswegen müssen wir alle miteinander helfen. Ich will das auch, sowohl was das Finanzielle anbetrifft, als auch was mein Gebet anbetrifft, da will ich Sie gerne dabei begleiten. Sie brauchen sich da jetzt gar keine Sorgen zu machen, was jetzt die Zukunft des Kindes und Ihrer Freundin angeht, da sind wir bereit, ihr rund um die Uhr zu helfen, sowohl von unserer Seite aus, als auch was jetzt das Fortkommen oder die Geburt angeht.

Also meine Schwester hat gsagt, daß da unter Umständen auch eine A, a, eine A-Adoption möglich wäre...

Ja, ich meine, wir selbst können ja keine Adoption vornehmen, wir können uns nur um eine Adoption bemühen, und ich kann Ihnen sagen, daß wir auch bereit wären, wenn... wir wünschen das natürlich nicht, aber wenn die Mutter sagt: Nein!, sie ist unter gar keinen Umständen bereit, das Kind auszutragen, sie möchte dann lieber schon das Kind zur Adoption freigeben wollen, dann wären wir auch bereit, Ihrer Freundin behilflich zu sein, sowohl was die AdoptionsvermittIung

angeht, als auch Ihrer Frau einen zusätzlichen Anreiz zu geben, damit sie die Adoption, äh, vornehmen läßt. Also es sind alle Möglichkeiten offen. Der natürlichste Vorgang wäre, Sie würden Ihre Freundin dazu bewegen, daß sie ihr Kind austrägt.

Mir ist da eine Zeitung in die Hand gekommen, und da hab ich gedacht, ich spinn, ich weiß nicht, ob Siels auch glesen ham, aber da soll von den abgetriebenen, von den umgebrachten Kindern, da soll Schönheitscreme oder sowas draus gemacht werden, das müssen Sie sich mal vorstellen, das hab ich dann aus der Zeitung ausgschnittn und hab gsagt, da schau Dir das amal an, was sagstn dazu?, sagt sie, das glaub ich nicht, sag ich, da, da stehts doch, schwarz auf weiß...

Ja, ja, das stimmt.

Ja, ist das wirklich wahr?

Ja, ja, leider Gottes sind wir in unserer Gesellschaft schon so weit, daß wir zwar Bäume schützen und Pflanzen und Tiere, aber daß der Mensch inzwischen zum Freiwild erklärt worden ist, ja, im Gegenteil, daß man mit dem Menschen Geschäfte macht., Wir haben ja nicht die Absicht, Geschäfte zu machen, ich will ja kein Geld verdienen, sondern ich will gerne was ausgeben, wenn ich ein Menschenleben retten kann, und wenn ich Ihnen dabei behilflich sein kann, dann ist das für mich eine sehr große Freude und auch eine sehr große Auszeichnung. Sie können Ihrer Freundin grundsätzlich sagen, sie hat es immer mit einem vollwertigen, menschlichen Leben zu tun, das sie jetzt bereits bei sich trägt, nicht in irgendeinem Anfangsstadium, sondern es ist ein vollwertiger Mensch. Ich schicke Ihnen Material zu, was Ihr Kind jetzt nach diesen zwei Monaten bereits für Funktionen im Leib der Mutter vollzieht, nicht daß Ihre Freundin meint, sie hat irgendeinen Fleischklumpen oder eine fleischlose Masse, sondern sie hat es bereits mit einem vollwertigen Menschen zu tun.

Hochwürden, wieso können denn dann die anderen immer sagen, daß eine Abtreibung so ist wie beim Doktor beim Hals-Hineinschauen?

Ja, der Staat hat leider Gottes solche Gesetze erlassen, und den Wünschen der Frauen wird mehr entsprochen, während von den Rechten und Wünschen des Kindes niemand redet.

Ich versteh das nicht, vielleicht bin ich da zu altmodisch.

Ja, wir stimmen ja beide überein, es handelt sich hier um geplanten Mord, der vorgenommen wird.

Ja, dann ist das ja genauso wie vor '45?

Mh, mhm, ja, ja. Herr Brenner. Sie kriegen von mir das Material.

Hochwürden, herzlichen Dank erst a mal, vergeltsgott. Aufwiederschaun, pfüatgott.

Gut Nacht, pfüat Eahna Gott.

Konkret 05/84, S. 44

Uwe Klußmann

Trotz Verbot nicht tot

Ungehindert arbeiten bundesdeutsche Neonazis auch nach dem ANS-Verbot weiter am Aufbau einer neuen NSDAP. »Führer« Kühnen dirigiert seine Truppe von der Schweiz aus.

Die »Aktionsfront Nationale Sozialisten« (ANS) ist verboten, ihr »Führer« Kühnen hat sich mit Wissen des Bundesamtes für Verfassungsschutz in die Schweiz abgesetzt. Aber bereits am Tage des vom Bundesinnenministerium verfügten Verbots am 7. Dezember 1983 verkündete Kühnen, nach einer Hausdurchsuchung wieder auf freiem Fuße, gegenüber Journalisten, er werde weitermachen. Der Mitgliederrundbrief der ANS »Die innere Front« wurde in »Die Neue Front« umbenannt. Und schon im Januar hatte der Neonazi-Chef in diesem »Informationsbrief zur Lage der Bewegung« etwas »Erfreuliches zu berichten: Die Führungsaufsicht hat auf weitere Auflagen verzichtet - ich bin also in vollem Umfang weiter aktionsfähig«. Das Verbot, schrieb Kühnen, sei »ein Schlag ins Wasser« gewesen.

Michael Kühnen stand nach dem Absitzen einer vierjährigen Freiheitsstrafe wegen Volksverhetzung Ende 1982 unter Führungsaufsicht der Freien und Hansestadt Hamburg. Die Führungsauflagen hatten Kühnen u.a. untersagt, Mitglieder neonazistischer Gruppen »zu beschäftigen, auszubilden oder zu beherbergen« oder sonst mit ihnen zu verkehren. Auf eine Anfrage der Hamburger GAL-Bürgerschaftsabgeordneten Ulla Jelpke teilte der Hamburger Senat am 15. März 1983 mit, daß der ANS-Chef gegen eben diese Weisung verstoßen habe. Die Weisung jedoch war, wie der Senat erklärte, »nicht strafbewehrt«, ein Verstoß dagegen hatte praktisch keine Folgen.

So konnte Kühnen nach seiner Haftentlassung ungestört von der bundesdeutschen Justiz an den Aufbau seiner faschistischen Kaderorganisation gehen. Die Marschrichtung hatte der ehemalige Bundeswehrleutnant bereits im Februar 1982, während seiner Haft in der Justizvollzugsanstalt Celle, in einem Interview mit dem »Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt« angegeben: Das »Hauptgewicht der NS-Bewegung« werde in den nächsten Jahren die »Ausländerfrage« sein. Mit ihr hoffte Kühnen »auf legale Weise, zumindest auf eine politisch-propagandistische Weise«, eine »Massenbasis« zu gewinnen.

Ein zentrales Element dieser Strategie ist pseudorevolutionäre, pseudosozialistische Propaganda. Kühnens erklärtes Vorbild ist dabei der Nazi-Propagandaminister Joseph Goebbels, der 1926 in einer NSDAP-Zeitschrift von der Notwendigkeit einer »sozialen Revolution« schwadroniert und 1931 in einem Aufruf an die Erwerbslosen Berlins erklärt hatte, die NSDAP sei angetreten, »die Ketten des Weltkapitalismus zu sprengen, das System des Kapitalismus zu zertrümmern und durch eine neue sozialistische Ordnung zu ersetzen«.

Am 15. Januar 1983, nur wenige Wochen nach seiner Entlassung aus dem Celler Knast, gründete Kühnen in Frankfurt die »Aktionsfront Nationaler Sozialisten/Nationale Aktivisten« (ANS/NA) als Zusammenschluß verschiedener regionaler faschistischer Gruppierungen. Der bei der Gründungsversammlung der ANS/NA verabschiedete »Frankfurter Appell« fordert neben einer Aufhebung des NSDAP-Verbots und »Ausländerrückführung« eine »Kulturrevolution gegen den Amerikanismus« und den »Kampf für ein unabhängiges, sozialistisches Großdeutschland«.

Die »Organisationsleitung der ANS/NA« war ein Führungstrio mit Michael Kühnen als »Organisationsleiter«, dem Frankfurter Neonazi Arnd-Heinz Marx und Thomas Brehl aus Fulda, einem Neffen von Hitlers Gauleiter im »Gau Magdeburg-Anhalt«, Bruno Jordan. Die drei Neonaziführer versprachen sich auf der Gründungsversammlung mit Handschlag: »Bei uns wird es keine Intrigen und kein Gerede gegeneinander geben. Wir werden zusammenhalten und gemeinsam den Kampf aufnehmen und durchstehen.«

Der braune Rütli-Schwur sollte nicht lange halten. Bereits ein Dreivierteljahr später, im September 1983, wurde das Führungsmitglied Arnd-Heinz Marx von Kühnen aus der »Bewegung« ausgeschlossen. Der Frankfurter Neonazi hatte die hessischen ANS'ler auf sich vereidigt, für Kühnen »seit dem Tod des Führers ein Verbrechen an der nationalsozialistischen Idee«. Arnd-Heinz Marx mußte sich gerade vor der Staatsschutzkammer des hessischen Landgerichts wegen schwerer Mißhandlung eines ehemaligen ANS-Mitglieds verantworten.

Die ANS/NA, personell und programmatisch eng verbunden mit der von den USA aus geleiteten »NSDAP-Auslandsorganisation« des 31jährigen Deutsch-Amerikaners Gary Rex Lauck, versteht sich als »legaler Arm der nationalsozialistischen Bewegung der neuen Generation in der Tradition der SA« (Kühnen im Mitteilungsblatt »Innere Front«). Örtliche Gruppen der ANS/NA wurden von Würzburg bis Kiel gegründet und von den ANS-»Führern« Ende Mai bis Ende Juni 1983 bei einer großspurig »Deutschlandfahrt der Organisationsleitung« genannten Rundreise inspiziert.

In wenigen Monaten gewann die ANS rund 300 aktive Mitglieder. Neben einigen Altnazis wie dem ehemaligen Goebbels-Mitarbeiter Willi Krämer (Stabsamtsleiter in der Reichspropagandaleitung der NSDAP), der zum »Ehrenvorsitzenden« der ANS/NA avancierte, waren es vor allem Jugendliche, die die Kühnen-Truppe anwerben konnte, meist junge Arbeitslose,

die sich von der Mischung aus männerbündlerischer »Kameradschaft«, straffer Führung und Elitebewußtsein angezogen fühlten.

Die ANS/NA ist gegliedert wie eine faschistische Staatspartei. Es gibt ein »Korps der Politischen Leiter«, »Stabswachen«, einen »Inspekteur der Stabswachen«, eine »Betriebszellenorganisation«, ein »Amt für nationalsozialistische Lebensanschauung und Schulung«, ein »Presseamt« und einen »Mädelbund«. Für besondere Verdienste verteilte Kühnen silberne und goldene Ehrenzeichen. »Fehlverhalten« der ANS-Mitglieder wird laut »Organisationsbefehl Nr. 3« bestraft; für »Verspätungen, Meckern oder ähnliches« setzt es Geldbußen, Arbeitseinsätze, Kniebeugen und Liegestütze.

Zur Schaffung einer »Massenbasis« wurde am 26. Juni 1983 auf dem ersten »Führerthing« der ANS in Mainz die »Aktion Ausländerrückführung« (AAR) gegründet. Die AAR sei »der politische Arm der ANS«, erklärte Kühnen in einem internen. Rundschreiben an das »Korps der Politischen Leiter«. Die ANS selbst, so der Neonazi-Chef, werde sich »aus taktischen Gründen« nicht an Wahlen beteiligen, denn: »Dafür ist die Zeit noch nicht reif«. Bundesvorsitzender der »Aktion Ausländerrückführung« wurde Thomas Brehl (26), die Nr. zwei der ANS-Führung.

Gegen das zusammen mit dem ANS-Verbot verfügte Verbot der AAR haben die Neonazis Rechtsmittel eingelegt und hoffen dabei auf das Wohlwollen bundesdeutscher Richter. Kühnen frohlockt in seiner »Neuen Front«. vom Januar 1984 bereits: »Die Aufhebung des AAR-Verbots wäre für uns ein gewaltiger Triumph.« Auch ohne die Wiederzulassung der »Aktion Ausländerrückführung« haben sich die Neonazis bereits eine Reihe von »neuen« örtlichen Ersatz- und Nachfolgeorganisationen für die ANS geschaffen. Aus dem »Mädelbund« wurden »Handarbeitszirkel« unter Teilnahme alter Kämpferinnen vom Hitlerschen »Bund Deutscher Mädel«, in Frankfurt entstand ein »Freundeskreis Germania«, im schleswig-holsteinischen Pinneberg eine »Antikommunistische Vereinigung«, und in Hamburg wurde der »Freizeitverein Hansa« neu gegründet, der Kühnen und anderen bereits 1977 als Tarnorganisation für ihre faschistischen Aktivitäten diente. In Würzburg bildeten ANS'ler zwecks Kandidatur zur Kommunalwahl einen »Unabhängigen Wähler-Kreis - Arbeitskreis für Wiedervereinigung und Volksgesundheit«.

Die ANS-Nachfolgeorganisationen geben mittlerweile ungehindert von Polizei und Justiz eigene Publikationsorgane heraus, von der »Frankfurter Front« über den »Mainzer Widerstand« bis zum »Pinneberger Beobachter«. In ihrem Mitteilungsblatt erklärten die Mitglieder der »Antikommunistischen Vereinigung Pinneberg« unverhohlen, daß sie »zu einem großen Teil« aus der ehemaligen Kameradschaft 29 der ANS/NA stammten, und daß der »neue« Verein »unter Leitung des bewährten Karneradschaftsführers« der ANS stehe. Ihr braunes Blättchen teilt den Lesern mit, es sei »an der Zeit, dem Kommunismus einen erbarmungslosen Kampf anzusagen«.

Daß derartige Parolen keine Biertischsprüche sind, wurde deutlich, als im März von Neonazis zwei Brandanschläge auf das Büro der Grün-Alternativen Liste in Hamburg-Bergedorf verübt wurden. Kühnen selbst behält einstweilen seine Truppe (nach seinen Angaben neben den 300 Aktivisten noch 100 Förderer und 500 Sympathisanten)von der Schweiz aus im Auge. Kühnens Stellvertreter Thomas Brehl, »der führende Kopf und Verantwortliche in meinem Sinne« (Kühnen vor der Flucht in die Schweiz in seinem Rundbrief »Neue Front«), hatte bereits im Frühjahr 1983 in seiner Eigenschaft als »Bereichsleiter Süd der ANS/NA« Kontakte in die Schweiz geknüpft. Auch Brehl ist immer noch auf freiem Fuß.

Konkret 05/84, S. 46

Warner Poelchau

Wenn Kühnen was auf die Nase kriegt

Unterm Schutz abwiegelnder oder auch leises sympathisierender Politiker, Geheimdienstler, Publizisten, Staatsanwälte und Polizisten terrorisieren Neonazi-Gruppen schon etliche Jugendzentren. Seit 1980 wurden mindestens 28 Menschen in der BRD von rechtsextremen Gewalttätern ermordet, 200 wurden verletzt. Einige junge Antifaschisten greifen jetzt zur Selbsthilfe: Sie brennen die Fahrzeuge von Nazigrößen ab, setzen deren Helfer unter Druck und prügeln sie aus Discos und Kinos hinaus. Schon hat NS-Führer Kühnen vor diesen »Anarcho-Rockern« mehr Schiß als vorm Staatsanwalt. Die »Zeit«ließ sich von einem hohen Verfassungsschützer erzählen, wie gefährlich es sei, wenn »linke Gewalttäter .. rechte Militanz« provozierten. KONKRET erkundigte sich bei der anderen Seite - das Gespräch führte Warner Poelchau

KONKRET: Der Neonazi-Chef Michael Kühnen hat gesagt, daß Hamburg für ihn und seine Truppe ein heißes Pflaster geworden sei. In der »Inneren Front« schrieb er über eine seiner Aktionen in München: »Wir Hamburger hatten den längsten Anmarschweg und konnten nur mit sieben Kameraden teilnehmen, weil Rotfront uns kurz vorher zwei Autos in die Luft gesprengt hatte. « Die Rotfront, über die er sich da beklagt, seid ihr das?

Klara: Unter diesem Namen nicht. Leute, die solche Aktionen machen, bekennen sich in den wenigsten Fällen, außer daß sie sich irgend einen Kommandonamen geben.

KONKRET: Es gibt eine Kommandoerklärung der Gruppe: 'Verhindert die faschistische Provokation in Berlin', in der es heißt: »Am 25. 10. zerstörten wir drei PKW's, einen VW-Bus, einen Kübelwagen und ein anderes Fahrzeug der ANS in Hamburg«. War das diese Aktion?

Klara: Ja, im Zusammenhang mit dem Fußballspiel in Berlin gegen die Türkei. Da waren von den Faschisten Gewaltaktionen angekündigt gegen die Ausländer im Stadion und Kreuzberg, das - so ihr Flugblatt - »brennen« sollte. Damals wurde in vielen Städten diskutiert, wie man darauf reagiert, ob alle Antifaschisten nach Berlin fahren und dort den Nazis entgegentreten oder in ihren Städten bleiben sollten, um vielleicht im Vorfeld zu verhindern, daß die Nazis überhaupt losfahren können.

Georg: Diese Pläne wurden in ziemlich breiten Antifa-Kreisen durchgesprochen. Die meisten stimmten darin überein, daß es effektiver sei, wenn eben nicht nur in Berlin, sondern praktisch vor Ort gegen die Nazis vorgegangen würde.

KONKRET: Aber in einer sehr neuen Form. Könnt ihr mal sagen, was ihr in Hamburg für Aktionen gemacht habt?

Klara: Das muß man unterscheiden. Es gab Aktionen, die in kleinen Gruppen gelaufen sind, die man vielleicht illegale Aktionen nennen könnte, ...

KONKRET: ... Autos abfackeln ist nicht gerade legal...

Klara: ... bei denen sich die Leute hinterher nicht in der Öffentlichkeit bekennen, das gewesen zu sein. Da ist die erwähnte Geschichte. Dann ist das Auto von Michael Kühnen auf eigenartige Weise verschrottet worden, es ist einmal ins NPD-Büro eingebrochen worden oder auch in irgendwelche Wohnungen, um an schriftliches Material der Nazis heranzukommen. Das waren illegale Aktionen. Und es gibt andere Aktionen, die öffentlich sind. Auch wenn sie dadurch nicht gerade legal werden. So wurden Versammlungen der Nazis oder sie selbst angegriffen, um sie an politischen Vorhaben zu hindern. Da gehen relativ viele Leute auf die Straße und bekennen sich öffentlich zu dem, was sie vorhaben. »Den Faschisten keinen Fuß breit« - oder wie immer die Parole dann heißt.

KONKRET: Ihr gehört zu denen, die an direkt illegalen Aktionen teilnehmen?

Klara :Ja.

KONKRET: Wie seid ihr dazu gekommen?

Georg: Die Bereitschaft zur Militanz entsprang einmal aus dem Zwang, den Nazis unmittelbar auf der Straße etwas entgegenzusetzen, weil sie uns in unserem Stadtteil praktisch auf der Nase rumhüpften.

KONKRET: Kannst du das mal konkreter sagen?

Georg: Im Hamburger Karolinenviertel, im »KLICK«-Kino, wurden von den Nazis ständig Besucher, die sie für Linke hielten, terrorisiert. Das nahm solche Ausmaße an, daß jemand, der zur Stadtteilinitiative Karolinenviertel gehörte, mit einem bombenähnlichen Gegenstand beworfen wurde. Außerdem gab es natürlich Obergriffe auf Ausländer und einen Brandanschlag auf einen türkischen Laden. Das hat uns bewogen, den Nazis auf der Straße entgegenzutreten und ihnen zu zeigen, daß sie uns so nicht kommen können. Wenn man diese Leute abtickt ...

KONKRET: ...was heißt »abticken«?

Georg: Erst einmal, ihnen was auf die Fresse hauen. Das kann man schon kalkulieren, daß es nicht allzuweit geht. Das Wesentliche dabei ist, daß die sogenannten Führer der Neonazis vor ihren eigenen Leuten lächerlich dastehen, wenn sie

verprügelt werden.

Klara: Ich wollte noch etwas zur Geschichte sagen. Diese militanten Aktionen gegen Faschisten fallen auf, weil sie noch relativ neu sind. Militante Aktionen zum Beispiel. gegen AKW's gibt es ja schon lange. Aber die Bewegung, die sich mit Neonazis oder mit dem neuentstehenden Faschismus beschäftigt, ist noch eine relativ neue Sache. Solche Aktionen sollen die auch ein bißchen publik machen. Sie haben immer zwei Seiten. Wenn Naziführer angegriffen werden, möglichst auch fertig gemacht werden, dann soll das nicht nur den einzelnen Typen treffen, sondern auch dazu dienen, seinen Gefolgsleuten zu zeigen: Wenn ihr auch diesen Weg geht, dann ergeht es euch genauso. Also dreht lieber um!

KONKRET: Meine Kritik an der antifaschistischen Politik im allgemeinen ist aber gerade, daß man sich kaum auseinandersetzt mit den Inhalten, die die Neonazis vertreten, mit denen sie ihre Anhänger gewinnen. Es muß doch versucht werden, sie davon abzuhalten, überhaupt Nazis zu werden. Ihr setzt lediglich die Parole »Antifaschisten die Faust geballt, gegen Faschismus hilft nur noch Gewalt« ganz direkt um.

Klara: Dazu stehe ich.

Georg: Ich habe keine Lust, in die Rolle des Sozialarbeiters zu verfallen. Ich halte es für sinnvoller, den Faschos, da wo sie am dreistesten auftreten, hart zu begegnen. Aber wir müssen natürlich Aufklärungsarbeit betreiben, um den antifaschistischen Boden zu bereiten. Es muß allen Antifaschisten klar sein, daß es bei einer bloßen »Hau-drauf«-Politik oder bloßer Antifa-Politik allein, nicht bleiben kann. Auch hier muß eine Verbindung mit den anderen Kämpfen gesucht werden, die schon laufen: Knastkampf, Häuserkampf, Ausländer, Antiimp-Politik etc.

KONKRET: Aber im Vordergrund steht doch das Zuschlagen? .

Klara: Diese Gewalt äußert sich doch nicht blindlings. Die ist immer ganz genau gezielt. Es gibt dabei manchmal Situationen, bei denen sich irgendwelche Jugendlichen mit bekannten Naziführern solidarisieren, wenn wir die angreifen. Sie solidarisieren sich also mit den Faschisten. Dann möchte ich für mich selber nicht riskieren, mit einem freundlichen Lächeln und ein paar freundlichen Worten auf die zuzugehen, um sie argumentativ zu überzeugen. Das Ende vom Lied wäre, daß ich am Boden liege!

KONKRET: Wie sind die Reaktionen innerhalb der Linken auf eure Art von Antifaschismus?

Klara: Von Sozialdemokraten hört man gar nichts. Mit der VVN hat es immer mal ein paar lockere Gespräche gegeben. Die haben aber nicht weitergeführt, weil die wohl parteigebunden sind.

KONKRET: Das ist an sich ja nichts Schlechtes.

Klara: Nein, nur dürfen sie die Orientierung, die von ihrer Partei ausgeht, wohl nicht verlassen. Bei der Blockade des NPD-Parteitags in Fallingbostel hat es ein gutes Gespräch gegeben. Doch dann bezeichnen sie stur die vielen Jugendbanden pauschal als faschistoid. Das ist eine große Frechheit - viele in den Gruppen sind doch unterdrückte jugendliche Ausländer. Und auch mit dem KB hat es vor kurzem Auseinandersetzungen gegeben.

KONKRET: Weil der nach der Fallingbostel-Demo das Foto eines militanten Antifaschisten veröffentlicht hat, obwohl die Polizei nach ihm fahndet?

Klara: Ja, aber darauf möchte ich jetzt nicht eingehen. Schön wäre es ja, wenn alles, was links ist, sich jetzt mal im antifaschistischen Kampf auf die Beine begeben würde, wie letztes Jahr bei der Demonstration zum 50. Jahrestag der faschistischen Machtergreifung. Da waren Zigtausende auf der Straße.

KONKRET: Wie ordnet ihr euch politisch selber ein: Seid ihr die berühmten Autonomen, von denen der Verfassungsschutz so gerne spricht?

Klara: Ich zähle mich durchaus dazu, obwohl »autonom sein« für mich nicht »unorganisiert sein« bedeutet. Es ist nötig, organisiert politische Arbeit zu machen. Einzelkämpfertum führt zu überhaupt nichts. Wir wollen nur den Antifaschismus wieder als klaren politischen Faktor in der Politik erkennbar machen...

KONKRET: Das wird innerhalb der Linken kein Streitpunkt sein. Die Frage ist nur, was heute an antifaschistischen Aktionen nötig ist.

Klara: Ich gestehe jedem, auch jedem DKP'Ier und sicherlich den meisten der SPD, zu, in ihrem innersten Herzen Antifaschisten zu sein - in Bezug auf das, was wir unter historischem Faschismus verstehen. Aber die Blickrichtung auf den Neofaschismus ist leider vielen noch nicht klar. Bei uns hat aber gerade diese Perspektive zu den militantesten Aktionen geführt.

KONKRET: Was ist denn nun die Funktion eurer militanten Aktionen, also wenn ihr etwa darauf besteht, einzelne Leute direkt anzugreifen oder beispielsweise das Busunternehmen Hansa, das gerne Nazis chauffiert hat und bei dem plötzlich ein paar Busse gebrannt haben?

Klares Da sollte verhindert werden, daß er die Nazis am 25. Oktober nach Berlin fährt. Aber auch schon über Fallingbostel gab es Auseinandersetzungen mit den linksliberalen Kreisen, mit SPD, DKP und DGB. Die standen mehr auf dem Standpunkt, diesen Parteitag zu *be*hindern, während unser Ziel ganz eindeutig war, ihn *zu ver*hindern. Mit allen Mitteln - das schließt Gewalt mit ein. Das hat dann dazu geführt, daß die Gewerkschaften in Bergen-Belsen demonstriert haben, während wir uns an den Ort des Geschehens begeben haben .

Georg: Ich finde, bei vielen linken Parteien und Gruppen kommt so eine Heuchelei durch. Es gibt teilweise gute Analysen über Alt- und Neo-Faschismus, aber ebenso ein dickes Lamentieren darüber, was sich die Faschisten alles leisten dürfen. Und gleichzeitig gibt es ein Appellieren an den Staat. Da bringt militante Eigenhilfe oft mehr.

Klara: Noch ein Beispiel, der Einbruch ins NPD-Büro. Da wurde gesagt, da liegt eine Menge Material für die Hamburger Liste Ausländerstop (HLA). Es war also das erklärte Ziel, dieses Material zu vernichten.

KONKRET: Und was ist vernichtet worden?

Klara: Ein ganzer Batzen an Plakaten und Propagandamaterial ist unbrauchbar gemacht worden. Auch wenn klar ist, daß wir damit nicht die Ausländerfeindlichkeit überhaupt abschaffen, war das eine Aktion, die ich gut finde, weil die HLA eben dadurch gehindert wurde, diese Plakate zu kleben. Wenn es darum geht, Autos anzuzünden...

KONKRET: ... von den Nazis?

Klara: ... klar - dann -war es das erklärte Ziel, ihre Logistik, ihre Beweglichkeit einzuschränken.

KONKRET: Um dieses Ziel - Zerstörung der politischen Logistik, wie ihr es nennt - zu erreichen, geht ihr auf dem Gebiet »Gewalt gegen Sachen« extrem weit, habt da wenig Skrupel...

Klara: Ja.

KONKRET: Wie weit geht eure Gewalt gegen Personen?

Georg: Die Gewalt gegen einzelne Leute ist natürlich immer gut kalkulierbar. Wenn z.B. Kühnen tot wäre, davon hätten wir nichts, dann könnte man ihn nur zum Märtyrer aufbauen, und als Märtyrer ist er viel gefährlicher. Wir haben viel mehr davon, wenn er was auf die Nase kriegt und dadurch lächerlich gemacht wird.

KONKRET: Hat denn jemand wie Kühnen von euch schon mal Prügel bekommen?

Klara: Nein, aber bei einer Aktion hatten wir gehofft, daß es passiert. Kühnen war zig Mal bei den ANS-Treffen im »Wienerwald«-Lokal beobachtet worden. Da ist nicht großartig vorher bekanntgegeben worden, daß an dem Tag dort eine antifaschistische Aktion stattfinden sollte, sondern das ist so im Freundes- und Bekanntenkreis verbreitet worden, und so sind 80 bis 100 Leute zusammengekommen, die bereit waren, sich den Faschisten zu stellen. Da haben ein paar Faschisten wirklich was abgekriegt. Nur war Kühnen gerade an dem Tag nicht dabei.

KONKRET: Kennt ihr Reaktionen einzelner Nazis, inwieweit sie das individuell so beeindruckt, daß die überlegen, lieber die Finger davon zu lassen, auch wenn man sie durch Argumente nicht überzeugen kann?

Klara: Wir kennen nur, was Kühnen nach der »Wienerwald«-Aktion schriftlich von sich gegeben hat, nämlich daß sie sich in Hamburg nicht mehr öffentlich treffen können, weil ihnen eben die Linken auf den Fersen seien.

KONKRET: Ist die Möglichkeit, daß dabei einer von denen über die Klinge springen könnte, für euch tatsächlich nur ein taktisches Problem?

Klara: Du meinst, daß wir ihn umbringen. Nein, das ist sicherlich ein ganz großes moralisches Problem.

KONKRET: Aber die innere Bereitschaft wäre, wenn ich das richtig verstanden habe, im Prinzip da?

Klara: Ich würde dem nicht so ganz zustimmen, was Georg gesagt hat, daß es besser ist, Kühnen läuft herum und kriegt eins auf die Nase, als daß er weg ist. Seine Zeit im Knast in Celle hat gezeigt, daß er durch seinen Briefwechsel und durch die vielen Besuche weiterhin schädliche Politik betreiben konnte. Und weil er von den Medien zu so einem Crack oder Führer aufgebaut worden ist, würde ich es für besser halten, wenn er tatsächlich nicht mehr da wäre, aber das ist jetzt so allgemein wie platt formuliert.

Georg: Kühnen ist für die Neo-Nazi-Szene wirklich die Führerfigur und für die Linken scheinbar auch, wenn die sich mehr mit ihm als mit dem Neofaschismus beschäftigen. Dann ist die Frage, wie baut man diesen Mythos ab. Kann man den zerstören, wenn man Kühnen umbringt? Nein, sondern nur dadurch, daß man ihn permanent lächerlich macht.

Klara: Die Jugendlichen in den neofaschistischen Kreisen sind unheimlich abhängig von bestimmten Führerfiguren. Sie sind in vielen Fällen noch gar keine ideologischen Faschisten, sondern eher auf andere Begriffe wie Kameradschaft oder Ausländerfeindlichkeit abgefahren. Wenn man den Leuten, die diese Politik propagieren, eins in die Fresse haut, dann überlegen sich vielleicht einige Jugendliche, ob das nun tatsächlich der geile Weg ist. Kühnen ist so prominent geworden, weil er als einer der ersten unglaublich frech öffentlich aufgetreten ist. Doch diese Rolle haben jetzt auch schon andere

Leute übernommen. Deswegen wird der Mann, wenn er irgendwie beseitigt werden würde - ich drücke das absichtlich so verschwommen aus - keine Märtyrer-Rolle haben. Die Frage, jemanden so anzugreifen, kann ich von mir aus nur so beantworten, daß ich bereit wäre, sowas zu machen. Ob ich bereit wäre, jemand umzubringen, ist eine theoretische Frage, die ich jetzt weder mit einem klaren Ja noch mit einem Nein beantworten kann. Ich halte die Bedrohung durch die Neonazis im Zusammenhang mit den Altnazis tatsächlich für so groß, daß ich bereit wäre, die auch persönlich anzugreifen.

KONKRET: Der Ausgangspunkt eurer Überlegungen über die Notwendigkeit bestimmter Gewaltformen waren ja konkrete Erfahrungen, z.B. Angriffe von Neonazis auf Jugendzentren in einigen Stadtteilen.

Georg: Ja, in Hamburg-Hamm zum Beispiel ist die Situation der Jugendcombos so, daß sie dahin tendieren, sich aufzulösen, weil sie täglich Ärger mit den rechtsradikalen Skinheads hatten.

KONKRET: »Combos« sind diese Jugendgangs mit Ballonjacken nach amerikanischem Vorbild?

Georg: Ja. Es lief so, daß sich die Skins täglich Leute aus den Jugendbanden vorgenommen und die zusammengeschlagen haben. Es war teilweise so, daß die Deutschen zu den Skins übergelaufen sind und die Ausländer aus den Gruppen halt schauen mußten, wo sie abblieben. Die Situation eskalierte so weit, daß sich Jugendliche in Zusammenhang mit dem Jugendzentrum Hamm an die Hamburger Antifaschisten gewandt haben, weit sie allein mit der Lage nicht mehr fertig werden konnten. Es sind dann so 30, 40 Leute bei der nächsten Disco zusammengekommen, um gemeinsam mit den Jugendlichen den Skias entgegenzutreten.

KONKRET: Und das hat mehr Sicherheit geschaffen in den Jugendzentren?

Georg: In Hamm zumindest.

Klara: Im Karolinenviertel auch. Du konntest dort kaum ins Kino gehen, ohne dir stundenlang diese Nazi-Sprüche anhören zu müssen, von wegen »Juden vergasen« und »Linke umbringen«. Dann sind bei einer Veranstaltung weit über 1.000 Leute in dem Kino erschienen, haben an den Diskussionen teilgenommen und den Stadtteil plötzlich wieder »nazifrei« gemacht.

KONKRET: Es gibt aber auch einen heftigen Zynismus in der Antifa-Szene. An einer Wand in Hamburg steht eine Parole, die finde ich sehr menschenverachtend. Die heißt: »Warum die Zeit totschlagen - es gibt doch Nazis«. Auch im Kampf gegen Nazis muß man sich doch von deren Motto »Immer feste druff« irgendwo unterscheiden! **Klara:** Ich habe daran eine andere Kritik. Unter »Zeit totschlagen« verstehe ich: Ich langweile mich und denke mir irgendetwas aus. Aber antifaschistischer Kampf ist für mich ganz klar mit Denken, mit politischem Bewußtsein verbunden und danach erst mit Aktionen. Ich finde die Parole nicht nur albern, sondern sie ist wirklich schlecht und wirft ein ganz falsches Licht auf unsere Arbeit.

Georg: Außerdem kann man unsere Militanz nicht mit der der Nazis vergleichen. Wir unterscheiden schon, wir würden nicht jedem Nazi was auf die Nase hauen, sondern nur den Führern, den wirklichen Machern.

KONKRET: Wenn die Polizei euch erwischt, werdet ihr verhaftet und mit Sicherheit verurteilt. Nehmt ihr diese Gefährdung bewußt in Kauf?

Klara: Ich versuche einfach, die Situation so abzuschätzen, daß die Aktion gelingt und ich trotzdem dadurch nicht illegalisiert werde. Wobei diese Begriffe »legal« und »illegal« - man weiß ja, was das ist: scheißegal. Ich werde natürlich nicht, wenn mir ein Nazi gegenübersteht und rundherum Polizisten und Passanten, hingehen und ihm »tock!« eins auf die Nase hauen.

KONKRET: Wann, glaubt ihr, ist eure Politik der militanten Aktionen eine erfolgreiche Politik gewesen?

Klara: Wenn wir den Einfluß der Neonazis auf die Jugendszene so weit wie möglich reduziert haben, also am liebsten auf Null. Wenn die Jugendlichen wirklich und unter sich ihr Ding durchziehen und dabei keine Ausländerfeindlichkeit propagiert wird, keine Bandenbildung mit Führerstrukturen mehr. Wenn die Jugendlichen für ihre eigenen Interessen kämpfen, und das kann keine Ausländerfeindlichkeit sein, das ist denen von oben eingeredet. Das wäre ein Erfolg des antifaschistischen Widerstands im kleinen Rahmen. Im großen Rahmen wären wir erfolgreich, wenn die breite Öffentlichkeit die Zusammenhänge erkennen würde und zum Beispiel der Rüstungsexport in faschistische Staaten vom Hamburger Hafen aus nicht mehr nur Kopfschütteln hervorrufen würde, sondern auch konkreten Widerstand wie Blockadeaktionen etc.

KONKRET: Wenn ich euch recht verstehe, wollt ihr - im wahrsten Sinne des Wortes - den Neonazis das Leben so lange schwer machen, bis sie durch eine breite Bewegung gegen sie überhaupt ihren Boden verloren haben?

Klara: Ich möchte mal sagen, daß wir diejenigen sind, die im Moment den Mut zu konkreten Aktionen haben. Es spricht nichts dagegen, daß möglichst viele Leute den Neonazis, die vielleicht in ihrem Haus oder in der Nachbarschaft wohnen, das Leben schwer machen. Aber die meisten haben Angst, und deshalb sind wir noch ein relativ kleiner Kreis. Wenn das

mehr Leute wären, würden wir das begrüßen.

Konkret 05/84, S. 50

Georg Fülberth

Dorothee-Ludwig von Friedewilms

Früher wurde die ganze Fakultät besetzt, inzwischen reicht der Lehrstuhl. Die 68er Studentengeneration ist in die Jahre gekommen und mit ihr die Hochschulreform, die sie durchsetzen half. Wie system-nützlich das Reformwerk war, zeigt sich jetzt: Für Genschers Elite-Universitäten sind nur ein paar Korrekturen nötig

Ludwig von Friedeburg - er steht hier für einige andere - war von 1969 bis 1974 ein kreativer, energischer radikaldemokratischer Kultusminister in Hessen. Dorothee Wilms, Bundesministerin für Bildung und Wissenschaft, ist eine treue Magd des Kapitals, dem sie schon beim Institut der Deutschen Wirtschaft diente. Ich wüßte nicht, was die beiden gemeinsam hätten. Aber zwischen ihnen steht, sie verbindend, eine dritte Figur, welche Rosa Luxemburg »Madame Geschichte« nannte.

In der Entwicklung des deutschen Kapitalismus wechseln seit Anfang dieses Jahrhunderts Phasen angeblicher »kalter Sozialisierung« mit solchen der »Privatisierung«. Beide gehören zusammen.

Der Erste Weltkrieg brachte eine Zunahme staatlicher Regulierung, auch eine forcierte Übernahme von Dienst- und Versorgungsleistung in kommunale Regie. Während der zwanziger Jahre folgte eine Privatisierungswelle. Unter Hitler wurde wieder mehr geplant und in rüstungswichtige öffentliche Infrastruktur investiert: von den Autobahnen bis zur Atomforschung. Deshalb nannte Ludwig Erhard den Faschismus eine sozialistische Zwangswirtschaft und schenkte uns stattdessen die Freie und Soziale Marktwirtschaft. Hier wurde eineinhalb Jahrzehnte flott akkumuliert, aber der Ausbau von Teilen der Infrastruktur kam nicht nach, zum Beispiel im Bildungswesen.

1964 verkündete Georg Picht in »Christ und Welt« die »Deutsche Bildungskatastrophe«. Dringend gesucht wurden: Lehrer, Ingenieure, Abiturienten. Zur gleichen Zeit drehte in Baden-Württemberg der baltische Reaktionär und Theologieprofessor Wilhelm Hahn, damals CDU-Kultusminister, den konfessionellen Zwergschulen nebst zugehörigen frommen Lehrerbildungsanstalten den Kragen um. Der Eingriff war so tief, daß sogar die Landesverfassung geändert werden mußte. Die SPD half auch in Baden-Württemberg mit einer Großen Koalition aus.

Als Konservative Einsicht zeigten, wurden die Linken euphorisch. Schon seit 1961 lag der SDS mit einer Hochschuldenkschrift auf der Lauer. In unserem Oberseminar sahen wir den Sozialismus kommen. Jetzt brauchte der Kapitalismus intelligente Arbeiter, und die gibt's nicht umsonst. Haben sie genug gelernt, so meinten wir, dann werden sie sich nicht mehr ausbeuten lassen. Wissen ist Macht. Bildung statt Bomben.

Heute, 1984, können Ergebnisse vorgewiesen werden. In den sechziger Jahren: Sechs Prozent Arbeiterkinder an den Universitäten. Jetzt: vierzehn. Es gibt kaum noch eine Proletarierfamilie ohne akademischen Vetter. 1969 hatten acht komma sieben Prozent eines Nachwuchsjahrgangs das Abitur. Heute sind es zwanzig. Unter der Großen Koalition und dann mit Ludwig von Friedeburg, Peter von Oertzen, Erich Frister (damals: GEW, heute: Neue Heimat) sowie den sozialdemokratischen Kampfrektoren von Regensburg bis Bremen haben wir die Voraussetzungen für Genschers Elite-Universitäten geschaffen. Unser Demokratischer Sozialismus hat den Kapitalismus effektiver gemacht. Denn seine Gebrechen waren 1964 wirklich nicht ganz ohne:

Erstens: Es mangelte ja tatsächlich an Lehrern und Abiturienten. Viele bekamen wir zunächst kostenlos aus der DDR. Dann die Mauer. Die Türken und Italiener waren schon bei der Müllabfuhr. Sie konnten uns nicht helfen.

Zweitens: Wo es keine Akademikerarbeitslosigkeit gibt, fehlt die Konkurrenz auf diesem Gebiet. Ein wichtiges Wesensmerkmal der Freien Marktwirtschaft entfällt. Wer über ein knappes Gut verfügt, wird unverschämt: Studentenbewegung. Ohne Ulbricht kein Dutschke.

Stellen wir uns die Bildungsreform als eine Strecke vor, die irgendwann in den sechziger Jahren begann, dann markiert das Jahr 1973 eine Bruchstelle mit gleich drei Ereignissen: In seiner Regierungserklärung vom 18. Januar blies Willy Brandt die Erneuerung bereits ab. Im Mai verbot das Bundesverfassungsgericht die Drittelparität. 1973 auch lief die Periode des Keynesianismus in der Wirtschaftspolitik aus, und der Übergang zum Monetarismus begann. Danach: Krise, Anwerbestop für Ausländer, alle Mohren können gehen. Nun änderte die Bildungspolitik ihr Vorzeichen.

Auf der Reformgrundlage, die bis dahin geschaffen worden war, läßt sich's gut wenden. Das wollen u.a. Dr. Dorothee Wilms, die von ihr eingerichtete »Expertenkommission zur Untersuchung der Auswirkungen des Hochschulrahmengesetzes (HRG)« und Hans-Dietrich Genscher.

Die Kommission schlägt eine neue Personalstruktur vor, nämlich die ganz alte. Das ist heute so system-nützlich wie die Reform der sechziger und anfangenden siebziger Jahre. Damals war unterhalb der Professorenebene ein Qualifikationsstau entstanden. Er wurde dadurch beseitigt, daß viele Assistenten, Akademische Räte usw. zu Hochschullehrern avancierten. Allerdings fehlte denen danach die Zuarbeit durch einen »Akademischen Mittelbau«. Was davon übrigblieb, war erstens zu

wenig und zweitens zu frech, weil fest angestellt. Der gewerkschaftliche . Organisationsgrad in diesem Bereich ist erschreckend hoch. Das wird jetzt bereinigt: Nachwuchskräfte, die höchstens zehn, meist nur sechs Jahre an den Hochschulen bleiben, sollen sich gleichzeitig qualifizieren und Dienstleistungen bringen. Man wird sie automatisch wieder los und kann sie durch andere ersetzen. Der Markt gibt's her.

Die »Expertenkommission« fordert teils alleiniges Sagen, teils absolutes Übergewicht der Professoren in den Gremien, vor allem in den Instituten: nichts grundlegend Neues, denn nach dem Gerichtsurteil von 1973 war die Mitbestimmung ständig mehr eingeschränkt worden. Wahr ist auch, daß selbst da oft die letzten Plätze kalt bleiben, welche für die Alibi-Vertreter der Studierenden freigehalten werden. Wer will in einem Unternehmen mitbestimmen, das auf Halde produziert?

Weiter: Drittmittelforschung. Die Kommission will Bestimmungen, die angeblich den Zufluß von Unternehmergeld in die Universitäten hemmen, aus dem Hochschulrahmengesetz streichen. »Drittmittel dienen heute mehr denn je der materiellen Absicherung der verfassungsrechtlich garantierten freien Forschung« - so steht es in ihrem Bericht. Das ist materialistisch gedacht: ohne Geld kann nicht geforscht werden. Der Staat gibt die Grundausstattung an Personal- und Sachmitteln. Mehr geht nicht, denn es ist Krisen- und Rüstungszeit. Also hilft das Privatkapital und rettet die Wissenschaftsfreiheit. Ohne Flick und Hoechst kein Artikel Fünf Grundgesetz.

Dazu wäre allerdings keine Änderung des HRG nötig. In seiner heutigen Fassung enthält es ein paar schlaffe Kann-Bestimmungen, aber die können einen ollen Mehrwert nicht erschüttern. Keine müde Mark hat bislang ihr Ziel in den Unis verfehlt, wenn die unbedingt da rein wollte. Eine Novellierung wäre nur die massiv-servile Einladung, sich doch bitte stärker einer Gelegenheit zu bedienen, welche es ohnehin seit langem gibt: Verbesserung des »Investitionsklimas«. Die Unternehmer werden es je nach Eigeninteresse tun oder auch bleiben lassen.

Genscher lag zunächst etwas schief, als er forderte, private Elitehochschulen zu gründen. Er hatte übersehen, daß das teuer und überflüssig ist. Landauf, landab stehen Universitäten. Darin warten Professoren mit ihren Helferinnen und Helfern auf Drittmittel. Ihre Gehälter zahlt der Staat; Gebäude, Papier, Gas, Licht und Sekretärinnen auch. Warum soll neugegründet werden, was kapitalistischem Zugriff ohnehin sperrangelweit offensteht? Wenn dahinein nun ein paar Stiftungs-Institute oder gar Stiftungs-Universitäten gesetzt werden, ist das eine Verstaatlichung von Unkosten: Forschungsinvestitionen, die privat ohnehin ausgegeben worden wären, werden in die öffentlich finanzierte Infrastruktur eingebaut und auf diese Weise verbilligt. Im Hochschulrahmengesetz soll jetzt zur Norm (und auf die Gesamtheit der Universitäten ausgedehnt) werden, was in Technischen Hochschulen und medizinischen Fakultäten schon längst Realität ist. Zu der Behauptung, in den USA und in Japan seien die Privatuniversitäten im Schnitt besser als die staatlichen, gehen mittlerweile viele derjenigen wieder auf Distanz, die sie zuerst nachgebetet haben.

Im übrigen läßt sich auch eine christliberale Regierung nicht immer lumpen. Die neugegründeten Lehrstühle für Informatik flankieren das Dreimilliarden-Programm, mit dem Riesenhuber Forschungsaufwendungen der Wirtschaft auf diesem Gebiet subventioniert. Sie wurden keineswegs von der Industrie gespendet, sondern stehen im normalen Hochschuletat, in dem sie oft durch Umverlagerungen ermöglicht wurden. Auf das »Moderne Deutschland« hat die SPD also kein Monopol. Ein Unterschied: jetzt sollen nicht mehr in erster Linie Menschen ausgebildet, sondern Forschungsprodukte hergestellt werden. Marx hätte gesagt: Konstantes Kapital ersetzt lebendige Arbeit. Dieser Prozeß wird den Beruf des Theologen vielleicht verschonen, den des Informatikers wohl nicht für alle Zeit. Absurdes System-Theater: wenn es überhaupt eine technische Voraussetzung und Notwendigkeit für eine massenhaft praktizierte, meinetwegen basis-demokratische Planwirtschaft gibt, dann ist es die Computerisierung und Verkabelung. Just sie wird »marktwirtschaftlich« durchgezogen. Kann sein, daß die Elektronik-Spezialisten, die jetzt in neuen Studiengängen ausgebildet werden, diesen Widerspruch einmal schmerzhaft wahrnehmen werden.

Eine ordnungspolitische Inkonsequenz enthalten die in der Bundesrepublik geplanten Maßnahmen dadurch, daß sie in den Instituten und Fachbereichen/Fakultäten durch jene professoralen Mandarine operativ umgesetzt werden sollen , welche bereits die alte Ordinarien-Universität gründlicher ruiniert haben, als es die Studentenbewegung je hätte tun können. Inzwischen sind sie zwanzig Jahre jünger geworden. (Ihre Vorgänger, die reaktionären Oldies von Anno Talaren, sind meist schon weg.) Der Markt ist für sie kein Risiko, allen falls eine zusätzliche Chance: sie sind Beamte auf Lebenszeit. Will man die jungen Leute scheuchen, müßte man es mit den Etablierten auch tun. Dies aber widerspricht den Grundsätzen des Berufsbeamtentums, die gerade von der CDU/FDP-Klientel hochgehalten werden. An der Spitze der Hochschulen wird dafür wohl der professionelle Manager-Präsident bleiben. Seine Einführung hierzulande war ebenfalls ein Produkt der Reformperiode. Die Überlegung der Kommission, eventuell auch mal wieder den dilettierenden Professoren-Rektor ranzulassen, ist denn doch zu bezopft. Auf der Ebene darunter allerdings mag die altbekannte Mischung aus Durcheinander (= »Liberalität«) und individueller Knechtung (= »Autorität«) ein systemkonformes ideologisches Werk verrichten.

Einer der wichtigsten Einschnitte steht nicht im Hochschulrahmengesetz: die bereits beschlossene Umstellung der Studienförderung auf Darlehen. Doch Stipendien sind keine sozialdemokratische Erfindung. Bei Adenauer gab es das «Honnefer Modell«. Das Bundes-Ausbildungsförderungsgesetz brachte eine Ausweitung. Doch schon unter Schmidt wurde

durch teilweise Umwandlung der Stipendien in Darlehen wieder gebremst. Nunmehr werden Kapazitäten, die in der Vergangenheit erschlossen worden waren, eingeengt und sollen durch Konkurrenz aufgemöbelt sowie über Kurz- und Langstudiengänge in Elite und Masse sortiert werden: vorläufiges Endergebnis einer Großen Koalition mit einer jahrzehntelangen Laufzeit.

Allerdings wird die neue Phase genußvoll zelebriert. Wenn die Sozialdemokraten kürzen mußten, widersprach das ihrer Ideologie und machte ihnen Bauchweh. Sie hatten halt kein Geld mehr für sowas. Die Christliberalen machen ihre verschärfte Variante zum ordnungspolitischen Glaubensartikel (Wilms: »Wettbewerb statt Bürokratie«) und bleiben im reinen mit sich. Unter Zeitungsschreibern und Professoren kann so viel gutes Gewissen nachgerade hegemoniestiftend wirken. Ob die Studierenden sich daran besaufen werden, ist zweifelhaft. Für sie steht das Arbeitsamt dicht neben der renovierten Aula. Dies ist ein weiterer kleiner Widerspruch der Institution Universität, in der angeblich Eliten herangezogen werden sollen (»Steilkurse«), die aber vor allem als Bewahranstalt für Menschen nützlich ist, welche man sonst auch nicht unterbringen kann oder will: akademische Homelands.

Die Hochschulreform der sozialliberalen Jahre war - anders als die Rechten behaupten - kein Sündenfall, der durch eine feierliche Kreuzigung annulliert werden müßte. Sie war auch nicht - wie wir Linken meinen - ganz einfach ein Fortschritt, welcher jetzt durch Restauration zerstört wird. Sie hatte die Wende im Leib.

War also alles falsch?

Nein. Die eifrigen SDSler von 1961 sahen die Veränderung der Hochschule als Teil einer umfassenden Gesellschaftsreform. Falsch wurde die Sache, als die Bildungspolitik zum isolierten und zentralen Hebel geriet.

Summa: Nichts gegen eine Bewegung »Stoppt die HRG-Novellierung«. Nur: die bisherige Fassung taugte auch nichts. Das kleinere Übel ist nicht die Alternative zum größeren.

Konkret 05/84, S. 54

Thomas Ebermann, Rainer Trampert

Konkret-Extra: Machtfaktor oder Machtphantasie
Wieder die schleichende Sozialdemokratisierung der Grünen

Richtungskampf in der Grünen Partei: Seit Monaten sammeln die »Ökolibertären«, die sich auch Koalitionen mit der CDU vorstellen können, ihre Truppen, und die Fraktion der »Realisten« schickt allwöchentlich ihren Sprecher Joschka Fischer zum »Spiegel«, um dort für ein grünes Bündnis mit der SPD zu werben. In KONKRET melden sich nun die Linken in der Grünen Partei, die Öko-Sozialisten, zu Wort. Rainer Trampert, Sprecher des grünen Bundesvorstands, und Thomas Ebermann, früher Fraktionssprecher der GAL in der Hamburger Bürgerschaft, plädieren für eine Politik der Gesellschaftsveränderung

Man muß zwischendurch auch mal richtig froh sein dürfen: Gute Ergebnisse für die Grünen bei den Kommunalwahlen in Bayern und bombige acht Prozent in Baden-Württemberg - endlich wieder etwas Ruhe vor den Dauerpropheten eines nahenden Untergangs der Grünen Partei.

Die angeblich in der Oppositionsrolle unschlagbare Sozialdemokratie brachte im Südwesten nichts zuwege. Die Linken außerhalb der Grünen, die das Ende der Partei herbeireden wollten, um endlich ihr eigenes Projekt - mal als Arbeiterliste, mal als Friedensliste mit dahinter versteckter Partei - voranzubringen, sind blamiert. Aber auch die Hoffnung einiger Gruppen innerhalb der Grünen, ein Rückschlag werde ihre eigene Unverzichtbarkeit beweisen, blieb unerfüllt. Die Wähler der Grünen sahen die Partei offenbar viel weniger »enthauptet« als mancher Kommentator, der die außerordentlichen Qualitäten des Generals Bastian präzise an dem Tag erkannte, als dieser sich mit der Partei überwarf.

Besonders bös hat es die ganz Rechten bei den Grünen, die Ökolibertären, erwischt, die der Partei vor der baden-württembergischen Wahl einen Sturz unter die fünf Prozent prophezeit hatten - mit der Folge, daß dann »der ökologische Impuls auf Dauer von den Parlamenten ferngehalten und wichtiger realpolitischer Möglichkeiten beraubt« wäre. Auch diese Aussage wurde von den Medien im Wahlkampf heftig unterstützt. Das Fehlen aller bisherigen Landtagsabgeordneten auf der Kandidatenliste, insbesondere der prominenten Ökolibertären Kretschmann und Hasenclever, wurde zur Katastrophe für die Grünen hochstilisiert. »Der Wähler« verlange nach personeller Kontinuität, und ihm sei das Programm ebenso wie dem ausgestiegenen Kretschmann viel zu weit links. Das Gegenteil wurde wahr, und die Grünen können nach der Wahl in Baden-Württemberg Angebote von vorgeblichen Rettern der Partei - unterhalb dieser Selbsteinschätzung macht es heute kaum eine Strömung bei den Grünen - gelassen ausschlagen.

Die Ökolibertären oder: Nicht alles, was unlogisch ist, muß einzigartig sein

Sozialwissenschaftliche Untersuchungen sagen über die Grünen: 27 Prozent aller, die sich in der Bundesrepublik als links bezeichnen, sympathisieren irgendwie mit den Grünen. Das gleiche gilt hingegen nur für acht Prozent derer, die sich selbst in der politischen Mitte einstufen und nur für vier Prozent derer, die sich selbst als konservativ oder rechts bezeichnen. Daraus ergibt sich auch, woher der grüne Stimmenzuwachs in Baden-Württemberg zum größten Teil kommt. Die SPD gewann zwar von der FDP 25.000 Stimmen und von der CDU 12.000 Stimmen hinzu, mußte aber 55.000 Stimmen an die Grünen abgeben. Der zweite große Unterstützerkreis waren die Erstwähler, von denen sich jeder fünfte für die Grünen entschied (lt. infas).

Diese wenigen Zahlen belegen, daß eine konservativ-ökolibertäre Wende der Grünen, die im Vorschlag für eine CDU-Grüne-Koalition durch den Ökolibertären Ernst Hoplitschek gipfelte, sich am allerwenigsten auf das heute und in absehbarer Zeit erreichbare Potential der Grünen berufen kann.

Weil die Ökolibertären auf keinem nennenswerten Potential fußen, weil sie sich auf keine wirklich stattfindenden Kämpfe beziehen, und weil sie an den Motiven der gegen Naturzerstörung, Kriegsgefahr, bürokratische Gängelung, Hierarchie, soziale Ungerechtigkeit und Patriarchat Rebellierenden nicht anknüpfen, vielmehr die Szene und die Sozialisten zu ihren Hauptgegnern erklären, sind sie zur Erfindung eines sie tragenden Subjekts gezwungen:

Es ist dies der schweigende Bürger, der die Ökolibertären so schätzt wie sie ihn, weil er kaum definierbar und damit jeder Kritik entzogen ist. Dieser Bürger, dessen große Stärke sein Schweigen ist, wird zusammengefaßt zu einer schweigenden Mehrheit und scheint in seinem »eigentlichen« Wollen beliebig interpretierbar, wenn man von den wirklichen Verhältnissen in der Bundesrepublik absieht. Die »Radikalität der Mitte« ist eine glückliche Erfindung. Daß man die zu diesem Zweck erdachte »Theorie« gar nicht so ernst nehmen muß, sagte Ernst Hoplitschek, als er offen seine Maskerade zugab: »Wir begreifen uns als eher bürgerliche Strömung, die sich jetzt das Etikett(!) ökolibertär gegeben hat« (»Bremer Nachrichten« vom 5.3.84).

Wenn es gesellschaftliche Zustimmung für ökolibertäre Politik gibt, dann noch am ehesten für ihr realpolitisches Versprechen, »gemeinsam reformierende Realpolitik« - mit der SPD oder mit der CDU, für letztere gibt es aber schon keine Zustimmung mehr - treiben zu wollen. Daß sie dies in »fundamentaler Absicht« tun wollen, kann ebenso getrost vernachlässigt werden wie die Behauptung, daß dabei Ideen und Lösungen vorgeschlagen werden sollen, »die den anderen

gar nicht einfallen können«. In der anvisierten Koalition mit Partnern, denen unsere Lösungen nicht einmal einfallen, schaffen wir das »historisch Neue« über den Weg der weiß Gott alten Parlamente?! Nicht alles, was unlogisch ist, muß auch einzigartig sein.

Die Realisten oder: Wie man die Widersacher zu Deppen macht

Weil die Ökolibertären einfach so viel Quatsch schreiben, sind Joschka Fischer und Otto Schily, die für ein links-reformerisches Profil der Grünen und für Bündnisse mit der SPD werben - ohne den Schmarrn mit der CDU - einfach argumentativ schlüssiger, denn sie können gegenwärtig ohne Zweifel auf ein bedeutendes Potential grüner Wähler verweisen. Joschka Fischers Vorschlag zur Rettung der Grünen - wie gesagt, darunter macht es fast keiner mehr - lautet, daß » ... man die politische Hegemonie anstreben muß, daß dies aber unter den gegebenen Verhältnissen nur mittels sozialer und parlamentarischer Bündnisse geht... Die Grundtendenz läuft auf Parlamentarisierung, Bündnis und Kompromiß. Wer dies aufhalten will, der kann die Partei nur noch kaputtmachen, anders wird sich diese Grundströmung nicht mehr aufhalten lassen.«

Mit dieser grandiosen Idee sind Joschkas Ratschläge an die Grünen denn auch schon beinahe erschöpft. Denn nach einer bestimmten Festlegung auf Inhalte, die einer »parlamentarischen« und »kompromißbereiten« Grünen Partei das Bündnis mit der Sozialdemokratie erlauben würde, sucht man bei Joschka vergebens. Wir erfahren nur, daß unser Weg eine »Gratwanderung« zu sein hat, bei der wir über »politisch durchsetzbare Ausstiegsstrategien« schließlich »politische Hegemonie« erlangen. Und so werden wir per Beschluß vom »Störfaktor« zum »Machtfaktor« im parlamentarischen Bündnis.

Damit dieser Weg Durchsetzbarkeit haucht und damit seine Widersacher gleichzeitig . als Deppen dastehen, die ihrer eigenen ideologischen Reinheit wegen auf mögliche Erfolge verzichten, muß Joschka allerlei Wirklichkeit nach seinen Hoffnungen verbiegen. So wird eine von den Grünen auszuklüngelnde »Ausstiegsstrategie« damit begründet, daß es längst nicht mehr nötig sei, »in der Gesellschaft das Bewußtsein von der Notwendigkeit der Ökologie« zu vermitteln. Schließlich »predigt selbst die Kraftwerksunion die Gleichrangigkeit von Ökonomie und Ökologie«. Da scheint ja alle Welt nur noch auf unseren Plan des schrittweisen Ausstiegs aus aller umweltbelastenden Energieerzeugung zu warten!

Ein anderes Beispiel: »Die erste große Energiekrise (war) ein Fanal für die traditionelle Wachstumsgesellschaft.« Ebensowenig wie die Kraftwerksunion Ökonomie und Ökologie gleichrangig behandelt, war die Energiekrise ein Fanal für das Ende der Wachstumsgesellschaft. Eher diente sie als ausgesuchte Begründung, um hierzulande die »autarke« Atomwirtschaft auch ideologisch durchzusetzen. So zahlten zwar die Verbraucher gewaltig drauf, eine Rohstoffverknappung - also weniger Öl - gab es jedoch nicht.

Nicht wegen einer Energiekrise, sondern nach mehreren Jahrzehnten unmäßiger Kapitalanhäufung kam das Kapital - wie schon wiederholt in der Geschichte - an einen Grad, an dem die profitable Vermehrung der Kapitalmassen weltweit nicht mehr lief. Mit industriellen Erweiterungsinvestitionen haperte es gewaltig. Im ersten Halbjahr 1983 wurden 86,4 Milliarden Mark investiert. Das war, bezogen auf das Sozialprodukt, die niedrigste Quote in der Geschichte der Bundesrepublik. Selbst die erzielten Profite werden nicht mehr für Erweiterungen angelegt. Ein großer Teil fließt überhaupt nicht mehr in Investitionen hierzulande, weil Geldanlagen höhere Einnahmen versprechen. Diese Mittel vagabundieren auf dem Eurodollarmarkt oder fließen unmittelbar in die USA, wo hohe Zinsen locken. Allein in einem Konzern wie Siemens stiegen die Geldmengen, die nicht profitabel in Investitionen anzulegen waren, von 8,4 Milliarden (1981) auf 14 Milliarden (1983). Jährliche Firmenpleiten erreichten die Zahl 20.000 und die Arbeitslosigkeit erreichte einen »Sockel« von zwei Millionen. Möglichkeiten, die Arbeitslosigkeit durch erweitertes Wirtschaftswachstum wegzuschaffen, stellten sich als sinnloses Unterfangen heraus.

Beispiele zeigen, was auf dem Stand heutiger Kapitalisierung nötig wäre, um nur einen Arbeitsplatz zu schaffen, der in der internationalen Konkurrenz modernen, d. h. profitablen Ansprüchen genügen würde. In Berlin wird eine Glasfaserkabelfabrik gebaut, in der für eine Investition von 100 Millionen Mark 200 Arbeitsplätze eingerichtet werden, das sind eine halbe Million Investitionssumme für einen Arbeitsplatz. In Regensburg plant BMW ein neues Automobilwerk für 1,2 Milliarden mit 3.500 Arbeitsplätzen. Die eingesetzte Investitionssumme für einen Arbeitsplatz beträgt 300.000 Mark. Die Einrichtung von zwei Millionen modernen Arbeitsplätzen würde demnach etwa 800 Milliarden Mark kosten. Sieht man einmal von den ökologischen Wirkungen ab, die eine solche Investitionsmenge verursachen würde - so viel Kapital ist einfach nicht aufzubringen.

Die Antwort auf diese Krise war die Senkung der Produktionskosten durch die Einführung neuer Technologien. Die Hoffnung, die Sozialdemokratie könnte mit ihrem keynesianischen Instrumentarium aus dem Dilemma helfen, war nur von kurzer Dauer. Der Staat operiert nicht losgelöst von dieser ökonomischen Entwicklung, sondern steckt mittendrin. Damit gerieten Sozialdemokratie und Gewerkschaften gleichermaßen in die Krise, weil ihre Politik auf verteilbare Überschüsse angelegt war. Niemand anders als die Sozialdemokratie selbst ging dann zu einer abgefederten angebotsorientierten

Wirtschaftspolitik über: Den Staat zu Lasten der Sozialversorgung zu sanieren und die Umstrukturierung der westdeutschen Wirtschaft im härteren Konkurrenzkampf. Mit der Krise und den neuen Wirtschaftsmustern verhärtete sich auch die Nato-Politik, die weltweit aggressiver wurde, der Nationalchauvinismus, weil Menschen überflüssig waren, und die Politik der inneren Sicherheit, weil Widerstand aufkam. Die Krise dieser chaotischen Kapitalansammlungen und ihre Auswirkung auf unsere Umgebung brachte in den 70er Jahren verstärkt eine radikale Kritik an der Art und Weise dieser Produktionslogik hervor.

Neue soziale Bewegungen - ob gegen die Naturzerstörung umfassend oder konzentriert auf die von Menschen nicht mehr beherrschbare Atomtechnologie - zeigten Alternativen zur herrschenden Produktionsweise auf. Neben anderen Aspekten, die nicht in kapitalistischer Krise und ökologischer Bedrohung zu suchen sind - z.B. wehren sich die Frauen zu Recht, hier subsumiert zu werden -, brachte das Ausmaß der Produktionskrise und die ökologischen Zerstörungen, die durch die wachsende Aufmerksamkeit erst nach und nach in ihrer wirklichen Dimension begriffen wird, Grüne und Alternative Listen hervor, die später durch die Friedensbewegung, Folge der aggressiven Militarisierung und einer Bewegung gegen die strukturelle Überwachungsgewalt neuer Technologien weiter gestützt wurden. Zur Herausbildung einer eigenen politischen Organisation gehörte natürlich auch, daß die Sozialdemokratie zum ersten Mal in der Nachkriegsgeschichte bestätigen mußte, was sie unter Staatsverantwortung versteht und dadurch ihre Auffangrolle für Oppositionsbewegungen einbüßte, die sie gegenüber den anderen großen Nachkriegsbewegungen - Remilitarisierung, Anti-Atomtod und zum Teil Studentenbewegung - noch hatte.

Jedenfalls - um auf Joschka Fischer zurückzukommen - liegt der Grund für das Zustandekommen und liegen die relativen Erfolge der Grünen eher hier - und das ist ein weitaus festeres Fundament - als in seinen erdachten Konstrukten. Warum gibt es die Grünen, Joschka?

Antwort 1 (aus Joschka Fischers »Spiegel«-Artikel):

»Der Schnittpunkt dieser beiden Bewegungen (gemeint ist Illusionsverlust durch Terrorismus und anhaltende Widerstandsbereitschaft) fand sich im Widerstand gegen die neuen Atomraketen, und von daher datiert recht eigentlich die Entstehung der Grünen und der grünen Identität« (Seite 85).

Antwort 2:

»Die Grünen sind als der parlamentarische Arm verschiedener Minderheiten und minorer Bewegungen und Subkulturen entstanden und werden von dieser Gegenkultur getragen« (Seite 87).

Antwort 3:

»Zwischen Brokdorf und Filbinger, besser läßt sich die Entstehung und Befindlichkeit der grünen Identität kaum beschreiben. Die Grünen gibt es daher wohl vor allem, weil es in der Bundesrepublik ein nationales Identitätsproblem gibt« (Seite 86).

Wie sollen wir das nun verstehen - auf drei Seiten drei verschiedene Antworten auf eine Frage? Oder ist 'ne Zusammenfassung erlaubt: Die Subkultur traf sich in der Friedensbewegung, um ihr nationales Identitätsproblem zu lösen! Und deshalb gibt's die Grünen?

Man soll das wohl nicht so genau nehmen. Hauptsache, »die Grundtendenz läuft auf Parlamentarisierung, Bündnis und Kompromiß«. Wenn dann noch durchgesetzt ist, was Joschka Fischer auch will, daß die Grünen am rechten Rand der Bewegung angesiedelt sind, fehlt nur noch die Fraktion am rechten Rand der Partei und alles ist, wie's schon so oft war.

Der hessische Erfolg oder: An Holger Börner grundsätzlich abarbeiten

Nun sind allerdings »Machtfaktor« und »Machtphantasie« zwei Paar Schuhe. Hessen ist ein gutes Beispiel dafür. Schauen wir uns anhand der Atomverhandlungen exemplarisch an, wie eine Forderung der Grünen von der SPD abgebürstet wird, wie zweckvoll eingesetzte Phantasie zur kunstvollen Uminterpretation des miesen Ergebnisses eingesetzt wird, und wie am Ende Holger Börner alle grüne Illusionsmacherei zertritt.

Der Ausgangspunkt der Grünen war der Marbacher Beschluß, der die Unterstützung der Sozialdemokratie »unverzichtbar« davon abhängig machte, daß »eine dezentrale umweltverträgliche Energieversorgung verwirklicht« und der »Ausstieg aus der Atomenergie sofort eingeleitet« (!) wird. In den Verhandlungen lehnte die SPD das grüne Ansinnen ab, da sie »es für notwendig hält, in den 80er Jahren die Möglichkeit der Kernenergie versorgungs- und industriepolitisch zu erhalten.«

So wurde das Unerreichbare in einen »Kompromiß« gegossen, der sich im Protokoll der Verhandlungsergebnisse so liest:

»Die von der Fraktion der Grünen... vorgebrachten Zweifel, daß die Blöcke A und B des Atomkraftwerks Biblis den heutigen Anforderungen einer Betriebs- und Entsorgungssicherheit genügen, werden von der SPD nicht geteilt.« Dennoch sollen Gutachten angefertigt und eine Landtagsanhörung vorbereitet werden. »Dabei gehen SPD und Grüne übereinstimmend von folgendem Grundsatz aus: Die vorhandenen hessischen Atomkraftwerke müssen nach den

atomrechtlichen Bestimmungen so betrieben werden, daß die nach dem Stand von Wissenschaft und Technik erforderliche Vorsorge gegen Schäden sowie eine schadlose und sichere Beseitigung der radioaktiven Abfälle gewährleistet ist. Sollte sich herausstellen, daß dies nicht der Fall ist, wird die Landesregierung alle rechtlichen Möglichkeiten bis hin zur Stillegung der Anlagen ausschöpfen, um die Kraftwerksbetreiberin zum Schutz der Bevölkerung zur Einhaltung der Sicherheitsanforderungen zu zwingen.«

Die hessischen Grünen haben sich nicht nur von ihrer Forderung nach Ausstieg auf eine parlamentarische Anhörung herunterhandeln lassen, sondern auch - und das wiegt wohl noch schwerer - die atomrechtlichen Bestimmungen als Meßlatte für den Weiterbetrieb oder einen eventuellen Umbau der Atomkraftwerke akzeptiert. Damit wurde - und das entspricht sozialdemokratischer Beschlußlage - das Betreiben von AKWs prinzipiell anerkannt, und der Gutachterstreit auf das langweilige Feld des Atomrechts und des »Standes von Wissenschaft und Technik« verlagert. Wir brauchen nicht zu spekulieren, was die von Börner bestellten Gutachter ermitteln werden - jedenfalls haben die hessischen Grünen der SPD eine schöne Gelegenheit geboten, »ernste Zweifel« publikumswirksam »ernstzunehmen«.

Unsere »Realisten« sehen das anders. Ihnen ist eine »Ausstiegsstrategie« geglückt. Zum Beispiel sagen zwei Realisten in der »Tageszeitung«: »Ministerpräsident Börner beharrte letztendlich nicht, wie erwartet, auf der Atomenergie. Aber auch die Grünen setzten sich nicht durch damit, daß das Atomkraftwerk Biblis auf der Stelle (!) abgeschaltet wird. Die Verhandlungskommission beschloß, daß die dezentrale Energieversorgung in Hessen angestrebt wird. Der Ausstieg aus der Atomenergie läuft dazu parallel (!)«. Eine typisch »realistische« Interpretation, die sich leider nicht auf das Verhandlungsergebnis stützen kann.

Ein anderer »Realist« im »Pflasterstrand«: »Unterstellt man einmal hypothetisch, Börner will tatsächlich längerfristig einen gemeinsamen Weg mit den Grünen gehen, der zum Ausstieg aus der Kernenergie führt: Wie sollte die politische Vorbereitung anders aussehen als eben das unterzeichnete Energiepositionspapier? « Die Stärke dieser »Hypothese« ist ihre Abstraktion von allen wirklichen Äußerungen Holger Börners - vielleicht liegt es auch daran, daß die vom »Pflasterstrand« den Börner gerade persönlich kennengelernt hatten, wobei zwar festgestellt werden mußte: »Börner ist kein Grüner«, aber »an diesem Menschen« müßten sich die Grünen »grundsätzlich abarbeiten«, wollten sie nicht ihre »Möglichkeiten der Einflußnahme« verspielen. Menschlich gesehen - versteht sich.

Der allerrealistischste Realist ist jedoch zweifelsfrei Otto Schily: »Ich bin zutiefst davon überzeugt, daß sowohl ökologisch als auch juristisch und schließlich auch ökonomisch unsere Positionen in der Frage der Atomenergie richtig sind, und daß allein schon aus juristischen (!) Gründen eine sofortige Stillegung der AKWs notwendig wird, weil die Entsorgung nicht gewährleistet ist. Bei den Vereinbarungen in Hessen ist ein Prüfungsverfahren mit Sachverständigen festgelegt worden. Ich gehe davon aus, daß die SPD am Schluß dieses Verfahrens, wenn ihr alle Unterlagen und Expertisen vorliegen, sich zu den Ergebnissen bekennen und eine Politik bis zur Stillegung der AKWs mittragen wird... Wenn wir in dieser Frage zu einer Verständigung mit der SPD kommen, wovon ich überzeugt bin (!), wird das der Grünen Partei enormen Auftrieb geben und manchen Kritiker von heute verstummen lassen.« Ja, wenn! Ganz nebenbei wird es sich für Otto »erweisen, daß die SPD auf Dauer ihre Nato-Treue nicht durchhalten kann.«

Die grünen »Realisten« hatten immerhin so viel Wind um ihre angeblichen Erfolge gemacht, daß die Betriebsräte der Atomwirtschaft bei Börner anfragten, ob sie sich Sorgen machen müßten. Börner gab ihnen die schriftliche Antwort:

»Die weitere Nutzung der in Hessen vorhandenen Kernkraftwerke ist notwendig... und Überlegungen, daß der Weiterbetrieb... politischen Überlegungen geopfert werde, sind völlig unbegründet... Die Grünen haben vielmehr die Haltung der SPD, mit der die Notwendigkeit eben dieses Weiterbetriebes unterstrichen wird, hingenommen... Während die SPD und die Landesregierung keine Zweifel an der Sicherheit dieser Anlagen haben, sollen nunmehr bei den Grünen bestehende Zweifel in einem parlamentarischen Verfahren überprüft werden ... « Börner erinnert an die Landtagsanhörung zum Flughafenausbau, »die damals bekanntlich zum Ausbau geführt hat.«

Ganz ehrlich: Kann man unsere »Realisten« noch grausamer blamieren? Und es gibt nicht einmal den geringsten Grund, Börner in dieser Sache des Wortbruchs zu bezichtigen. Was kann der Mann dafür, daß mancher Grüne in ihn mehr hineingeheimnist, als je ein Juso in Willi Brandt?

Die Grünen »Realisten« haben den Laden in eine schlimme Sackgasse manövriert. Sie waren jenseits der inhaltlichen Ergebnisse zu einem positiven Abschluß entschlossen: »Daß jetzt die SPD sich mit einem radikalen Partner einläßt, das würde ich schon als historische Wende ansehen. Was sich da an republikanischer Kultur in der Bundesrepublik entwickeln könnte, ist gar nicht zu übersehen. Umgekehrt, wenn es scheitert, dann sind wir Grünen weg vom Fenster und verschwinden in die Bedeutungslosigkeit« (W. Kreischmann). »Ich bin überzeugt, daß es klappt. Wenn es schiefgeht, fallen wir ins Nichts« (Fischer). »In dieser Lage ist die grüne Landtagsfraktion zum Abschluß des Bündnisses verdammt« (»Pflasterstrand«). Ob diese Aussagen benutzt wurden, um die Mitgliedschaft zur Annahme der Ergebnisse zu drängen, oder ob die hessischen Grünen wirklich Angst davor hatten, daß dem Abbruch der Verhandlungen eine katastrophale Wahlniederlage folgen werde, sei dahingestellt.

Praktisch jedenfalls führte diese Taktik zur permanenten Beschönigung nunmehr von Grünen mitgetragener sozialdemokratischer Politik. Karl Kerschgens Wort vom »Beginn unserer konkreten Utopie«, der mit dem Abschluß der Verhandlungen eingeleitet sei, fand ungezählte konkrete Ausformungen in Interviews und auf Veranstaltungen, bei denen Grüne »Realisten« beim Publikum um Verständnis für die Probleme der SPD warben, das Erreichte überdimensional aufbliesen oder schlicht erfanden, wie bei der Kernenergie gezeigt.

Rosa Luxemburg könnte die heutigen Grünen »Realisten« gemeint haben, als sie schrieb: »Anstatt auf Schritt und Tritt den Massen zu sagen, wie erbärmlich, wie geringfügig das ist, was Ihr errungen habt, habt Ihr Euch logisch gezwungen, diese Lappalien ins Große zu ziehen und uns in übertriebener Weise als etwas ganz Wichtiges, als große Errungenschaft hinzustellen.«

Im Bündnis mit der SPD oder: Das unverdächtige Wörtchen sozial

Am besten wäre, wir reflektierten gemeinsam das letzte halbe Jahr und nähmen Abschied vom Weg der schleichenden Sozialdemokratisierung. Geht das noch?

Wer im Bündnis mit der SPD die neue Republik gestalten will, der wird sich ernsthaft mit der SPD und ihren Antworten auf die tiefe Krise in den 80er Jahren befassen müssen. Kurz gefaßt: Die ökonomische Krise wird sich fortsetzen, wie sie in den 70er Jahren begann. Die Naturzerstörung wird einen Grad erreichen, der mit staatlichen Reparaturmaßnahmen nicht mehr ansatzweise zu bewältigen sein wird.

Ökonomisch ist die Phase jahrzehntelangen Aufschwungs vorbei. Die Märkte und - von ihnen abhängig - die Staatshaushalte expandieren nicht mehr. Noch erzielbare Wachstumsraten versprechen eine Verdoppelung der Arbeitslosigkeit bis zu Beginn der 90er Jahre, die Einsparung von Arbeitszeiten durch moderne Produktionstechniken eingerechnet. Die Wirtschaftsmächte rüsten die Produktion auf den schärferen Wettkampf der Giganten um. Europa soll zur einheitlich handelnden Supermacht gegen die anderen Wirtschaftszentren aufgerüstet werden.

Die militärpolitischen Uberlegungen von F. J. Strauß und anderen sind diesem Anliegen angepaßt: In der Nato bleiben, aber Europa zu einem koordinierten Militärzentrum ausbauen, das autonomen Machtansprüchen gerecht wird. Der Zwang zur räuberischen Aneignung der Rohstoffe und die einseitige Ausrichtung der Produktions- und Lebensformen in der Dritten Welt auf die Notwendigkeiten der industriellen Mächte wird noch tödlicher für die Völker, die dort leben.

In dem Wettkampf um die Ordnung der Märkte werden die Mächte die Nase vorn haben, die sich durch eine rigorose Umrüstung der Produktion bessere Ausgangsbedingungen schaffen. In den kapitalistischen Industrieländern produziert schon die Vorbereitung auf diesen Wettkampf immer mehr Menschengruppen, die schlicht überflüssig werden, und für die eine Minimalversorgung immer fraglicher wird. Die Ideologie wird dieser neuen Entwicklung ebenso angepaßt wie die Rechtsprechung. Zwischen den aus der Produktion »ausgesteuerten Frauen« und der Streichung der sozialen Indikation auf Krankenschein besteht ebenso ein innerer Zusammenhang wie zwischen der Aussonderung von Ausländern und einer Gesetzgebung, nach der ein 6jähriges türkisches Kind seine Eltern in der BRD nicht mehr besuchen darf.

Die CDU bietet seit der geistig-moralischen Wende eine Art nationale Erhebung für die oben geschilderten Pläne an . Die Sozialdemokratie begibt sich nüchterner - weniger ideologisch verbrämt - auf denselben Weg. Im SPD-Entwurf »Die Zukunft gestalten« heißt es:

»Die deutsche Industrie tut sich schwer, die neuen Technologien so einzuführen, daß... neue Märkte erobert (!) werden können... Es fehlt aber auch an risikobereiten Unternehmen und Risikokapital für diese... Schließlich ist die Zusammenarbeit von Staat und Wirtschaft unterentwickelt... Ziel unserer Strukturpolitik muß die Modernisierung unserer Wirtschaft sein. Ein Land wie die Bundesrepublik kann auf Rationalisierung nicht verzichten... Die Produktivitätspotentiale neuer Technologien müssen ausgeschöpft werden, wenn die Wirtschaft wettbewerbsfähig bleiben soll... Dies gilt insbesonders für die Schlüsseltechnologien Mikroelektronik und Biotechnologien... gelingt es nicht, den Prozeß des Strukturwandels sozialverträglich zu gestalten, wird dieser am Widerstand der Betroffenen scheitern.«

Peter Glotz will im Bündnis mit der traditionellen Linken, den technischen Eliten, nachdenklichen Minderheiten und dem Risikokapital eine Politik der »sozial gesteuerten Innovation«. Das ist nicht weniger eine nationale Erhebung für das gemeinsame Ziel. Nur daß Peter Glotz zwischen Altkapital und Risikokapital unterscheidet. Glotz weiß aber auch, daß die geplanten Rieseninvestitionen für ökologische Maßnahmen oder soziale Steuerung nichts übrig lassen.

So geht es nur noch um eine verbale Aneignung der Begriffe. Glotz: »Wir müssen damit beginnen, auch die Umwelt-Beschäftigungs- und Sozialverträglichkeit zu berücksichtigen und zu messen.« Da gäbe es ein Musterbeispiel für Glotz, ein Rechenexempel für Anfänger. Ein bestimmter Hamburger Betrieb in der Chemiebranche läßt durch seine Arbeiter - ganze 350 an der Zahl - in 25 Jahren etwa eine viertel Milliarde Überschuß erwirtschaften. Die Sanierung der durch den laufenden Betrieb im selben Zeitraum verursachten Gesundheitsschäden sowie der Zerstörung der Umwelt würde etwa 20 bis 30 Milliarden Mark kosten. Wie berücksichtigen, wie messen?

Wie berücksichtigt man die Zerstörung von Gehirnstrukturen, wie sie vor kurzem bei ehemaligen Arbeitern desselben Chemiebetriebes nachgewiesen wurden. Wie berücksichtigt man den plötzlichen Kindestod im Essener Industriezentrum, wie die Dioxinfunde in der Muttermilch?

Nun hat Glotz, weil er weiß, daß der Begriff Innovation schon zu sehr in Verruf geraten ist und viel eher Rationalisierung und Arbeitsplatzabbau dahinter gehört wird, das unverdächtige Wörtchen sozial davor gestellt. Hinter der Fassade der Worte aber wird nicht mit jener Entwicklung gebrochen, die man als Öko-Darwinismus bezeichnen könnte.

Die Folgen der Realpolitik oder: Die Wirtschaftsweise frißt sich selbst

Öko-Darwinismus meint eine Situation, in der für Profit und Marktstellug nicht nur die Völker der Dritten Welt dem Tod ausgeliefert werden, sondern die kaltschnäuzige Industrialisierung nach diesen Gesetzen die Erste Welt genauso heimsucht. Wann wird der Grundgehalt an den zerstörerischen chlorierten Kohlenwasserstoffen und Schwermetallen sowie dem tückischen Schwefeldioxyd eine Situation in Hamburg, Stuttgart oder Köln schaffen wie heute im Tal des Todes in Brasilien? Dort, in den Elendsvierteln von Sao Paulo, wurden in einem Jahr 35 Prozent aller Kinder tot geboren.

Die Folgen der Realpolitik, immer zu verstehen als politische Anpassung an die realen Produktionsverhältnisse - anders wird das Wort nie gebraucht -, sind auf absehbare Zeit nicht mehr zu finanzieren, sollten denn Gelder die Folgen überhaupt beseitigen können. Inzwischen dürfte der Bundeshaushalt eines Jahres nicht mehr ausreichen, um die Altdeponien mit Verdacht auf Ultragifte, Dioxine, Dibenzfurane, PCB usw. zu sanieren. Die Opfer solcher Vergiftungen werden nach den inzwischen aus der Atomkriegsmedizin gebräuchlichen Begriffen behandelt. Denn weshalb fehlen bis heute alle wichtigen Daten und Forschungsergebnisse über den Zusammenhang von Chemisierung und Krebs? Weshalb wundert sich eine Gesundheitsbehörde nicht darüber, daß der ' Stadtstaat Hamburg bei Mißbildungen mit über 100 Prozent über dem Bundesdurchschnitt liegt? Weshalb müssen Eltern- und Ärzteinitiativen gegen den härtesten Widerstand von örtlichen Behörden den Zusammenhang von Schwefeldioxyd-Emissionen und dem Sterben ihrer Kinder erkämpfen?

Die Naturzerstörung als Folge einer nur auf Expansion angelegten Industrieentwicklung, in der die Natur billig ausbeutbarer Lieferant von Rohstoffen wie Abfallhalden ist, setzt neue Grenzen für eine Ökonomie, die diese Grenzen bisher nicht kannte, ignorierte. Diese Wirtschaftsweise beginnt, nicht nur das Leben der Menschen und ihrer Umwelt zu fressen, sondern sich selbst. Die Naturzerstörung hat einen Stand erreicht, der mit staatlichen Mitteln nicht mehr aufgehalten werden kann. Binnen weniger Jahre industrieller Geschichte türmen sich auf die radioaktive Bedrohung ein unaufhaltsamer Wäldertod, eine Grundwasserverseuchung, eine Luftverpestung, eine tödliche Vergiftung durch 3.000 Deponien chemischer Giftstoffe und eine Vergiftung des Bodens in der Landwirtschaft. Die Beseitigung nur einer dioxinhaltigen Halde in Hamburg-Georgswerder soll um die 14 Milliarden Mark kosten. Eine Kommission der OECD sprach schon vor zwei Jahren davon, daß allein in der Bundesrepublik jährlich Werte in der Größenordnung von 50 bis 70 Milliarden Mark durch Umweltbelastungen zerstört werden. Das sind ermittelbare Schäden an Gebäuden, Wäldern, Straßen, Wasserversorgung etc. Die Massenkrankheiten lassen sich nicht errechnen.

Große Koalition oder: Peter Geißler und Heiner Glotz

Wir stehen vor der politischen Frage, ob die Grünen diese Entwicklung ein wenig kritisch begleiten, ohne - wie Hessen zeigt - irgendetwas an ihrer Richtung ändern zu können, oder ob wir uns außerhalb dieses Prozesses stellen und Menschen gewinnen, die mit uns an der Quelle der Zerstörung ansetzen wollen. Mit den anderen Parteien gemeinsam wird das auf absehbare Zeit nicht gelingen. Dafür sprechen deren Programme und deren Realpolitik eine zu eindeutige Sprache.

Der Unterschied zwischen CDU und SPD auf dem Marsch durch das nächste Jahrzehnt ist im Grunde in der Position von Lothar Späth zusammengeschmolzen. Beide Parteien begeben sich auf den Weg, wer sich als die modernere Wachstumspartei profilieren kann, und sie streiten um dieselben Klientel. Deshalb sagte Peter Glotz im Wahlkampf in Baden-Württemberg: »Die SPD hat nicht die Absicht, mit den Grünen ein grundlegendes Bündnis einzugehen. Gesucht werden muß das Bündnis vielmehr mit den Technikern und bestimmten Teilen des Wachstumskapitals.«

Diese Politik wird heute von Dohnanyi in Hamburg und J. Rau in Nordrhein-Westfalen praktiziert. Und deshalb läßt Holger Börner nur grüne Maskerade zu, aber nichts an die Industrie in Hessen herankommen. Selbst in Bonner Opposition, wo man annehmen könnte, die SPD hätte mehr Spielraum für »grüne« Reden, unterstützte sie in den Beratungen des Bundeshaushaltes die Atom-, Gen-, Computer- und Weltraumprogramme, sie trat im Postbereich für Satelliten und Glasfaserverkabelung ein, sie unterstützte die Subventionierungspolitik in der Landwirtschaft, die deren Industrialisierung voranbringt, sie billigte mit geringfügigen Abweichungen die verkehrspolitischen Prioritäten und wollte dann im Verteidigungsetat sage und schreibe ein Prozent einsparen, weil »dies die erforderliche Einsatzbereitschaft der Bundeswehr nicht beeinträchtigen werde«.

Wer immer von einer grüngewandelten Sozialdemokratie träumt, sollte sich das Streitgespräch zwischen Geißler und Glotz im »Spiegel« aufmerksam durchlesen. Im Kern sind sich beide einig, gestritten wird ausschließlich darum, wer es besser

kann. Ein Auszug:

Geißler: »Aber die SPD will doch mit Hilfe dieser Gruppierung wieder an die Macht kommen ... «

Glotz: »Ach was!... Wir wollen die Wähler zurück, die uns die Grünen abgeworben haben ... «

Geißler: »Mit diesen Leuten sucht jetzt die SPD die neue Mehrheit.«

Glotz: » ... was mit der fehlenden Kompromißfähigkeit der CDU in Hessen zusammenhängt... Wenn mehrere kleine Parteien... existieren... und eine wirtschaftliche oder sonstwie gefährliche Situation gegeben ist, dann ist selbstverständlich auch eine große Koalition denkbar. «

Glotz weiß, daß bei der gegebenen wirtschaftlichen Entwicklung eine große Koalition logisch wäre, er betont ausdrücklich die Nähe zu modernen wirtschaftspolitischen Überlegungen von Strauß und Späth. Selbstverständlich ist die SPD nicht so dumm, ihre zweite Aufgabe, die Grünen unter fünf Prozent zu drücken (Geißler: »Wir haben die NPD bis aufs Messer bekämpft und kaputt gemacht«) zu vernachlässigen. Deshalb kommt es zu einer Doppelstrategie in der SPD: Einseitige Industrieförderung á la moderne CDU und verbale Aneignung von grünen Begriffen.

Die Sozialdemokratie bietet dabei die Quadratur des Kreises an: Soziale Steuerung der Innovation, aber keine soziale Verfügung; mehr Wachstum, aber weniger Rohstoffverbrauch; Umstellung der Produktion auf neue Technologien, aber weniger Arbeitslosigkeit; einseitige Förderung der westdeutschen Industrie im Weltmarkt, aber Naturschutz; Erhaltung aller Arbeitsverfahren und -plätze in der Atom- und Chemieindustrie, aber Gesundheit; keine Aufrüstung, aber eingebettet in die Nato-Politik.

Die SPD weiß, daß bei den bestehenden Machtstrukturen und ökonomischen Antriebskräften jeweils die eine Seite über Bord geht: die grün-integrative. Den Grünen wird deshalb auch nichts zugestanden, sondern sie werden nur auf »Parlamentsfähigkeit« geprüft - bis zum Zerreißen.

Entscheidend ist, daß SPD und Grün bei der anvisierten SPD-Politik strategisch noch weit auseinandergehen. Die SPD muß sich in ihre Widersprüche verstricken, so wie dies schon in der neuen Medienpolitik absehbar ist. Für die Grünen eröffnen sich dadurch in den 80er Jahren bessere Entwicklungschancen, wenn sie in diese Widersprüchlichkeit hineinstoßen. Voraussetzung dafür aber ist, daß die Grünen sich nicht mit der SPD auf deren Weg begeben und ein verträumtes Bild von der Sozialdemokratie malen, um ihren eigenen Kurs zu legitimieren. Die Grünen müssen offen bleiben, selbst in den sozialen Bewegungen dieser Zeit ein Motor zu sein.

Die Gefahr von rechts oder: Fundamentalisten mit Leninmütze?

Was hat das bisher Gesagte mit unserer parlamentarischen Taktik der Tolerierungspolitik zu tun? Mit der Politik, wie wir sie in Hamburg praktiziert haben und wie sie von den Grünen zur Bundestagswahl in Hagen beschlossen wurde? Ihr Kern besteht im Angebot an die SPD, eine sozialdemokratische Regierung zu wählen, wenn bestimmte einschneidende Veränderungen in sozialer, ökologischer und friedenspolitischer Hinsicht von ihr vollzogen werden. Das ist ein großer Unterschied zu einer Koalition, in der ein Gesamtkonzept von Staatspolitik gemeinsam getragen werden müßte. .

Bei Nichterfüllung *der* Tolerierungsforderungen, die eine andere Entwicklungsrichtung der Politik implizieren, sind die Grünen zum Bruch bereit, jedenfalls lassen sie sich durch die Drohung mit Neuwahlen oder großer Koalition nicht von ihren Bedingungen abbringen. Minderheitsregierungen und wechselnde Mehrheiten im Parlament, die hierzulande ja schon als Zustand der schrecklichen Unregierbarkeit gelten, werden in Kauf genommen.

So banal. das klingen mag: Mit dieser Oberordnung der inhaltlichen Forderungen über das Ritual des parlamentarischen Kompromisses entgehen wir auf parlamentarischer Ebene der eingefahrenen »staatspolitischen Verantwortung« - Hauptsache regierbar - ebenso wie dem erstickenden Dogma, alles eigene politische Handeln der »Gefahr von rechts« - CDU oder große Koalition - unterzuordnen.

Nun wird uns vorgeworfen, wir zielten mit dieser Politik »nur« auf eine Entlarvung der SPD und wollten gar nicht den reformerischen Erfolg. Bei Joschka Fischer liest sich das so: »Ebermann würde ich als aufgeklärten Fundamentalisten mit Leninmütze bezeichnen. Er sagt, man muß mit der SPD ganz konkret verhandeln, und in den konkreten Verhandlungen wird man feststellen, daß wir entweder unsere Seele verkaufen müssen oder die SPD sich entlarven wird und ich - Ebermann - bin dafür, daß sie sich entlarvt. Mit dieser Entlarvung bilde ich Bewußtsein, gewinne eigene Identität und Wähler. Ebermann geht im Grunde davon aus, daß mit der SPD nichts geht.«

Lassen wir uns nicht davon stören, daß wir hier auf Klippschulniveau gestutzt werden, und daß das ganze mit unserer Seele und Identität nichts zu tun hat - gehen wir ernsthaft auf die Unterstellung ein: Joschka hat Recht, wir gehen davon aus, daß unter den heutigen Bedingungen Tolerierungsverhandlungen scheitern, wenn die Grünen »halsstarrig« auf bedeutenden Kursänderungen auf den Gebieten Ökologie, Frieden und Soziales bestehen. Auf kommunaler Ebene mag das anders sein. Der schlaue Gremliza schrieb vor der letzten Bundestagswahl in seinem Wahlaufruf für die Grünen, was eine numerische

Mehrheit von Sozialdemokraten und Grünen parlamentarisch brächte, wenn die Grünen in der Stationierungsfrage unnachgiebig geblieben waren:

»Nun beginnt, was wir aus Hamburg und Hessen kennen. Verhandlungen mit den Grünen über die Tolerierung einer sozialdemokratischen Minderheitsregierung. Auch diese Verhandlungen werden scheitern. Ja, sie werden überhaupt nur geführt, um durch ihr Scheitern das geheimste Geheimnis dieses Staates zu schützen: daß die Freiheit des Bundesbürgers, sich eine Regierung zu wählen, dort endet, wo die Interessen der Vereinigten Staaten von Amerika gefährdet sind« (KONKRET 2/83).

Wenn das richtig ist, und wenn u.a. die Flick-Affäre eine Ausdehnung von Gremlizas Feststellung auf die Kapitalinteressen zuläßt, dann werden heute grüne Minimalia nicht von Sozialdemokraten akzeptiert. Dann ist es allerdings auch weder »Geschmackssache« noch irgendein »ideologisches Dogma«, deretwegen man die Sozialdemokratie »entlarven« will, statt mit ihr radikale Reformen durchzusetzen. Dann scheitert, wer auch immer in den Grünen, schlicht an heutigen Kräfteverhältnissen. Diese wiederum sind nicht starr und unbeweglich, wir suchen vielmehr nach der dynamischen Form, sie aufzubrechen.

Auch im Scheitern der Verhandlungen mit der SPD kann der durchaus realpolitische Aspekt zukünftiger - auch reformerischer - Erfolge angelegt sein. In mehrerer Hinsicht. Wer wollte Cohn-Bendit des Leninismus bezichtigen, nur weil er (früher einmal?) gelassen feststellte: An Angeboten an die SPD muß ja nicht der Glaube stecken, daß die SPD darauf eingeht, sondern in den Angeboten muß eine Substanz stecken, die ein bestimmtes Wählerpotential bewegt, sich von der SPD zu lösen.« Wenn Cohn-Bendit damit nicht nur meint, im Scheitern von Verhandlungen muß die Notwendigkeit von mehr Wählerstimmen für die Grünen rüberkommen (das auch!), sondern ebenfalls meint, daß die Durchsetzung »unserer« Forderungen mehr und entschiedeneren gesellschaftlichen Kampf erfordert, dann stimmen wir methodisch überein. Schließlich wird relative gesellschaftliche Ruhe bei ausschließlicher Veränderung der parlamentarischen Proporze kaum etwas bewegen. Schließlich liegt in diesem Prozeß natürlich auch nachvollziehbare Aufklärung über die SPD, um einmal das böse Wort von der Entlarvung beiseite zu nehmen.

Grüne und Arbeiter oder: Der außerparlamentarische Widerstand

Wir wissen, daß ein großer Teil unserer Wähler, auch der potentiellen, auf ein relativ unkompliziertes Arrangement mit der SPD hofft. Dieses Arrangement wird den Grünen häufig gleichzeitig mit der Durchsetzung eines Großteils ihrer Minimalforderungen abverlangt. Die Nichteinlösbarkeit dieser widersprüchlichen Hoffnung durch »Unnachgiebigkeit in der Sache« aufzulösen, halten wir - ob man das nun Avantgardismus schimpft oder nicht - für eine Aufgabe einer Grünen Partei, die sich als gesellschaftsverändernde Kraft versteht.

Außerdem gehen wir davon aus, daß heute eine entschiedene oppositionelle Kraft keineswegs weniger an eher untergeordneten - für die Betroffenen nicht unwichtigen - Reformen bewegen kann. Die konkrete Verlaufsform wird allerdings fast niemals eine parlamentarische Mehrheit für einen Antrag der Grünen sein, sondern aus taktischen Erwägungen eher die Ablehnung grüner Anträge und - bei entsprechendem außerparlamentarischen Druck - eine zeitversetzte Wiederkehr mit abgemildertem bzw. verzerrtem Inhalt durch die Sozialdemokraten (und nicht nur durch die Sozialdemokraten).

Vielleicht müssen wir lernen, auch solche kleinen Erfolge ein wenig selbstbewußter zu »feiern«. Wenn ein Lothar Späth in Baden-Württemberg Kohlekraftwerke entschwefeln läßt, muß nicht Angst um sich greifen, weil er uns die Sache klaut, sondern sollte betont werden, daß die Mobilisierung vieler Menschen gegen deren Politik das geschaffen hat, was über Tauschgeschäfte am Schreibtisch nicht zu schaffen ist. Mehr davon, denn wir haben größere Ziele als die Entschwefelung.

Unser Vorschlag zur parlamentarischen Taktik der Tolerierungsangebote kann nur fußen auf einer bewußten politischen Schwerpunktsetzung der Grünen Theoriebildung, Aufklärungsarbeit und alltäglichem (Mit-)Kämpfen in realen Bewegungen. Der Angriff auf die stoffliche Seite der Produktion, der Nachweis der verheerenden Wirkungen der heutigen Produktivkraftentwicklung muß diesen Schwerpunkt bilden.

Die Produktionsentwicklung hat einen Stand erreicht, der nicht nur die augenscheinliche Potenz der Massenvernichtung durch modernes Kriegsgerät und unbeherrschbare Atomtechnologie in sich birgt, der laufende Produktionsprozeß schafft unterhalb solcher Katastrophen eine schleichende Vergiftung von Menschen, Tieren und natürlichen Ressourcen.

Diese Entwicklung ist nicht durch die Umorientierung staatlicher Haushalte auf ökologische Reparaturen aufzuhalten. Sie ist auch nicht aufzuhalten durch die Bildung von Nischen ,am Rande des Industriesystems, was einem Alternativsektor nicht die Fähigkeit zur Initialfunktion abspricht. Und sie ist schließlich nicht zu beseitigen - dafür sorgt allein die kapitalistische Konkurrenz - unter Aufrechterhaltung der heute herrschenden Produktionsverhältnisse.

Schon deshalb muß die ökologische Problematik von den Produzenten des gesellschaftlichen »Reichtums« - den Arbeitern - selbst erkannt und müssen Lösungen erkämpft werden. Unser Ziel, die Veränderung der Produktion, auch die Schließung

von Produktionszweigen oder die Abschaltung von Teilverfahren, kann nur mit ihnen durchgesetzt werden. Von »außen« müssen Impulse kommen, es ist aber von »außen« allein nicht zu verändern, auch nicht über den Staat, der in einer von diesen Verhältnissen abhängigen Rolle fungiert. Das, was dem außerparlamentarischen Widerstand, der anderen Produktions- und Lebensgestaltung im Vergleich zur parlamentarischen Möglichkeit an Bedeutung zugesprochen wird, ist nicht weniger als die Veränderung des Fundaments, auf dem diese Gesellschaft ruht, der Versuch, aus den alten - als zerstörend erkannten - Produktionsverhältnissen in eine neue Form gesellschaftlichen Prozesses zu kommen.

Öko-Sozialismus oder: Mehr als eine »anständige Republik«

Daher sind die betrieblichen und gewerkschaftlichen Gruppen, die sich mit einer gebrauchswertorientierten Produktion beschäftigen, so wichtig. Darum wäre es eine große Leistung, wenn die Grünen entscheidend dazu beitragen könnten, ausgehend von den Sicherheitsrisiken der chemischen Industrie, hier ähnlich präzise Vorstellungen der Produktionsumstellungen oder Schließungen zu entwickeln, wie das bei der Energiepolitik schon gelungen ist. Gleiches gilt für die zerstörerischen Verkehrssysteme von heute. Dabei ist unser Motto nicht: »Hauptsache Arbeit« und auch nicht »Recht auf Arbeit«, denn beides fragt weder nach den Arbeitsbedingungen noch nach den Auswirkungen der Produktion, noch nach dem Gebrauchswert der Güter.

Hier liegt eine notwendige Konfrontation mit der gegenwärtig vorherrschenden Auffassung auch vieler linker Gewerkschafter, die es durchzuhalten gilt. Sie wird aber aushaltbar, wenn wir in den Abwehrkämpfen gegen die Wirtschaftskrise, deren Ursprung dem kapitalistischen Verwertungsprozeß innewohnt, unzweideutig Partei ergreifen. Der Kampf gegen Massenarbeitslosigkeit, Versorgungsbeschränkungen für Rentner, Jugendliche, Arbeitslose und Schwerbehinderte darf nicht von abstinenten oder nörgelnden Grünen begleitet werden, den müssen wir mitführen.

Das gleiche muß für unsere Haltung zum Kampf um die 35-Stunden-Woche gelten, was ja nicht kritikloser Schulterschluß mit den Spitzen des DGB bedeutet oder illusionsmacherei über die Wirkung einer 35-Stunden-Woche. Erst recht darf die richtige Erkenntnis der staatlich-bürokratischen Gängelung der sozial Bedürftigen, die wir überwinden wollen wie die soziale Not schlechthin, uns nicht in die Nähe von CDU- und SPD-Politik führen, Staatshaushalte auf den Schultern der Schwächsten zu entlasten. In diesem Rahmen und um der Fetischisierung der Arbeit zu begegnen, müssen wir die Forderung nach finanzieller Mindestversorgung aller Menschen massiv popularisieren.

Wir argumentieren und streiten innerhalb der Grünen und in der Gesellschaft für eine öko-sozialistische Politik. Das ist mehr als die »Abschaffung des Privateigentums« an Produktionsmitteln, und das ist etwas anderes als die »Erringung der Staatsmacht« durch eine Partei, die mal wieder »objektive Interessen« anderer formuliert und notfalls mit der eroberten Staatsgewalt durchsetzt.

Wir wissen, daß die sozialistische Gesellschaft, die freie Assoziation der Produzenten, nicht auf einer großen Ansammlung gesellschaftlichen Reichtums basieren wird, den die kapitalistische Akkumulation geschaffen hat und den es nur neu und gerecht zu verteilen gilt. Die Reichtumsproduktion ist umgeschlagen in einen der heutigen und zukünftigen Generationen überlassenen Sanierungsbedarf.

Wir wissen auch, daß die Versklavung der Menschheit für die Verwertungszwecke des Kapitals in vielerlei Hinsicht eingelagert sind in die Produktionsmittel. Es wird keine schlichte Übernahme der monotonen, den Menschen zum Anhängsel der Maschine machenden Arbeitsabläufe und Fabrikationsanlagen geben, keine Beibehaltung der Trennung von Kopf- und Handarbeit, wenn die Produzenten sich real emanzipieren, die Produktion also wirklich vergesellschaften wollen.

Das alles ist zugegebenermaßen mehr als eine »anständige Republik«. Wenn wir in diese Richtung wollen, müssen wir heute nicht nur radikaler, sondern auch realistischer sein als der Teil der Grünen, der sich so nennt.

Konkret 05/84, S. 66

Wolfgang Pohrt

Woher? Wohin?

Rückblick auf die Herkunft des Massentourismus

Grand-Hotels, Schlafwagengesellschaften, Luxus-Liner und Reisebüros entstanden schon vor der Jahrhundertwende, der Massentourismus aber begann erst 1914. Das Schienennetz zählte in diesem Jahr weltweit ca. eine Million Kilometer, bis 1956 wuchs es nur noch um 12 Prozent, dann schrumpfte es wieder. Transportkapazität war also in ausreichendem Umfang vorhanden, was noch fehlte, war die zweite Hauptvoraussetzung für den Massentourismus, nämlich die Freizeit.

Für die Freistellung von der Arbeit sorgte dann am 1. August 1914 der Mobilisierungsbefehl des Kaisers. Die Aufforderung, unverzüglich den Hammer fallen zu lassen, platzte mitten in einen schönen Hochsommertag hinein, und entsprechend groß war die Begeisterung, mit der ihr Folge geleistet wurde. Der Renner unter den Zielgebieten war die Westfront. »Ausflug nach Paris« oder »Auf Wiedersehen auf dem Boulevard« schrieben die Sommerfrischler mit Kreide auf ihren Ferien-Express, der damals, als der Massentourismus noch in den Kinderschuhen steckte, freilich überwiegend aus Güterund Viehwaggons bestand. Überhaupt herrschte bei Kriegsausbruch Urlaubsstimmung, was leicht begreiflich wird, wenn man sich in die Lage des kleinen Mannes von damals versetzt: Mit Windeln verhangene Wohnküche, schreiende Kinder nach Feierabend, tagsüber die Schinderei und das Stullenpaket und jetzt unverhofft die Chance, gratis eine Abenteuerreise zu bekommen, die hinausführen würde aus der drückenden Enge des Alltags mit seinen vielen kleinen Sorgen und hinein in die Welt des Lasters und des Luxus. Paris freilich bekamen die Pauschaltouristen von damals dann doch nicht zu sehen, viele kehrten auch nicht wieder zurück, und insofern kann man das ganze Unternehmen als mißlungen betrachten, weil der Tourismus im Unterschied etwa zur Völkerwanderung oder zur Emigration eine nur vorübergehende und kurzfristige Ortsveränderung bezeichnet: Keine Pauschalreise ohne Rückfahrkarte.

Schlechter Service, hohes Risiko und hohe Verlustquote beim ersten Anlauf trugen dazu bei, die Reiselust wieder zu dämpfen. In der Weimarer Zeit beschränkte sich der Massentourismus auf den Nahbereich, auf die Fahrt ins Blaue, aufs Picknick im Grünen. Trotzdem waren die 20er Jahre für die weitere Entwicklung der Reisebranche nicht unbedeutend, denn hier entstand ein Bedürfnis, welches später, Ende der 50er Jahre, neben vorhandener Transportkapazität und verfügbarer Freizeit zur dritten Säule des Pauschaltourismus werden sollte: das Bedürfnis nach Wasser und Sonne. Schon damals stieß dieser neue Kult der Sonnenanbeterei auf Kritik. »Nicht nur der vielen Seen wegen«, nörgelte Siegfried Kracauer in seiner Studie über die Angestellten, »ist in Berlin der Wassersport so beliebt. (...) Der nackte Körper wächst zum Sinnbild des aus den herrschenden gesellschaftlichen Zuständen befreiten Menschen heran, und dem Wasser wird die mythische Kraft zugeschrieben, den Schmutz des Betriebes abzuwaschen. Es ist der hydraulische Druck des Wirtschaftssystems, der unsere Schwimmanstalten übervölkert. Aber das Wasser reinigt in Wirklichkeit nur noch die Körper.«

Der hydraulische Druck, der in unseren Tagen Menschenströme an die Gestade des Mittelmeers pumpt, fand unter den Nazis ein anderes Ventil. Das Fernweh regte sich wieder, aber es war noch nicht mit dem Bedürfnis nach Wasser und Sonne zu einer dynamischen Einheit verschmolzen. »Auch Du kannst reisen!«, versprach die »NS-Gemeinschaft Kraft durch Freude«, eine Unterabteilung der »Deutschen Arbeitsfront«. Die Reise führte, wenn es eine Auslandsreise war, dann meist in nordische Länder, damit die Deutschen dort nachschauen konnten, wie sie selbst eigentlich aussehen sollten. Neben diesem eher als Fehlentwicklung einzustufenden Programm gab es dann aber ein weiteres, welches für den Tourismus zukunftsweisende Bedeutung hatte: In Wolfsburg wurde eine Fabrik gebaut, die zwar nicht den KdF-Wagen produzierte, den sie herstellen sollte, dafür aber später den Volkswagen, den berühmten Käfer, der den Bundesdeutschen Italien, den Balkan, Griechenland und Spanien erschloß.

Schon vorher freilich sorgte rollendes Material aus dieser Fabrik für Mobilität. Statt der zivilen Version wurde eine militärische Variante des »KdF-Wagens« gebaut, der sprichwörtlich zuverlässige (und rollt, und rollt ...) Kübelwagen der deutschen Wehrmacht, erprobt und bewährt in der Sahara wie in der Tundra, vor Murmansk wie vor EI Alamein. Überhaupt wurde das Versprechen »Auch Du kannst reisen!« eigentlich für breite Schichten der Bevölkerung erst mit Kriegsbeginn eingelöst, und so weit wie diesmal war der einfache Mann aus dem Volk noch nie herumgekommen. Auch Paris, Traumziel aller Jungvermählten und im ersten Krieg unerreichbar geblieben, wurde erobert, und schon begann sich eine Begleiterscheinung des Tourismus bemerkbar zu machen: die Mitbringsel und Souvenirs. Kurze Zeit nach der Besetzung von Paris durch deutsche Truppen soll ganz Berlin wie ein Blumenbeet geduftet haben. Der Landser hatte ein Herz, auch in der Fremde vergaß er nicht die Lieben daheim, er ließ beispielsweise der Braut ein Fläschchen Parfum zukommen. Weil die Braut nur Toilettenwasser gewöhnt war, ergaben sich bei der Dosierung Probleme.

Auch dieser zweite große Anlauf zum Massentourismus hatte daran gekrankt, daß die Rückreise nicht gesichert, in jedem Falle aber sehr strapaziös war. Sicherheit und Bequemlichkeit waren deshalb in der Nachkriegszeit besonders gefragt. Als

Neckermann beides garantieren konnte, war das der Beginn der Reisewelle, die auf die Freßwelle folgte. Trotz der Entbehrungen, Strapazen und Gefahren freilich, welche der Soldat im Zweiten Weltkrieg in Kauf nehmen mußte, hat diese abseitige Form von Pauschaltourismus (alles inclusive, für Kost, Logis und Transport wird vom Veranstalter gesorgt) gewisse Pionierleistungen erbracht. Sowohl die Skala der Zielgebiete als auch das Spektrum der Reiseerlebnisse wurde verbreitert. Es war damit ein Fundus an Attraktionen geschaffen worden, auf den man zurückgreifen konnte, falls die Nachfrage nach Sicherheit und Bequemlichkeit stagnieren oder einbrechen sollte.

Der Mensch gewöhnt sich an alles, er möchte es dann nicht mehr missen, und wenn es sehr unangenehm war, will er es trotzdem wiederhaben, nur ohne die Unannehmlichkeiten. Also beispielsweise die Kriegsgefangenschaft in Sibirien, aber ohne sibirische Kälte, ohne Entbehrungen, ohne Gefangenschaft, dafür mit Lageratmosphäre, mit Komfort, mit Fernsehen und am liebsten unter südlicher Sonne direkt am Meer. Wo findet man das? Auf Campingplätzen an der jugoslawischen Adriaküste, wo deutsche Urlauber unter sich sind: sanitäre Verhältnisse, die manchem die Tränen der Rührung in die Augen treiben, weil sie ihn an die gute alte Wehrmachtslatrine erinnern; weit und breit kein schattenspendender Baum, wie am Dnjepr; eine kahle Zelt- und Wohnwagensiedlung, von militärischem Zuschnitt schon durch die Abgelegenheit von aller Zivilisation; schließlich der tägliche Kampf ums Dasein, um den Platz am Waschbecken, um den letzten Laib Brot, der Kampf gegen die Versorgungsengpässe - Folge der katastrophalen Überfüllung, die von alten und jungen Frontkämpfern in der freien Natur gesucht wird.

In Mode kam diese als »Abenteuertourismus« bezeichnete Variante des Reisens, als eine junge Garde von Trendsettern damit begann, verächtlich auf die Pauschaltouristen herabzublicken und daraus ihr eigenes Selbstwertgefühl zu beziehen. Während der Neckermann und seine Frau sich angeblich im Ausland nur den Wanst vollschlugen, um ihn dann zum Ausbraten in die Sonne zu legen, war es der Wunsch dieser jungen Garde, meist aus der 68er Protestbewegungsgeneration, ins Reisen wieder eine erlebnisintensive, eine aktive, noch besser: eine kämpferische oder heroische Note zu bringen. Was lag da näher, als die Väter zum Vorbild zu nehmen, freilich nicht wie sie jetzt, sondern wie sie damals herumkutschierten. Wer die Reisegewohnheiten linker Freaks Anfang der 70er Jahre beobachtete, der konnte schon damals ahnen, daß die aufmüpfige Jugend den Vätern eigentlich nicht vorwarf, daß sie den Krieg angefangen, sondern daß sie ihn verloren hatten. Auffällig an den Trips im VW-Bulli durch den Balkan nach Griechenland oder in die Türkei war die strukturelle Ähnlichkeit solcher Expeditionen mit Blitzkriegen, Feldzügen und Stoßtrupps. Oberste Richtschnur der reisenden Patrioten war die Sorge um eine aktive Zahlungsbilanz. Im Ausland mehr Geld auszugeben als unbedingt nötig, war ein Verstoß gegen die Ehre. Was die Ehre retten half, war einerseits eine weitgehend autark machende Logistik, andererseits die Gewohnheit, fremdes Eigentum zu requirieren. Nicht immer freilich führten diese beiden Wege zum Ziel, und dann, wenn es notwendig wurde, halb verdurstet und verhungert in der freien Natur zu übernachten, die sich bei Tageslicht oft als Müllkippe entpuppte, dann begann mit Entbehrungen und Strapazen erst das wirkliche Abenteuer, wie im Landser-Roman.

Seit drei Jahren ist freilich auch dieser Trend gebrochen. Im Frühjahr 1981 erschien das Buch »Die Kunst zu überleben - Survival« von Globetrotter Rüdiger Nehberg. Nehberg beschreibt darin, wie man sich auch von plattgefahrenen Vögeln ernähren kann, die man von der Autobahn abkratzt. Daß Nehberg kein Aufschneider war, bewies er, als er fürs Fernsehpublikum live eine Kröte auffraß. Die Folge davon war, daß die restlichen Pioniere des Abenteuertourismus sich wie mittelmäßige Plagiatoren vorkommen mußten, wenn sie von ihren eigenen Erlebnissen erzählten. Seitdem hat sich keine neue Mode und kein neuer Trend mehr herausgebilden können. Erlaubt ist, was gefällt.

Konkret 05/84, S. 68

Christel Dormagen

Fernreisen

Über das »Abenteuer gleich um die Ecke«

Mein Onkel brachte mir noch von einer Missionsreise einen echten Sari aus dem echten Indien mit. Das ist über zwanzig Jahre her, und lange Zeit roch er indisch für mich. Bis er dann eines Tages tief unten im Schrank verschwand. Und jetzt sitze ich stattdessen abends beim Griechen/Türken/Portugiesen und kann mich kaum mit Kopfschütteln und Nein-danke-Murmeln der Berge erwehren, die sich nun plötzlich zum Propheten drängeln: In ununterbrochener Folge wird das Lokal von Afrikanern mit Buschtrommeln, Pakistanis mit Seidentüchern, Tamilen mit Keramiktierchen heimgesucht.

All die schönen Fremdheiten, denen Spottpreis und Massenhaftigkeit die Schönheit und die Fremdheit gestohlen haben - »Indienschrott« also ist mittlerweile peinlich, riecht nicht mehr nach Orient, sondern nach Kleinbürgermuff und wird auf dem Kudamm von fliegenden Händlern an Vati und Mutti aus Westdeutschland verhökert.

Mit der fremdländischen Software liegt der Fall ein wenig anders. Kopfgüter steigen ja erstmal im Wert, wenn mehrere sie besitzen. Solange ich den frisch eroberten Schlafritualen feuerländischer Indianer allein anhänge, spinne ich bloß. Spätestens mit der Syndikat-Publikation über den »Wilden Schlaf« liege ich dann ganz vorne. Je mehr wir werden, umso esoterischer. Die Ware Ferne bleibt selber dort, wo sie begehrenswert ist; sie läßt sich unbeschadet vervielfältigen, ohne daß ihr Geheimnis zerlegt und transportiert werden könnte wie das europäische castle eines Ami-Millionärs.

Auch der Reise-Schamane Schwarzer Fuß, Alte Eule oder wie auch immer, der auf gesponsorter Heilstournee der westlichen Welt seine noch westlicheren Leviten liest, bleibt das Original, das anschaubar die Fremdheit der Ferne verbürgt. Nicht zu verwechseln mit Madame Esperanza, die mir per Zeitungsanzeige die Zukunft verspricht, allerdings in fränkischem Dialekt, wie sich herausstellt.

Oder der Bauchtanz zum Beispiel. »Wir intellektualisierten Europäer in unserem vordergründigen Bewußtseinszustand« nehmen uns auch den hundertundersten Imperativ zu Herzen: »Bekenne dich zu deinem Bauch, deinen Gefühlen, deiner Lust«. Und diesmal scheint eine Östlichkeit wie für mich entdeckt. Da kriege ich als Frau was richtig grundsolides Fremdländisches! Mit allem drum und dran: Tanz, Verkleidung, Musik, Gemeinsamkeit, Erotik usw. Und kann den ideellen Zuckerguß sogar in Ruhe in Büchern nachlesen, solchen von der Sorte »Ursprung und Wesen des ... «

Das wunderbare »Bauchtanz-Buch« z.B. (»zum Selbstverständnis des Bauchtanzes an sich« usw.) präsentiert als surplus zu der mir ansonsten ziemlich bekannten Beckengymnastik lauter herrliche Dinge, die ich schon immer alle auf einmal haben wollte: Man kann sich gesund tanzen, sich reif und rund schön finden, Konkurrenzangst loswerden, ekstatisch Mystisches erfahren und ist obendrein direkt ans urzeitliche Matriarchat angeschlossen. Überhaupt ist der Bauchtanz der älteste Frauentanz der Welt. Auch das Wiegen und Schütteln, nabelfrei und im Pailletten-BH, ist gottlob keine sexuelle Anmache, sondern ein göttlicher Akt schwesterlicher Solidarität. Alles ist garantiert natürlich - vom uralten weiblichen Schmucktrieb bis zu den erdverbundenen Bewegungen ... Ein Super-Sonder-Exotik-Pauschalangebot für die Runderneuerung!

Wenn die Sache nicht einen Haken hätte. Der Bauchtanz hat, wie die Bücher wissen, eine wertsteigernde multiple Herkunft: Man tanzte ihn in Alt-Ägypten und Schwarzafrika, man tanzt ihn in Syrien und der Türkei, ja sogar die nackten »Waldzwerge« (= Pygmäen für nüchterne Leute) tanzen ihn und ziehen sich dafür extra an.

Außer den Pygmäen begegne ich nun auf meinen Berliner Alltagswegen lauter Menschen aus diesen Ländern. Und leider - die Pluderhosen der Türkinnen sehen grell und unvorteilhaft aus; syrische Musik klingt schräg; ägyptische Gewürze riechen streng. »Der Afrikaner erreicht einen Zustand von Gemeinsamkeit und Solidarität«, der im Bauchtanzbuch und in Afrika schön sein mag, aber hier wirken solche Zusammenrottungen irgendwie unangenehm. Und die orientalischen Frauen auf den Märkten, in der U-Bahn und im Gemüsegeschäft verströmen mit ihren unattraktiven Figuren, den lauten hellen Stimmen neben ihren glücklos aufgemotzten Männern wahrhaftig keine matriarchalische Aura.

Diese Ausländer, die sich selber importiert haben, machen mir mein geistiges Himmelreich madig. Sie sind gar keine echten Fremden, keine Bauchtanz-Fremden, und schmälern mit ihrer Anwesenheit meine kostbare, mühsam erworbene Exotik zu schäbigem Tingeltand. Da hat unsereiner mit, marxistischem Scharfsinn für die Differenz die »Gastarbeiter« von ehedem zu »ausländischen Arbeitskräften« umgestylt, und sie danken es, indem sie niveaulos bei Burgerking rumsitzen; - dort wo die Zivilisation am zivilisiertesten ist. Wir haben die Sarottimohren zu Negern verschönt und dann den Negern zu ihrer ethnischen Identität verholfen, und nun - haben sie gar keine! Die Eingeborenen haben ihre Kultur verloren und stehen auf Ami-Glitter, während wir auf Bauchtanz schwören. Womöglich kommen sie sich noch so vor wie meine Mutter, wenn sie junge Leute in 50er-Jahre-Kleidung sieht.

Da sollen doch all die Türken und Pakistani, die Griechen, Syrer und Vietnamesen lieber wieder in ihre diversen Ausländer zurückgehen. Natürlich nicht, weil sie uns unsere Arbeitsplätze wegnehmen, wir sind keine rassistischen Brutalos, und

unsere Plätze kriegen sie sowieso nicht. Aber die Integration verdirbt ihnen - zumal von der falschen Seite angedreht - nur ihre Ursprünglichkeit. Kein Indio ist doch mehr, wie er sein sollte! Laßt sie in ihren Stammländern ihre Kultur wiederfinden. Was für ein unwiederbringlicher Verlust, wenn sie dahin wäre!

Außerdem können wir dann wieder in aller Ordnung unsere exotischen Mitbringsel auspacken. Ausländisches wird dann wieder fremdländisch, der Bauchtanz wieder kranke Seelen gesunderweitern und mein Sari im Schrank wieder ein echtes Geheimnis.

Ihr Ethnos aller rettbaren Kulturen, in eurem eigenen Interesse, geht zurück zu euren Ursprüngen und liefert uns das Heil wieder aus der Ferne!

Konkret 05/84, S. 71

Artur Simson

Traumreisen

Über das böse Erwachen

Wenn mehr deutschsprachige Literatur gelesen würde, hätte es den Contergan-Skandal nicht geben müssen. Die besten Schlafmittel findet man in der Buchhandlung, nicht in der Apotheke. Im Unterschied zur Belletristik aber soll die Fachliteratur den Leser nicht einschläfern, sondern informieren. Hier wird das Verschweigen zur Unterlassungssünde. Besonders die Reiseführer sind voll davon. KONKRET wird sich deshalb in loser Folge mit dieser Literaturgattung befassen.

CALVI (Korsika)

»Die Lage im Schutz der wuchtigen Zitadelle vor der Kulisse der höchsten Gebirgskette Korsikas am westlichen Ende eines weit geschwungenen Golfs sowie das gute Unterhaltungsangebot des auch an Sehenswürdigkeiten reichen Städtchens können den gestreßten Großstadturlauber in Ferienstimmung versetzen.«

Polyglott Reiseführer, Korsika

In der Tat kann sich das Unterhaltungsangebot sehen lassen, denn die »wuchtige Zitadelle« ist noch in Betrieb, sie beherbergt ein Fallschirmjägerregiment der auch sonst auf Korsika allgegenwärtigen Fremdenlegion. Wie in jedem Garnisonsstädtchen, so ist auch in Calvi das Unterhaltungsangebot auf die Bedürfnisse einsamer Männer zugeschnitten. Wer es auskosten will, sollte bei der Firma »Kaufhof-Reisen« das Hotel »Balanea« buchen, *»eines der besten Urlaubsangebote in Cal*vi« (Prospekt). Die Dame im Reisebüro wird dem lärmempfindlichen Gast vermutlich raten, nicht das teurere Meerblickzimmer zu nehmen, weil es auf der Hafenpromenade laut ist. Wer den Trubel liebt, sollte daraus keine falschen Schlüsse ziehen. Gerade mit einem Zimmer auf der meerabgewandten Seite des Hauses befindet man sich im Mittelpunkt des Geschehens.

Hat man den schlauchartigen Grundriß des Raumes , mit ein paar entschlossenen Schritten durchmessen, so steht man am Fenster. Die Aussicht ist auch für Kurzsichtige oder anderswie Sehbehinderte ein ungetrübter Genuß. Im Abstand von drei oder vier Metern schon wird das umherspähende Auge fündig. Man erblickt eine Wand. Senkt man nun leicht den Kopf, so fällt der Blick bereits auf das nächstgelegene Unterhaltungsangebot, die »Disco Bar Chez Joe«, schräg vis-á-vis vom Hoteleingang, nicht zu verfehlen.

Die »Disco Bar Chez Joe« öffnet gegen 22.00 Uhr, gerade dann, wenn die von Wasser und Sonne zermürbten Gäste sich schlafen legen. Die Akustik in der engen Gasse sorgt dafür, daß ihnen nichts entgeht. Gleichmäßige Musikberieselung zum Einschlummern darf trotzdem nicht erwartet werden, denn »Chez Joe« besitzt eine vorzügliche Schallisolierung, die den Lärmpegel nach draußen bei geschlossener Tür um mindestens 50 dB absenkt. Da Gäste das Lokal betreten und verlassen müssen, bleibt die Tür freilich nicht ständig geschlossen. An der Häufigkeit, mit der das »Chez Joe« frequentiert wird, nehmen deshalb auch die Gäste des »Balanea« regen Anteil. Das dauernde An- und Abschwellen der Lautstärke ihrer Lieblingsmelodien versetzt sie in den Zustand gespannter Erwartung. Zwischen ein Uhr und zwei Uhr nachts werden die Ausharrenden belohnt. Im »Chez Joe« herrscht Hochbetrieb, der Sauerstoff wird knapp, die Tür muß eine Weile offen bleiben, und endlich wird die Melodie des Ohrwurms nicht mehr gerade an der Stelle unterbrochen, wo man unbedingt wissen will, wie sie weitergeht. Jetzt ist es Zeit, eine Mütze Schlaf zu nehmen, damit man wieder munter ist, wenn gegen drei Uhr das »Chez Joe« seine Pforte schließt und fröhlich singende junge Menschen nach Hause strömen. Eine halbe Stunde später vermittelt ein klirrendes und polterndes Geräusch ziemlich genaue Vorstellungen vom Getränkekonsum an diesem Abend. Das Personal hat aufgeräumt und kippt nun mit kräftigem Schwung die leeren Flaschen in jene Container, die in Calvi die Mülleimer ersetzen. Wenn man Glück hat, wird man gegen fünf Uhr von saugenden, zischenden und heulenden Geräuschen geweckt. Es sind die Hochleistungspumpen der Firma »Corse Hygiéne«, die mit zwei großen Tankwagen angerückt ist, um die Kanalisation zu spülen, was auch dringend nötig war wegen der Inversionswetterlage und der damit verbundenen Geruchsbelästigung. Zwei Stunden später künden fröhliches Klappern und muntere Zurufe davon, daß jetzt der anliegende Einzelhandel beliefert wird, zuerst die Bäckereien. Der Tag kann beginnen. Was wird er bringen?

Zunächst natürlich den Besuch am Strand. Dazu »Polyglott«: *»Im Sommer bevölkern viele Tausende von Erholungssuchenden den 6 km langen Sandstrand. An den herrlichen Strand schließt sich ein Pinienhain an. «*

Dieser »Pinienhain« ist ein teils von Drahtverhauen durchzogenes, teils sumpfiges, an Unterholz, Gestrüpp und Brennesseln reiches, jedenfalls wenig vertrauenerweckendes Waldgelände. Benutzt wird es vorwiegend als Toilette, was eine andere Benutzung ohnehin ausschließt. Die Tausende von Erholungssuchenden darf man getrost nach Zehntausenden zählen. Deutlich überrepräsentiert sind Familien mit Hunden und kleinen Kindern. Während die Hunde zum Zeitvertreib

Wettrennen und Hürdenlauf machen, den Strand entlang und über die Badegäste hinweg, sind die Kleinen unentwegt damit beschäftigt, im Sand zu buddeln. Gemeinsam bewirken die rennenden Hunde und die buddelnden Kinder eine hektische Atmosphäre, eine Emsigkeit, der man sich schwer entziehen kann. Unbestritten, daß dort Erholung gesucht wird, höchst zweifelhaft aber, ob sie einer auch findet. Ihre Anziehungskraft auf kinderreiche Familien dürfte die Bucht von Calvi dem Umstand verdanken, daß der Nachwuchs hier beim besten Willen nicht ertrinken kann. Auch nach 50 Metern meerwärts Waten ist das Wasser noch immer höchstens knietief. Nicht nur lebensüberdrüssige Säuglinge haben unter diesen Bedingungen freilich keine Chance, sondern auch ältere Wasserratten werden sich an die Kneippkur erst gewöhnen müssen. Vom Wassertreten und Sonnenbaden erschöpft, wird man am frühen Nachmittag den nachdrängenden Badegästen weichen und den Rückzug antreten.

Höhepunkt für den Pauschalreisenden ist das Menü, welches ab 19.00 Uhr serviert wird - das »Balanea« kann nur mit Halbpension gebucht werden. Dazu der Prospekt von »Kaufhof-Reisen«: *»Aufenthaltsraum, Bar, ausgezeichnetes Restaurant mit Sonnenterasse (Blick auf die Hafenbucht) ...* « Der Prospekt lügt nicht, es existiert in der Tat eine Restaurantterrasse. Pensionäre allerdings dürfen nicht auf der Terrasse, sondern müssen im Speisesaal Platz nehmen. Der Neuankömmling, der die Landsleute im Urlaub sonst als lärmende, kumpelhafte Meute kennt, wird hier von eisigem Schweigen und betretenen Gesichtern empfangen. Bald wird er begreifen, wie die Hotelleitung es geschafft hat, die Gäste aus Deutschland, die sonst so gern das Personal duzen und mit ihm fraternisieren, hier einer strengen Disziplin zu unterwerfen. Es ist der eklatante Widerspruch zwischen dem Ritual des Menüs und den gereichten Speisen, der den Gästen buchstäblich die Sprache verschlägt. Zunächst tritt der Oberkellner an den Tisch und erkundigt sich nach den Wünschen. Zu wünschen, d. h. zu wählen gibt es freilich wenig, Vorspeise und Hauptmahlzeit stehen fest. Auch Leute, die sich sonst über keinen Mangel an Selbstwertgefühl beklagen können, beginnen nun, unsicher zu werden. Die Unsicherheit steigert sich zur Fassungslosigkeit, wenn die Vorspeise gereicht wird: eine einsame gefüllte Tomate, mutterseelenallein auf einem riesigen Teller, und nun soll sie mit dem Extra-Messer und der Extra-Gabel geschlachtet werden.

Frische Luft tut Not, man schiebt drei Runden durchs Städtchen und beschließt, sich irgendwo auf einen Schnaps niederzulassen, bevor man vom dauernden Kreisverkehr den Drehwurm kriegt und schwindlig zu Boden sinkt. Dann geht man zurück aufs Zimmer, wo wieder das Nachtleben beginnt.

Der Autor hat seine Eindrücke bei einem Urlaub im Juni '83 gesammelt. Sie erheben keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit

Konkret 05/84, S. 76

Hermann Peter Piwitt

Vor-Bilder, weiblich

Hermann P Piwitt stellt die Berliner Malerin Gisela Breitling vor

Frauenkörper, verwundet, verrenkt oder gewaltsam ausgestellt in architektonischen Landschaften zu Architektur oder Fels erstarrt, Torsi mit Ausblicken auf Altdorfersche 'Alexanderschlacht'-Zitate oder Industriegebiete mit Ölraffinerien, Silos, Fernsehtürmen, Kränen und Schornsteinen, aus denen Rauch explodiert.

Porträts, oft Selbstbildnisse in den alten dunklen Farben eines Lorenzo Lotto, eines Poussin, von einer solchen Ruhe des Ausdrucks, daß man sich dazustellen möchte, ins Bild hinein, um an ihrem furchtlosen Für-sich-Sein teilzuhaben.

Oder es wird in Allegorien und Traumbildern von heimgesuchten Frauen aus Mythologie und Geschichte erzählt. »Unbefleckte Empfängnis« heißt das Bild, auf dem die Heimgesuchte von einem kalten Gottesauge buchstäblich niedergemacht wird. Vom »Martyrium der Venus« berichtet ein anderes. Von Seneca Falls im Staate New York, wo Frauen 1848 die Menschenrechte der »Declaration of Rights« auch für ihr Geschlecht forderten. Von Olympe de Gouges, die dasselbe in der Französischen Nationalversammlung verlangte; 1793 wurde sie geköpft.

Vor sechs Jahren zeigte Gisela Breitling mir zum erstenmal Bilder von sich. Dazu eine Mappe mit fotografischen Reproduktionen von Gemälden von Frauen, auf die sie in Schlössern und Kirchen, beim Stöbern in den Beständen von Museen, manchmal rein zufällig, gestoßen war. Systematisch erkundet, archiviert oder gar in Kunstbänden zugänglich gemacht war damals noch kaum etwas von dem, was Frauen seit Hildegard von Bingen oder Sabina von Steinbach schufen. Und sie selbst, erzählt Gisela Breitling, sei 1973 allenfalls verwirrt gewesen, als sie in Pommersfelden plötzlich Artemisia Gentileschis »Susanna und die beiden Alten« entdeckt habe. Ein Tafelbild von einer Frau? An dieser Stelle? Und wieso nur dies eine? Erst später, als sie merkte, daß sie mit solchen Fragen nicht allein stand, habe sie sich damit an die Öffentlichkeit gewagt.

Damals, 1978, setzte ich mich hin und schrieb einen Artikel über Breitlings Arbeiten. Der zuständige Redakteur einer großen deutschen Tageszeitung, ein sonst eher gescheiter Mann, schickte ihn mir zurück mit der Bemerkung, da hätte ich wohl »für die Dame etwas über Gebühr Feuer gefangen! « Der Satz steht für den Zynismus einer ganzen Szene. Und daran ändert auch nichts, daß der, von dem er stammt, sonst eher quer zu ihr liegt: Verschworene Gemeinschaften von Galeristen, Sammlern, Künstlern und sammelnden Kritikern, immer auf Trab, den Kurswert eines Namens entweder zu halten oder so zu puschen, daß er auf der internationalen Bestenliste der »Happy Hundred« seine Notierung bekommt. Eine »Innovationskultur« wie auf dem Schokoriegel-Markt. Und als neuester Schnee von gestern die »Neuen Wilden« mit ihren Naturprodukten vom Fließband, Spanplattenkunst, mit eingebautem Verschleiß, um den Zahnarzt in Heide und den Apotheker aus Soest damit abzukochen.

Avantgarde? Sie ist heute nichts und niemandem mehr voraus; sie ist seit etwa dreißig Jahren der trostlose Ist-Zustand per ennis selbst, gegen den Kunst, sei sie nun von Männern oder von Frauen, sich durchzusetzen hat. Dieses Juste milieu ist neu. Uralt daran ist, anders als in der Literaturszene, seine unerschütterte patriarchalische Verfassung. »LUI« (12/83) über den Maler M.S.: »Seine Lieblingsbeschäftigung: Fressen, Saufen und seine Freundin Erika«, die ihm »als dralle Sechzehnjährige zugelaufen« sei. Der dröhnende Pykniker, vor seiner Staffelei, die eine Hand um die Brust einer Frau gelegt, in der andern das Weinglas: Wie eh und je sind die Köpfe von fossilen Vorbildern besetzt, Erzvätern wie Ernst Fuchs mit seinen acht Rolls Royces, neben denen Malerinnen so gut wie keine Chance haben, auch nur annähernd vergleichbare Aufmerksamkeit, öffentliche Kontur oder gar materielle Unabhängigkeit zu erringen. Warum?

Eine Antwort lautet: »Der Maler und sein Modell«. Gisela Breitling: Der weibliche Akt, nachdem er von Malern nicht länger mehr unter mythologischen Etiketten an den Mann gebracht zu werden brauchte, ist darum in der Folgezeit noch lange nicht bloß eine Frau ohne Kleider; er bedeutet fortan nur etwas anderes: Die große Hure, das leichte Mädchen, die ausgezogene Midinette, das Urweib, das Beutestück Frau. Und der erfolgreiche Zugriff des Künstlers darauf steht nach wie vor für den Zugriff auf Welt überhaupt, von dem der Bürger nur träumt; das aber intensiv. »Saufend, fressend« und über Frauen verfügend wie Lovis Corinth auf seinen Selbstbildnissen, so wünscht sich der Bürger den Künstler. Und die Frau? Sie hat - davon haben ihr malende Männer lange genug ein Bild gemacht - Platz in dieser Welt allenfalls als Modell, vielleicht als Muse noch. Wie soll er akzeptieren, wenn dieses Wesen nun plötzlich selbst malend auftritt? Und womöglich als jemand, der nicht nur schöpferisch sondern auch profund gebildet ist? Wie Gisela Breitling? Was soll er anfangen mit sowas? »Eine gebildete Malerin«? Wo doch gerade bei einer Frau alles »aus der Natur« zu kommen hat?

In ihrem Buch »Die Spur des Schiffes in den Wellen«* schildert Breitling - in dem ihr, auch im Gespräch, eigenen Tonfall scharfsinnig-amüsierter Traurigkeit - was einer widerfährt, die versucht, sich in einem solchen Milieu nonkomformistisch aufgemotzter Konventionen und Vorurteile zu behaupten. Und was andern widerfuhr, die es vor ihr versucht haben. Am

Schluß davon steht die Aufforderung zum Hausfriedensbruch. Andere Frauen propagieren anderes: Verweigerung. Durch »Reduktion« auf das »genuin Weibliche« hoffen sie die Welt zu gewinnen. Sie setzen auf »Innenräume, runde Formen, weiche Höhlen«, auf spontanen »körperbezogenen Ausdruck«. Sie hantieren mit Klebstoff, kaputten Puppen, Lappen und ähnlichen unbeständigen Materialien und verwerfen das Tafelbild als »männlich«. Verspielt, subjektiv, körperbewußt und sozial wünschen sich diese »Hüterinnen der Abfälle und Wühltische« (Marlies Gerhard) die weibliche Kreativität. Aber beschreiben sie damit nicht gerade wieder jene Rand- und Spezialgebiete, in denen der offizielle Kunstbetrieb Frauen eh schon immer gern inhaftiert gesehen hat? Und sitzen sie, mit Extraaustellungen für »Frauenkunst« (?), nicht am Ende genau wieder da, wo sie schon immer saßen, im »Vaterhaus der Kultur«, nämlich, in ihrem Eckchen, bei Objektarrangements und Performances, sprich: Handarbeit und Gymnastik?

Was stellt Breitling dagegen? Das Wissen zum Beispiel, daß das Tafelbild nicht von Haus aus männlich und daß Patchwork nicht weiblich ist, sondern historisch zu- bzw. abgesprochen wurde wie das Zinsnehmen den Juden und das Handwerk den Christen. Vor allem aber die Erkenntnis, daß - wie Lars Gustafson in einem Aufsatz über sie schreibt - »die Malerei eine einzige gewaltige Tradition von Technikern ist«, an der ein Künstler teilzuhaben hat, egal, ob er nun ein Mann ist oder eine Frau. Von Beethoven, von Mozart wissen wir, daß sie noch in der Zeit ihrer Reife mit Toccaten und Fugen sich rumplagten. Ihre wichtigsten Spätwerke sind Früchte dieser Plackerei mit jenem schon zu Lebzeiten Bachs »überfälligem alte Kram«. Nicht anders studierte Breitling Dürers Zeichnungen. Aber ihre Blätter sind nicht abhängig von Dürer; sie sagen nur, daß sie ihn kennen und lieben.

Eine anstrengende, entsagungsvolle Liebe, mithin. Denn der Betrieb hat's schließlich immer gern »reinentsprungen«, »elementar«, brandneu; und am liebsten alle Augenblicke die große Stunde Null, wenn »Raider« «Mars« alt aussehen läßt. Und so ist denn Breitlings »alter Stil« auch kaum populär. Fürs moderne Design will er nicht recht putzen. Und Sozialarbeiterinnen vermissen den »unmittelbaren Praxisbezug«. Für sie ist er gleichwohl ein Zuhause, ein letzter fester Ort. Und wahrhaftig kein gemütlicher; vermittelt doch seine Kühle, Fremdheit, ja Erfrorenheit auch etwas von den Frösten der Freiheit, die sie riskiert. Und wenn denn schon die Katatonie der letzte Versuch ist, Gewalt zu vermeiden, so hat er katatonische Qualität: Er ist die Form, in der die verfolgten und deformierten Körper auf ihren Bildern im Schmerz verstummen können, ohne ihre Würde zu verlieren.

Zu sich und zur Ruhe gekommen scheinen die Menschen in ihren neueren Arbeiten. Erzählt, phantasiert wird nun kaum noch, weder von Foltern noch von mythischen Zufluchten. Still, gesammelt, für sich, nicht selten vom Betrachter abgewendet, sitzt oder steht da einfach ein Mensch, umgeben von einem Licht, das nicht von draußen kommt und, gottlob, auch nicht von »tief innen«. George de la Tour? »Für mich ist er ein Zeitgenosse«, sagt Gisela Breitling.

---

* Gisela Breitling: Die Spur des Schiffes in den Wellen. Eine biographische Suche nach den Frauen in der Kunstgeschichte. Oberbaum Verlag, Berlin.

Konkret 05/84, S. 81

Wolfgang Pohrt

Stammesbewußtsein, Kulturnation

Kolumne

Als Günter Grass im Sommer 1980 mit dem Vorschlag an die Öffentlichkeit trat, die Deutschen sollten sich »mit Hilfe unseres nach wie vor vagen Kulturbegriffs« als Nation definieren, war es kein schlechter Witz, den Leuten zu raten, sich auf das zu stützen, was sie am allerwenigsten besitzen, aber in diesem Fall ein Witz mit Bart. Seit Menschengedenken nämlich stehen deutsche Dichter vor dem Problem, die nationale Einheit haben zu wollen, aber sie nicht kriegen zu können, und wenn die Folgen der Einheit nicht immer so fürchterlich wären, würde man ihnen das Spielzeug gern geben mögen, nur damit sie endlich das Thema wechseln.

Vor rund 170 Jahren sah sich die erste kulturnationale Bewegung mit der »Heidelberger Romatik« um Achim von Arnim im Hintergrund mit der Schwierigkeit konfrontiert, nationale Einheit nur auf dem Wege der Revolution gegen die Fürstenherrschaft herstellen zu können, was sich von selbst verbot. Man kam deshalb auf die Idee, die angestrebte nationale Einheit auf dem risikoärmeren Weg des Umdenkens herbeizuführen. Deutschland war demnach mangels staatlicher Einheit zwar keine Nation, dafür aber was Besseres, nämlich Kulturnation. Statt politischer Einheit besaß das Kollektiv eine kulturelle, die durch gemeinsame Sprache, Dichtung und Geschichte verbürgt war.

Die Dichter, die sich nun auf der Suche nach der deutschen Einheit forschend dem Mittelalter und den Märchen zuwenden mußten, hatten dabei freilich eine kleine Differenz, nämlich die zwischen Kult und Kultur, übersehen. Wenn umhervagabundierende Sippen und Clans ihre Zugehörigkeit zum gleichen Stammesverband erkennen wollen, brauchen sie einen gemeinsamen, einheitlichen Kult, denn sie haben keine andere Beziehung zueinander als die Gleichartigkeit der Kostüme, Mythen, Marotten, Sitten und Bräuche. Entsprechend streng wird auf deren Einhaltung geachtet, die tradierte Form ist Gebot. Im Unterschied dazu besteht die bürgerliche Gesellschaft nicht aus autarken Verbänden, die sich einmal im Jahr treffen, um aus Anlaß der Sonnenwendfeier gemeinsam den Mond anzubellen. Sondern die Arbeitsteilung stiftet fortwährende materielle Abhängigkeit der Einzelnen voneinander, der Tauschverkehr und der Markt erzwingen kontinuierlichen Kontakt miteinander, und das Gemeinsame, was alle verbindet, trägt jeder im Portemonnaie. Von der Aufgabe entbunden, die Einheit des Gemeinwesens durch Uniformierung der Einzelnen herstellen zu müssen, kann sich der Kult deshalb in der bürgerlichen Gesellschaft aus sakralen Formen und traditioneller Erstarrung lösen. Emanzipiert von staatserhaltenden Pflichten erst entwickelt sich der Kult zur Kultur, zur Sphäre individueller Entfaltung, zur Sphäre der Freiheit von äußeren Vorschriften und vereinheitlichenden Zwängen, in der Regeln nur den Zweck haben, von der nächsten Avantgarde umgestoßen werden zu können. Wird nun der Kultur wieder die Last aufgebürdet, die Einheit von Nation, Volk oder was immer gewährleisten zu sollen, so muß die Kultur selbst erst wieder zwangshaft vereinheitlicht werden - keine Kulturnation ohne Reichskulturkammer -, was nichts anderes als deren Rückbildung zum Kult bedeutet. So war das Kulturnationaufbauprojekt gleichzeitig ein Kulturabschaffungsprogramm, und seit das Projekt läuft, seit mindestens 170 Jahren also, neigt man in Deutschland dazu, ins Stammesbewußtsein zurückzufallen - eine Neigung, die nicht unbemerkt geblieben ist. Dem Ausländer, schrieb Walter Benjamin 1928, erschienen die Deutschen »nicht minder fremdartig als ein exotischer Volksschlag«, oft käme es ihm vor, als hätte er es mit »Hottentotten in den Deutschen zu tun (wie man dies sehr richtig genannt hat)«. »Eine Rasse sind wir nicht«, betonte Hitler, »eine Rasse müssen wir erst werden.«

Der von Grass propagierte Rückgriff auf vorbürgerliche Formen des Bewußtseins von Zusammengehörigkeit lag zwar in Deutschland ohnehin nahe, weil hier keine Nation entstanden ist, die sich als Geltungsbereich der erkämpften Menschen- und Bürgerrechte versteht, nicht als überregionaler Gesangsverein oder Lesezirkel, wie man den Begriff Kulturnation wohl interpretieren muß. Zur Leidenschaft aber steigerte sich die schlechte Neigung unter dem Eindruck der aus der Kolonialgeschichte zu ziehenden Lehre, daß der Rückfall ins Stammes- oder gar Rassenbewußtsein unter Umständen gleichzeitig einen Machtzuwachs bedeuten kann. Den ersten Nachweis für diese Möglichkeit hatten die Buren erbracht, eine Splittergruppe holländischer Siedler in Südafrika, welche rasch die Lebensform der Eingeborenen übernahm, wie diese zu einem in Familienclans zersplitterten nomadisierenden Jäger- und Hirtenvolk wurde, also verwilderte oder »verkafferte«, »verburte«, wie man es damals nannte. In der Konkurrenz gegen die Eingeborenen auf deren Terrain, gewissermaßen als weißer Stamm unter schwarzen, konnten die Buren ihre Überlegenheit erst zur schrankenlosen, an keine Regeln und Gesetze gebundenen Unterdrückung der Schwarzen nutzen. Statt selber Landwirtschaft, Handwerk und Gewerbe aufzubauen, nahmen sie sich unmittelbar mit Gewalt von den schwarzen Stämmen, was sie brauchten, verhielten sich also selbst wie ein Stamm, ausgestattet freilich mit den Machtmitteln der Zivilisation. Die Buren übten also über die Kapkolonie eine Herrschaft aus, die in Europa zu errichten den Nazis mißlingen sollte, und dieses gemeinsame Interesse ist der tiefere Grund für die unverbrüchliche deutsch-südafrikanische Freundschaft.

Der Preis für den unermeßlichen Machtzuwachs freilich, den eine Nation durch ihre Mutation zur Herrenrasse gewinnt, besteht darin, daß sie sich selbst, um über andere Rassen herrschen zu können, in eine Rasse zurückbilden muß, wie Hitler dies ganz richtig gesehen hat. Diesen Preis haben in abgestufter Höhe alle Imperialisten gezahlt, als sie im letzten Drittel

des 19. Jahrhunderts ins Innere des schwarzen Erdteils vorstießen. Denn dort trafen sie auf eine Bevölkerung, die der Vorstellung von Rasse sehr nahe kam: Produkt einer 200 Jahre dauernden Menschenjagd (Beute: ca. 40 Millionen), in deren Verlauf Europäer wechselnder Nationalität alle entwickelten afrikanischen Zivilisationen zerstört und die einheimische Bevölkerung auf die Lebensform scheuer, wilder, barbarischer Stämme zurückgeworfen hatten - in der Primitivität, welche die Europäer bestaunen, bewundern sie in der Regel nicht die unverbildete Natur, sondern ihren eigenen Beitrag zur Geschichte ferner Länder. Schon früh tauchte deshalb, etwa bei Kautsky oder den englischen Liberalen, die Befürchtung auf, die Europäer würden bei der Ausbeutung der Wilden selbst verwildern. Es blieb ihnen aus Gründen der Logik auch gar keine andere Wahl: gegen den Kult gesetzt, wird die eigene Kultur zum überlegenen Kult; gegen die Schwarzen gesetzt, werden die Europäer zur Herrenrasse, zum Weißen Mann. Rudyard Kipling, Sänger des britischen Imperialismus, beschreibt ein Prachtexemplar dieser Sorte, Cecil Rhodes, Kulturnation gewissermaßen in einer Person: »Er konnte sich so wenig ausdrücken wie ein fünfzehnjähriger Schuljunge. Jameson und er verkehrten durch Telepathie, wie ich später bemerkte.«

Die Deutschen, schreibt Marx irgendwo, haben allen Unsinn der europäischen Entwicklung mitgemacht, ohne an deren Errungenschaften teilzuhaben. Der Rückgriff auf vorbürgerliche Formen des Zusammengehörigkeitsgefühls, die Selbsteinschätzung als Kulturvolk, Kulturnation oder überlegene Rasse hat anderen immerhin riesigen Reichtum eingebracht, den Deutschen nur Blödheit, und so war es auch diesmal. Gebietsgewinne als Folge von Grassens Initiative sind weder zu verzeichnen noch in Sicht, aber dafür las man zwei Jahre später, im März 1982, auf der Titelseite der «Zeit« eine Betrachtung über den gerade aufgeflogenen Chopper-Schwindel: »Es ist eine neue Sehnsucht nach dem Geheimnisvollen, nach dem Unerklärten und Unerklärbaren, die uns geduldig macht ... Die Wildnis ist in uns selbst. Es nützt und erfreut, sie kennenzulernen. Es gibt, wie Hamlet sagt, mehr Dinge auf Erden, als unsere Schulweisheit sich träumt.«

Unter anderem die deutsche Kulturnation, die, wie man sieht, auf dem besten Wege ist, ihr neues Stammesbewußtsein herauszubilden.

Konkret 05/84, S. 82

Till Schulz

Kultur & Imperialismus

Die internationale Afrika-Konferenz in Berlin 1884/85 war ein Triumph des europäischen Imperialismus und gleichzeitig der Beginn seines Niedergangs, denn die Legalisierung von Raub, Plünderung und militärischer Unterwerfung in Afrika sollte alsbald auch in Europa die Sitten verderben. Zweck jener Zusammenkunft war die Verteilung der Beute Der nächste Anlaß, der die imperialistischen Staaten Europas zusammenführte, war 30 Jahre später der Krieg gegeneinander - gewissermaßen die Fortsetzung der Afrika-Konferenz mit anderen Mitteln. Die Voraussetzung dieses Krieges, die Verwilderung Europas als Folge seiner Kolonialherrschaft, ist nirgends deutlicher geworden als im Kongo. Keiner hat sie eindringlicher und genauer beschrieben als Joseph Conrad. Ihn und sein Werk portraitiert Till Schulz

»Die Eroberung der Welt«, sagt Joseph Conrads Kapitän Marlow in »Herz der Finsternis«, »die im wesentlichen darauf hinausläuft, daß man sie denen wegnimmt, die eine andere Hautfarbe oder etwas plattere Nasen haben als wir, ist, genau besehen, nichts Erfreuliches. «

Solche Eindeutigkeit und Klarheit, Formulierungen von solcher lakonischen Nüchternheit und Präzision, haben Conrad den Ruf eingetragen, seine Werke seien »dämonisch«, wie Thomas Mann 1926 in einer wohlwollenden Einleitung zum »Geheimagenten« meinte. Bis heute ist der Pole, der seine Erzählungen und Romane in formvollendetem Englisch schrieb, im deutschen Literaturbetrieb ein Fremder geblieben, aus dessen Unbekanntheit allenfalls zum Irrationalismus konvertierende Intellektuelle wie Karl-Heinz Bohrer oder Jürgen Manthey gelegentlich Kapital zu schlagen versuchen, indem sie ihn für ihre eigenen verquasten Gesamtkunstwerke aus magerer Theorie und fetter Sprache reklamieren.

Conrads Erzählungen und Romane spielen an der kolonisierten Peripherie des europäischen Imperialismus vor der Jahrhundertwende, im malaiischen Archipel, im Kongo, irgendwo auf hoher See. Ihre Faszination verdanken sie nicht nur dem Gegenstand: Exotische Themen und Seeabenteuer beschreiben auch andere Autoren, freilich ohne je die dramatische Qualität oder gar die sprachliche Präzision der Bücher Conrads zu erreichen. Was sein Werk von dem anderer Schriftsteller unterscheidet, ist die besondere Konstellation, in die hier individuelle Erfahrung, schriftstellerische Begabung und gesellschaftliche Erkenntnis getreten sind. Aus der Wechselwirkung dieser drei Momente, seiner Biographie, seinem literarischen Talent und seiner moralischen wie ästhetischen Radikalität, die nicht voneinander zu trennen sind, entsteht die fesselnde Originalität seines Werkes.

Für die Erfahrungen, die sie ausmachen, hat er freilich bezahlen müssen: Der Seemannsberuf ruinierte seine körperliche Gesundheit, seine letzte Reise, die nach Afrika, auch seine psychische; das Schreiben brachte ihm nicht nur Anerkennung, sondern vor allem auch dauernden Geldmangel und Schulden ein; seine Aufrichtigkeit machte ihn vielen Zeitgenossen verhaßt. Eben darin, daß sie nicht nur Literatur sind, sondern historische Wahrheit, ist die literarische Qualität der Bücher von Joseph Korzeniowski zu suchen, der ein britisches Kapitänspatent besaß und sich später Joseph Conrad nannte.

Die Psychologie seiner Figuren hat wenig mit Mythen und Mystik zu tun, dafür umso mehr mit einer heranziehenden Krise, die Rosa Luxemburg später analysiert hat: »Das Kennzeichen des Imperialismus als des letzten Konkurrenzkampfes um die kapitalistische Weltherrschaft ist nicht bloß die besondere Energie und Allseitigkeit der Expansion, sondern - dies ist das spezielle - das Zurückschlagen des Entscheidungskampfes um die Expansion aus den Gebieten, die ihr Objekt darstellen, in ihre Ursprungsländer. Der Imperialismus führt damit die Katastrophe als Daseinsform aus der Peripherie der kapitalistischen Entwicklung nach ihrem Ausgangspunkt zurück. Nachdem die Expansion des Kapitals vier Jahrhunderte lang die Existenz und die Kultur aller nicht kapitalistischen Völker in Asien, Afrika, Amerika und Australien unaufhörlich Konvulsionen und dem massenhaften Untergang preisgegeben hatte, stürzt sie jetzt die Kulturvölker Europas selbst in eine Serie von Katastrophen, deren Schlußergebnis nur der Untergang der Kultur oder der Übergang zur sozialistischen Produktionsweise sein kann.«

Diese Rückbildung der europäischen Zivilisation in die von ihr freilich nie wirklich überwundene Barbarei ist das Thema Conrads. Der Schauplatz dieser Rückbildung ist hier vorläufig noch die Einsamkeit einer fremden Dschungelwelt, in welcher der Europäer seine Identität verliert - oder seine wahre Identität erst herauskehrt. Alle Erscheinungen der Depersonalisierung, des Wahns und der Regression, die etwa bei Kafka und Beckett für Europa, für die Metropolen beschrieben worden sind, treten vorher bei Conrad auf. Hier erfährt das erobernde europäische Subjekt sein Scheitern. Gerade weil Conrad ein realistischer Schriftsteller war, weil er die Realität des ausgehenden 19. Jahrhunderts im Zeitalter des Hochimperialismus exakt beschreibt, wirkt vieles in seinem Werk absurd und zufällig.

Ein Absurdum besonderer Art war die Kongo-Kolonie: Ein Hoheitsgebiet im Privatbesitz der »Société Anonyme Belge pour le Commerce du Haut-Congo« mit König Leopold II. als Haupteigentümer. Die Internationale Westafrikakonferenz 1884, an der alle europäischen Groß- und Kolonialmächte sowie die USA teilnahmen, legalisierte diese Konstruktion, welche Exzesse der Kolonialherrschaft insofern begünstigte, als sie überhaupt keiner Kontrolle durch die Behörden und Institutionen des Mutterlandes unterworfen war.

Die detaillierteste, fesselndste und nüchternste Beschreibung der Zustände während der ersten Entwicklungsphase dieses Staates; das präzise Bild der Psyche und des Charakters des Weißen Mannes, der den unaufhaltsamen Vormarsch des Fortschritts, der Zivilisation, über die Leichen der Eingeborenen hinweg vorantreibt - beides verdanken wir Conrad.

Im Juni 1889 kehrte er nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Südostasien nach London zurück, wo er sich um ein neues Kommando bemühen wollte. Conrad ließ sich von einem ihm bekannten Schiffsmakler einen Empfehlungsbrief an den Direktor der »Société Anonyme Belge« (SAB) ausstellen, der sozusagen nebenberuflich als Adjutant König Leopold II. fungierte.

Nach acht Monaten Wartezeit erhält er plötzlich seine Bestallung durch die SAB. In einem Brief an seinen Cousin schreibt er dazu:

»Soweit ich aus meiner Dienstanweisung ersehen kann, bin ich für das Kommando auf einem Dampfboot bestimmt worden, das zu M. Delcommunes Forschungsgesellschaft gehört.«

Die Forschungsgesellschaft, die Conrad begleiten soll, entdeckt auf ihrer Expedition in Katanga riesige Kupfererzvorkommen, um derentwillen die Minengesellschaft siebzig Jahre später Krieg führen wird. In dem Roman »Herz der Finsternis« schildert Conrad die Umstände dieser Entdeckungsreise.

Schon bei der Überfahrt auf einem französischen Postdampfer bekommt Kapitän Marlow, Conrads Erzähler, einen ersten Eindruck von dem, was ihn erwartet:

»Einmal, ich erinnere mich, begegneten wir einem Kriegsschiff, das vor der Küste ankerte. In der leeren Unermeßlichkeit von Erde, Himmel und Wasser feuerte es sinnlos in einen Kontinent. Wums - eines der Sechs-Zoll-Geschütze krachte; eine kleine Stichflamme schoß aus der Mündung und erlosch; ein weißes Rauchwölkchen verzog sich; ein winziges Geschoß verursachte ein leise jaulendes Geräusch - und nichts geschah. Nichts konnte geschehen. Dem Beginnen haftete eine Spur von Irrsinn, dem Anblick eine jämmerliche Komik an, die auch jener gute Mann an Bord nicht zu zerstreuen vermochte, der mir ernstlich versicherte, dort, irgendwo außer Sichtweite, befinde sich verborgen ein Lager der Eingeborenen - er nannte sie Feinde!«

Nach einem Monat erreicht das Postschiff endlich die Kongomündung, Marlow steigt auf einen kleineren Flußdampfer um, der ihn zu der Handelsstation der Gesellschaft im Landesinneren befördert. Die Niederlassung ist auf einer Anhöhe gelegen, er steigt den steilen Pfad empor.

»Ein leises Klirren hinter mir ließ mich den Kopf wenden. Sechs Schwarze mühten sich in einer Reihe den Berg herauf. Sie schritten aufrecht und langsam einher, balancierten kleine Körbe voll Erde auf den Köpfen, und das Klirren hielt Takt mit ihrem Schritt. Schwarze Lappen waren um ihre Lenden gewickelt, und die hinteren Zipfel bewegten sich wie wackelnde Schwänze. Ich konnte alle ihre Rippen zählen; die Gelenke ihrer Gliedmaßen waren wie Knoten in einem Seil,- jeder hatte einen eisernen Ring um den Hals, und sie waren alle durch eine Kette miteinander verbunden, die zwischen ihnen, rhythmisch klirrend, hin und her schwang. «

Unter den Bäumen zwischen den Baracken der Station kauern die sterbenden Schwarzen - sie sterben langsam.

Marlow erfährt, daß der Flußdampfer, den er kommandieren soll, schwer havariert zweihundert Meilen flußaufwärts, in Nähe der Zentralstation, vor sich hinrostet. Er macht sich mit dreißig Trägern auf den Weg und beginnt mit den Reparaturarbeiten. In der Zentralstation kommt die Rede immer wieder auf Herrn Kurtz. Er erkundigt sich bei einem der Angestellten.

»'Sagen Sie mir bitte', ersuchte ich ihn, 'wer ist dieser Herr Kurtz?' Er schwieg eine Weile. 'Es ist ein Wunder, sagte er schließlich. 'Er ist ein Gesandter der Barmherzigkeit und der Wissenschaft und des Fortschritts und, weiß der Teufel, von was sonst noch allem. Zur Durchführung der guten Sache' begann er plötzlich zu deklamieren, 'die uns gewissermaßen von Europa übertragen wurde, bedarf es höherer Einsicht, weitreichender Sympathie und großer Zielstrebigkeit. '«

Schließlich trifft die angekündigte Expedition in der Zentralstation ein. Marlow, der von seinen idealistischen Knabenträumen kurierte Conrad, sieht sie ohne Illusionen.

»Diese beflissene Schar nannte sich Eldorado-Entdecker-Expedition; und ich glaube, sie hatten Verschwiegenheit gelobt. Ihre Redeweise jedoch war die gemeiner Freibeuter; sie war dreist, ohne tapfer, gierig, ohne verwegen und grausam, ohne mutig zu sein; in der ganzen Rotte war kein Deut Umsicht oder ernster Planung zu finden; und daß es dieser Dinge zur Arbeit in der Welt bedurfte, dessen schienen sie sich gar nicht bewußt zu sein. Den Eingeweiden des Landes Schätze zu entreißen, das war ihr Verlangen, und dabei schienen diese Menschen von keiner hochsinnigeren Absicht geleitet zu werden, als Banditen, beim Aufbrechen eines Geldschranks.«

Man beschließt, mit Hilfe des wieder flottgemachten Dampfers die innere Station aufzusuchen. Während der Fahrt veranstalten die Pilger des Fortschritts mit ihren Winchesterkarabinern Schießübungen auf die Eingeborenen. Kurtz, der

sich als Gottheit verehren läßt, wird aufgefunden, ebenso ein riesiges Elfenbeinlager. Kurtz ist todkrank. Marlow entdeckt den Grund, dem Kurtz seinen ökonomischen Erfolg zu verdanken hatte. Das Elfenbein ist zum größten Teil fossil, die Eingeborenen hatten es eingegraben. Kurtz nahm Geiseln und erzwang so die Herausgabe der Stoßzähne. Mit der Zeit wurden seine Aktionen immer willkürlicher, die Morde immer häufiger, seine Pläne immer pathologischer, den Eingeborenen erscheint er als Gott und Teufel zugleich. Der Wahnsinnige hatte ein Schriftstück verfaßt, eine Flugschrift, wie er es nannte. Auf der Rückreise vertraut er sie Marlow an, er weiß, daß er sterben wird.

»Es war ein prachtvolles Schriftstück... Da gab es keine praktischen Hinweise, die den Zauberfluß der Rede unterbrochen hätten, wenn nicht eine Art Fußnote auf der letzten Seite, die offensichtlich viel später und mit unsicherer Hand hingekritzelt worden war, als methodische Anleitung betrachtet werden kann., Sie war sehr einfach, und am Ende dieses bewegenden Appells an alle uneigennützigen Gefühle flammte sie einem entgegen, strahlend und erschreckend - wie ein Blitz aus heiterem Himmel: 'Rottet all diese Bestien aus!«

Das Resümee seines Kongoaufenthaltes legte Conrad dem Wahnsinnigen im Augenblick des Todes in den Mund.

»Ich sah auf diesem Elfenbeingesicht den Ausdruck düsteren Stolzes, unbarmherziger Gewalt, feigen Entsetzens - durchdringender und hoffnungsloser Verzweiflung... Flüsternd schrie er einem Bild, einer Vision zu - zweimal schrie er, ein Schrei der nicht viel mehr als ein Hauch: 'Das Grauen! Das Grauen!'«

Conrad, der 1891 krank nach London zurückkehrte, veröffentlichte seine Erzählung »Herz der Finsternis« erst im Jahre 1898. Über Kurtz schrieb er einige Jahre später in einem Brief, er habe sich große Mühe gegeben, aus ihm einen Kosmopoliten zu machen, denn alle Europäer hätten zur Erschaffung von Kurtz beigetragen. Der Größenwahn Cecil Rhodes, der Großbritannien in den -Burenkrieg stürzte; der Sadismus des Major Barttelots, der hunderte seiner Opfer zu Tode peitschte, die Exzesse Carl Peters, der die Schwarzen am liebsten mit einem Strick um den Hals am Baum hängen sah - das ganze Heer weißer Sadisten, Verbrecher, Folterer, Betrüger, Schinder war hier Vorbild. Man war in Europa geneigt, die Greuel, die zu dieser Zeit auch hier bekannt wurden, den exotischen Umständen, dem ungewohnten Klima, der Dummheit und Aufsässigkeit der Eingeborenen zuzuschreiben; das Prinzip selbst, als dessen Inbegriff die Zivilisation verstanden wurde, stellte kaum einer in Frage. Doch das, was gewöhnlich als Betriebsunfall an der Peripherie gedeutet wurde, sollte alsbald die Metro polen selbst heimsuchen und ihre politische, moralische, ja historische Auflösung betreiben.

Und der Kongo? Nachdem man einige Scheingesellschaften gegründet hatte, waren alle Konzessionen in belgischer Hand vereint, und man ging daran, das Monopol strikt zu nutzen. Den Eingeborenen wurde per Dekret untersagt, sich Lebensmittel oder Holz zu beschaffen, denn aller Boden gehörte jetzt dem Staat, der ihn an die SAB und deren Tarngesellschaften verpachtete. Danach erklärte man alle erwachsenen Einwohner, wie sich das für einen richtigen Staat gehört, für steuerpflichtig. Und da von den Eingeborenen niemand genügend Geld hatte, um die Steuern zu bezahlen, durften sie bei der Gesellschaft ihre Schulden abarbeiten. Bis der Kongo 1908 aus dem Privatbesitz seiner Majestät in den Besitz des belgischen Staates überging, waren die Verdienstspannen der Kongogesellschaft besser als die vergleichbarer Unternehmen, nebenbei hatte sich die Bevölkerung um die Hälfte reduziert. Die Weißen haben im Kongo Hunderttausende umgebracht, die mittelbaren Opfer des Zwangsarbeitssystems gehen in die Millionen.

Die Kolonialisation des Kongo sei nicht typisch gewesen wird häufig eingewandt. Das is; nicht das Entscheidende. Das Grauen, das von den Metropolen ausging, ist als Krieg, Konzentrationslager, Folter wieder zurückkehrt. Und in den Ländern der Dritten Welt, in denen man die Menschen zum Material machte, ihnen Besitz, Würde, Identität und das Leben raubte, vergaß man das alles nicht so rasch wie hier. Die Radikalität der Revolutionäre der Dritten Welt, der Haß, mit dem was an die westliche Zivilisation erinnert, verworfen wird, hat diesen Grund.

Konkret 05/84, S. 84

Mike Schwarz

Abendland und Kulturmission

Europäische und speziell deutsche Linke erinnern gern daran, daß die Vorfahren der Amerikaner die Indianer umgebracht haben. Dabei wird stets übersehen, daß keine Amerikaner, sondern Europäer, aus Europa kommende Siedler, die Täter waren. Auch sonst scheint der Beitrag Europas zur Weltgeschichte weitgehend in Vergessenheit geraten zu sein. Nur kurzes Gedächtnis kann die Popularität der Forderung erklären, Europa solle sich lösen aus der Vorherrschaft der Blöcke und zu einer dritten Kraft neben ihnen werden - eine Forderung, die mit unterschiedlicher Akzentuierung von Franz Josef Strauß wie von Peter Glotz, von Manes Sperber wie von Teilen der Friedensbewegung erhoben wurde.

Seit der Vervollständigung des Systems rivalisierender Mächte durch die deutsche Reichsgründung war die Geschichte Europas die seines Ringens um Frieden und Einigung. Im Falle des Mißlingens, wenn das Syndikat zerbrach, wenn der Bandenkrieg lostobte, wenn Europäer verschiedener Nationalität einander haufenweise totschossen, war das ein Segen für den Rest der Menschheit. In diesem Sinn waren 50 Millionen tote Europäer der Preis für die Befreiung rund einer Milliarde Schwarzer und Gelber: Die Entkolonialisierung nach 1945 war eine unmittelbare Folge der Schwächung Europas durch den Zweiten Weltkrieg. Im Falle des Gelingens aber, wenn die Kumpane ihre Habgier bezähmen und sich auf Quoten bei der Beutezuteilung einigen konnten, wenn das politische Kartell der Staaten Europas vereint losschlug, war das ein Fluch für die Welt.

Das erste erfolgreiche EG-Gipfeltreffen hatte vor 100 Jahren in Berlin stattgefunden, unter dem Namen »Internationale Afrikakonferenz«, auch als »Kongo-Konferenz« bekannt. Damals wurden die Grenzen gezogen, die noch heute gültig sind. Afrika war erobert worden, nun wurde es verteilt.

Die Eroberung des schwarzen Kontinents durch die imperialistischen Mächte. die um 1870 begann, hat eine längere Vorgeschichte. Bevor die Europäer sich nämlich zu Imperialisten mausern konnten, waren sie den Afrikanern 200 Jahre lang als gewöhnliche Räuber und Banditen entgegengetreten. Man holte sich die Produkte, nach denen die Küstenabschnitte am Atlantik benannt sind: Gold, Pfeffer, Elfenbein. Wichtiger aber war der Sklavenhandel, eine andere Bezeichnung für Menschenraub.

Das Motiv für den Menschenraub in Afrika war darin zu suchen, daß die Europäer in anderen Teilen der Welt schon eine Zwischenstufe bei ihrem Aufstieg von Banditen zu Imperialisten erklommen hatten. In Westindien und Brasilien waren sie Kolonialherren geworden. Mit dem Segen des Papstes, der die Besitzansprüche zwischen Spanien und Portugal geregelt hatte, wollten die Conquistadores häuslich werden und ein gottgefälliges Leben nach der Devise »bete und laß andere für Dich arbeiten« führen, aber die Indianer spielten ihnen einen Streich. Bei der Plantagenarbeit im Flachland unter tropischem Klima hätten sie ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts verdienen können, aber stattdessen starben sie einfach, sie waren an höhergelegene Regionen gewöhnt, und die Luftveränderung machte ihnen zu schaffen. Gesucht wurde also ein Menschenschlag, der unter mörderischem Klima nicht nur leben, sondern auch noch schuften konnte. Das Pech der afrikanischen Schwarzen war, daß sie genau diese Bedingungen erfüllten. Ihre Zähigkeit, eine Gabe der Natur, für die sie nichts konnten, war ihnen zum Verhängnis geworden, womit wieder bewiesen ist, daß der geschichtliche Selektiortsmechanismus keineswegs den Stärkeren begünstigt.

Fortan, zwischen 1650 und 1850, wurden in Afrika rund 40 Millionen Menschen gefangen, die Hälfte davon erreichte lebend ihre Bestimmungsorte. Dabei beschränkte sich die Rolle der Europäer wechselnder Nationalität darauf, die Küstenstämme zur Menschenjagd abzurichten, denn selber konnten sie sich ins Landesinnere nicht trauen. Erreicht wurde das Lernziel teils mit Erpressung und Geiselnahme - Zehn Schwarze vom fremden Stamm gegen einen von Deinem, der vielleicht Dein Vater oder Sohn ist -, teils mit den üblichen Lockungen: Glasperlen, buntes Tuch, Kupferdraht und natürlich Werkzeug, nämlich Gewehre. Eine 200 Jahre dauernde, von den Europäern inszenierte Menschenjagd hatte unter den Afrikanern Sitten einreißen lassen, die dann nicht mal die schlechteste Rechtfertigung waren für die vorgeschützte Absicht der Imperialisten, den Wilden die Zivilisation zu bringen. Wer den Wilden die Zivilisation bringen wollte, mußte fähig sein, ins Innere des schwarzen Erdteils vorzudringen, der auf der Landkarte noch weitgehend ein weißer Fleck war. Die Missionare, die einen Pakt mit dem Allmächtigen geschlossen hatten, konnten furchtlos vorantrotten und dabei »näher, mein Gott, zu Dir« murmeln. Die anderen aber empfanden bei dem Spruch keinen Trost, eher Angst, der liebe Gott könne das wörtlich nehmen und die Bitte zu schnell erfüllen. Sie brauchten eine Philologie, die 40 Bantu-Dialekte entwirren konnte, tüchtige Kartographen, Präzisionsgewehre und Chinin. Die Zivilisation selbst war es, welche die Europäer in die Lage versetzte, jenem vornehmen Ziel nachzustreben, welches die Association de Géographes, die spätere Internationale Africaine, die noch spätere Association d´Etudes du Haut-Congo in ihren Statuten verankert hatte, dem Ziel, »entlang den Flüssen zivilisierte Niederlassungen zu gründen, friedlich (!) das Land zu erobern, es in eine neue Form und damit in Harmonie zu den modernen Ideen zu bringen, Staaten herauszubilden, in deren Schutz der weiße Kaufmann mit dem

Schwarzen, dem afrikanischen Kaufmann, zusammenarbeiten könne, und wo für alle Zeiten der Mord und der Sklavenhandel verbannt sein würde«. Ein Meisterstück abendländischer Politik: einen Kontinent verwüsten, um dann im Vorwand, ihn retten zu müssen, die Legitimation für weitere Untaten zu besitzen.

Konkret 05/84, S. 86

Diedrich Diederichsen

Tugendterror

Über Horrorvideo

Der Konsens der Demokraten - das große Ding von 77? Remember? - hat wieder zugeschlagen. Das neueste Opfer: Sex und Horror auf Video.

Die ARD hatte, wie es sich gehört, die ungeschrieben gesetzlich vorgeschriebenen sieben biblischen Jahre gewartet bis sie den ersten Punk offiziell eines ihrer Produkte repräsentieren ließ: die hoffnungslos anachronistische maulige Figur sollte an einem Werktag direkt nach der »Tagesschau« die jugendliche Zuschauerklientel für die folgende Talk-Mumble-Grumble-Live-Show »Klons« interessieren, die für die ARD neue Dimensionen von Jugendlichkeit erschließen sollte. Moderieren tat eine mehrfach gescheiterte, mäßig originelle Sängerin namens Miko.

Das brisante Thema der letzten halben Stunde waren diese »neuen« Videohorrorfilme, die die besagte Allparteienkoalition im Bundestag wie im Feuilleton so verdächtig eilig ist, zu vernichten. Miko hatte aber nicht nur Experten (i.e. Leute, die sagen können, daß unter Umständen bei »nicht gefestigten« Personen das Anschauen von Meisterwerken wie »Texas Chain Saw Massacre« - ein wirklich großartiger Film - Nachahmungsgelüste freisetzen könnte. Dagegen ist gesichert, daß allein die Vorstellung einer Proust-Verfilmung durch Volker Schlöndorff, alleine die Vorstellung, bei einer gefestigten Persönlichkeit wie mir, massive Massenvernichtungsphantasien auslöst. Was ist also wirklich gefährlich?) eingeladen, sondern auch, wie man heute sagt, »Betroffene«, Opfer also. Einerseits bedauernswerte, andererseits höchst verantwortungslose Mitmenschen, die sich freiwillig, ja mit Genuß, diesem, wie doch nun allgemein übereinstimmend festgelegt, gefährlichen Unsinn aussetzen. Ohne sich zu schämen. Diesen Leuten sollte es an jenem Abend an den Kragen gehen. Das Gesocks mußte weg. Vollständige exemplarische Vernichtung der Schweine-Video-Konsumenten coram publico. Laßt es euch ein abschreckendes Beispiel sein: So ergeht es allen Horrorfilmbegeisterten!

Die harmlosen Jungens, die wie alle Jugendlichen, die in den Siebzigern eingeschult wurden, gelernt hatten, daß man sich zu seinen Neigungen, welcher Art auch immer, wie es heute heißt, »freimütig bekennen« solle. (Sonst Frust, Magengeschwüre. Das liberale Beichtsystem: entweder gestehen, beichten oder es winkt als Strafe Magenkrebs und lebenslanges Unglück!), hielten mit Ihrer Begeisterung, gerade für die richtig harten Menschenfresser-, Motorsägen- und Hackebeil-Epen, nicht hinterm Berg. Sie taten auch nicht dicke damit. Sie konstatierten einfach, daß sie das Zeug gerne sehen und dafür durchaus auch bereit seien, die eine oder andere Jugendschutzbestimmung zu umgehen. Diese Burschen, die von Provokation und Radikalität so weit entfernt aussahen wie your average Filialleiter in spe, lösten einen giftigen, keifenden Proteststurm, ein Geschimpfe aus, live auf dem Bildschirm zur besten Sendezeit, das angsteinflößender war als alles, was ein Zombie je an Schrecken verbreiten konnte. Es war vollfascho.

Eine SPD-Frauenfrau empörte sich über »Tom und Jerry« in quäkenden, peinigenden Tönen, und die Moderatorin mit Sängerinnen-Ambitionen beschimpfte Ihre Gäste als »krank«. Und sagte dieses »krank« mit dem ganzen Ressentiment von »nicht lebenswertes Leben«. Wie konnte es so weit kommen?

Seit es Pop-Kultur gibt, handelt sie im wesentlichen von zwei Dingen: Gewalt und Sex. Neben Pop-Musik, Mode, Drogen, Tanzen, Deflorieren und Unverständlichsein ist der Horror-Film eines ihrer zentralen Elemente. Der amerikanische Horror-Film der 50er Jahre, nicht der europäischen Vorlagen nachempfundene Horrorfilm der 30er Jahre. Der amerikanische Horrorfilm, der eher mit Zombies, dem »purple peopleeater« und »teenagewerewolf« zu tun hat als mit Transylvanien und Vampiren. Dessen treibendes Element das schlechte Gewissen wegen der so überaus flächendeckenden, erfolgreichen Besiedlung, Unterwerfung und Kolonialisierung eines ganzen Kontinents ist. Amerikanischer Horror ist die mythifizierte Angst vor dem, was man in der Geschichte der USA einfach planiert hat und das nun zurückkommt.

Ein Umsturz von unten.

Im Teenage Pop Horror fallt dieses »Unten« der Geschichte zusammen mit dem »Unten« des eigenen Körpers. Der gemeinsame Ausgangspunkt für Sex und Gewalt. Im Pop-Horror ist dieses Unten die Chance, der Aufstand, das Freiheitsversprechen. Seit den Tagen von »I Was A Teenage Werewolf« und »I Walked With A Zombie« sind Dekaden ins Land gegangen. Der moderne Horrorfilm, wie wir ihn heutzutage unter dem Ladentisch von Videotheken oder in besonderen, für Schweine, Perverse und Lustmörder reservierten Separees dieser Läden finden, hat sich in mancher Hinsicht verändert, hat großartige Höhepunkte gehabt wie »Mörderspinnen«, »Nacht der lebenden Toten«, »Poltergeist« oder »Zombie«, hat Regisseurpersönlichkeiten wie George Romero, David Cronenberg, Tobe Hooper, John Carpenter, Jeff Liebermann oder John »Bud« Cardos hervorgebracht und gleichzeitig einen Boom an Routinescheiß, der Ideen der Großen des Genres aufgreift und herzlos ausschlachtet.

Doch derlei Differenzierungen gehen den Jugendschutzschreiern natürlich völlig ab. Sie wissen nur dumpf um die Gefahr, die von den Cassetten, wie von allen Produkten guter Pop-Kultur für ihre liberale Kulturscheiße ausgeht. Für *den* Überbau, der dann eben doch *alle* Bundestagsparteien eint ' Eine Einigkeit aufkommen läßt, die wir seit 77 nicht mehr erlebt haben, als man sich über die Ablehnung von Terrorismus ebenso einig war wie jetzt über die Ablehnung von »The Evil Dead« von Samuel M. Raimi. Ein exemplarisch gelungener Billig-Horrorfilm der dritten Generation, der in England, einem von staatlicher Geschmackszensur noch mehr geplagten Land, zur Zeit im Mittelpunkt der Diskussion steht. Denn im selben Maße, in dem die Zensur dort schärfer gegen die Pop-Kulturen vorgeht (Der Sex-Disco-Hit »Relax« von Frankie Goes To Hollywood, in der BRD wochenlang Nummer 1, darf dort nicht im Radio laufen), ist diese bewußter und weiß sich besser und beredter zu verteidigen, weiß, daß »The Evil Dead« ihr Film ist und läßt sich nicht, wie die Moderatorin von der ARD-Jugendsendung, auf die Argumente der Herrschenden ein, daß gewissenlose Geschäftemacher (aus welchen ökonomischen Gründen auch immer) das teuflische Interesse verfolgten, eine Generation von' Lustmördern und Menschenfressern heranzuzüchten. Denn bei uns ist der redende, sprechende, sich äußernde Jugendliche immer der Streber, der schon in der Schule vorgab, das »Gute Buch« der US-Serie vorzuziehen (By the way: In keinem einzigen Zombiefilm kommen so viele Menschen so qualvoll ums Leben wie in Flauberts »Salambo« oder im »Simplicissimus«.) und heute als Lieblingsschüler einer Generation von linksliberalen TV- und Schulpädagogen gegen seine eigene Kultur herzieht. Ohne zu merken, daß er sich mit Heiner Geißler und der »Bild«-Zeitung gemein macht. Den eigentlichen Erfindern und Nutznießern der Video-Gefahr. Die englische Pop-Kultur weiß, daß das Zombie-Mädchen, das im kranken Sopran singt »We gonna get you« und alle allzu zufriedenen Normalamerikaner meint, eine von ihnen ist. Die deutschen, vom Establishment ernannten Vertreter der Subkultur schlagen sich auf die Seite derer, die den Jugendschutz-Paragraphen so umgestalten wollen, daß nicht mehr nur noch die »Verherrlichung« und »Verharmlosung« von Gewalt indizierungswürdig sein soll, sondern schon ihre »Darstellung«.

Die Lage, die in so vielem an ein Low-Budget-Remake der 50er erinnert, ist die, daß Videoextremitäten bald geächtet sein werden wie das, was man damals den Halbstarken zuschrieb. Ich entbiete allen Menschenfressern meine Solidarität.

Konkret 05/84, S. 88

Berndt W. Wessling

Giacomo Meyerbeer

Man sah es »Meyer« deutlich an, daß er Jude war. Sein »Ponim«, also sein Gesicht, verriet ihn, die heruntergezogene Nase, die aufgeworfenen Lippen, das Bauchvorstrecken beim Gehen, der Wachtelgang. Heinrich Heine hat diese körperlichen Eigenschaften als typisch jüdisch beschrieben und Meyerbeer stimmte den karikaturistischen Spötteleien des Satirikers zu, nichtahnend, daß die »Rechoim«, die Judenhasser, sie gegen ihn und seine »Race« verwenden würden; zunächst aus Häme und Antipathie, dann aus Lust am Vernichten und Töten und um den ausfindig zu machen, »der so war«.

Meyerbeer machte es einerseits stolz, daß er dem »auserwählten Volk« angehörte, dem Salz der Erde, und er gelobte, den Gesetzen seiner Väter bis ans Ende treuzubleiben. Ein Gelübde, das besonders schwer wog, da die meisten seiner Freunde Anfang des 19. Jahrhunderts zum Christentum konvertierten, weil »die Vorteile der bürgerlich-evangelischen Assimilation die meisten süchtig machten« (Varnhagen). Andererseits litt er in jungen Jahren maßlos darunter, daß Nichtjuden und Konvertiten seine jüdische Existenz als Makel ansahen: Ausgangspunkt einer Neurose, die durch nichts zu heilen war, nicht einmal durch seinen Welterfolg.

Meyerbeer trug keine messianische Hoffnung in sich. Nur durch ein Mittel, durch ein Medium, vermochte er für sich zeitweilig Befreiung zu erwirken: durch die Musik und ihre szenische Offenbarung. In seinen »Großen Opern« schuf er sich die lebensnotwendigen Freiräume, ein kosmopolitisches Terrain, in das er aus der vermeintlichen Enge seines Judentums zu entfliehen vermochte.

Meyerbeer wurde beinahe von der gesamten Musikkritik seiner Tage - und vor allem der späteren - gehaßt. Er hatte für das verfemte »Judentum in der Musik« einzustehen.

Rufmord an ihm gehörte zu den »Delicatessen« der Musik- und Kunstbeschreiber, die sich nicht genug daran tun konnten, ihm die tollsten sittlichen (sic!) und künstlerischen Vergehen anzulasten. »Luxus und Laster, dein Name sei Meyerbeer!«, schrieb Hugo Wolf auf ein Pamphlet, freilich schon zu einer Zeit, da ihn seine Umgebung für »allmählich verrückt werdend« erklärte. Ob verrückt oder nicht, Wolf gab mit seiner Invektive peinlich genau die Stimmung gegen Meyerbeer in den sogenannten Gründerjahren wieder. Was er sagte, hätte auch ebensogut aus dem Munde Wagners, Bruckners, Draesekes, Cornelius' oder des jungen Richard Strauss kommen können. In den Wirrköpfen der Jungdeutschen und Neudeutschen spukte »Herr Mendelmeyer« (Wagner) als Dieb und notorischer Abschreiber herum.

Niemand wollte darauf kommen, daß die Situation, die Wahrheit, gerade umgekehrt war und daß die wichtigsten musikalischen Existenzen etwa zwischen 1830 und 1860 ohne Meyerbeers Anstöße, Erfindungen, Errungenschaften und Entdeckungen kaum denkbar gewesen wären. Niemand hat sich bisher der Mühe unterzogen, den »Fall Meyerbeer« wiederaufzurollen, Ansichten, die man Generationen hindurch als »grundlegend« ansah, zu widerlegen.

Wie leicht läßt sich Hans von Bülows Satz nachplappern, Wagners Frühwerk »Rienzi« sei eigentlich Meyerbeers »beste Oper«! Wollte man aus diesem Bonmot Konsequenzen ziehen, müßte man fortfahren: Aber die noch besseren Opern Meyerbeers sind »Don Carlos« und »Aida«, »Der fliegende Holländer« und »Lohengrin«, die »Königin von Saba« und »Hoffmanns Erzählungen«, »Samson und Dalila« und sogar der »Faustus« von Busoni, der keinen Hehl daraus machte, daß er sich Themen und chromatische Wendungen und »ästhetische Influenzien« von Meyerbeer »und ein Schüler Goldmark« ge t habe.

Der berühmte Dirigent Hans von Bülow nannte den »Musikkosmopoliten aus Abrahams Schoß« auch »den Erfinder der Pfiffigkeitsoper« und im gleichen Atemzug den »Musikmagier der Juden«. Bülow unterzeichnete liebend gern Pamphlete und Aufrufe gegen die »allesüberflutenden Israeliten« und stand darin Wagner in nichts nach.

Das schloß nicht aus, mit Meyerbeers »Großen Opern« nützliches Geschäft und Furore zu machen. Bülow dirigierte nicht selten »Robert der Teufel«, »Hugenotten«, den »Propheten« oder die »Afrikanerin«. Als ihn der Ruf an die Berliner Hofoper ereilte, war er »devotest« bereit, die »Opulenzen« des »großen Meisters«, den die Hohenzollern über die Maße schätzten, musikalisch aufzubereiten. »Meyerbeers Triumph ist auch der meinige! «, ließ er in der »Kreuz-Zeitung« verkünden, und gleichzeitig tobte er: »Juden raus!«

Ähnlich war vor Bülow schon Robert Schumann verfahren der Klavierspezialist, der auf dem Gebiet der Oper zum Mißerfolg verurteilt war. Schriftstellernde Kollegen hatten es gewagt, seine »Genoveva« an den Bühnenwerken Meyerbeers zu messen. Daraufhin erschien in seiner Gazette nach einer Aufführung des »Propheten« die lakonische Mitteilung: »Der Prophet« von Meyerbeer, 2ter Februar 1850... und darunter das Kreuzeszeichen, was soviel besagte, daß Werk und Komponist für den Chefredakteur Schumann gestorben waren.

Zuvor schon hatte er geschrieben: »Verblüffen oder Kitzeln ist Meyerbeers höchster Wahlspruch... Einigen Esprit kann man ihm *leider* nicht absprechen, wie er auch einen großen Reichtum an Formen hat. Mit leichter Mühe kann man Rossini, Mozart, Hérold, Weber, Bellini, sogar Spohr, kurz, die gesamte Musik nachweisen. Wahrhaftig, und der Herr sei gelobt, wir stehen am Ziel, es kann nicht ärger kommen, man müßte denn die Bühne zu einem Galgen machen.«

Schumanns »Bericht zur Lage des hebräischen Kunstgeschmacks« nahm sich freilich harmlos aus gegenüber dem ausführlichen Pamphlet, das Richard Wagner 1850 unter dem Motto »Das Judenthum in der Musik« unter Pseudonym verbreiten ließ. Mit dem »Meister des Holperns und Stolperns«, also mit Schumann, hatte Wagner damals längst nichts mehr im Sinne, aber »in Sachen Moseskinder« stimmte er mit dem »Zwickauer Stümper« überein.

Mit dem Quellenwerk des Antisemitismus, mit der »Bible des Richess«, glaubte Wagner den Konkurrenten Meyerbeer, dessen Namen er tunlichst mied, für immer belasten und abwerten zu können. Wer sich ihm zugesellte, mußte einen Schwur auf seine antisemitischen Thesen ablegen und sie, nach Möglichkeit, in die Tat umsetzen. Wer sich erdreistete, in Gegenwart des »Meisters« und seiner »hohen Frau« die Namen Meyerbeer oder Mendelssohn auszusprechen, durfte einer sarkastischen Abkanzelung sicher sein. »Mendelmeyer! « - keifte Wagner, und Gattin Cosima keifte mit, wie der gesamte Clan, der mit ihnen in München oder Zürich und dann in dem Luxus-Tempel »Wahnfried« zu Bayreuth Politik inszenierte.

Daß aus dein »Richess« Wagners eine Kunst-Religion werden würde, deren spätere Verfechter das als »Holocaust« bezeichnete blutigste und schändlichste Pogrom in der Weltgeschichte auslösten, vermochte Meyerbeer nicht abzusehen. Anders als viele seiner einflußreichen Glaubensgenossen, die erklärten: »Wer ist schon dieser Herr Wagner, als daß er uns schaden könnte!«, die jenes Pamphlet als »übliche Bagatelle national deutscher Spintisierer« abtaten, ahnte er, daß sein Schicksal und das seiner Werke aber doch »irgendwie an den Hetzer würde gekettet sein«.

Houston Stewart Chamberlain, Wagners Schwiegersohn und einer der erklärten ideologischen Lehrmeister Adolf Hitlers, dachte sich die Reaktion des »französisierten Judendeutschen« nach der Lektüre des »Aufrufs, der wie ein Katechismus durchschlug« so: »Da hat ihn ein großer Schwindel erfaßt, und taumelnd hat er seine erbärmliche Judenseele befragt, wo es denn einen Schlupfwinkel gäbe, sich vor der deutschen Aufklärung in Sicherheit zu bringen.«

Dabei hätte gerade Wagner allen Anlaß gehabt, Meyerbeer mit Respekt und Dankbarkeit zu begegnen. Wie oft hatte ihm der berühmte Kollege, der so wenig Wert auf seine »Famosithät« legte, aus der Patsche geholfen! Die Summen waren stattlich, die Meyerbeer »auf die Wohlthat des Herrn pp. Wagner ausgab«. Und ohne Meyerbeers Vermittlung wären garantiert »Rienzi« und der »Fliegende Holländer« nicht in Dresden zur Uraufführung gekommen. Selbst am Berliner Hof verwandte sich der »preußische Generalmusikdirektor« für den dort völlig unbekannten Nachwuchskomponisten. Mit Erfolg.

So lange Wagner das »Gespenst«, den »längst Vermoderten«, den »Halsabschneider« und »Beutelgänger« brauchte, schrieb er ihm Devotions-Depeschen. In der Kunst des Aufschneidens und Antichambrierens wahrlich der Größte, schmierte Wagner dem erfolgreichen Kollegen Honig um den Bart. Er genierte sich nicht, Meyerbeer eine »Gottähnlichkeit« zu attestieren. Nach einiger Zeit durchschaute der so oft selbstlose und grundgütige »liebe Gott Meyerbeer« den permanenten Bittsteller, der ihm »in ersterbender Ehrfurcht« die Füße zu küssen bereit war, sofern dabei ein Beutelchen mit Dukaten absprang. »Ihn nicht mehr zu bekümmern«, wies er seinen Sekretär und Freund Louis Gouin an. Wenn er fortan auf seine Bettelbriefe und falschen Schmeicheleien auch keine Antwort mehr bekam, so versuchte es Wagner doch noch viele Jahre hindurch, »die Kuh abzumelken«. Doch die ließ sich nicht, was ihn maßlos vergrätzte. »Die Juden sind unser Verderben, unser Untergang! « Aus den Schmeicheleien wurden nun Drohungen, Anschuldigungen, Verleumdungen. Der »Freund und Gönner« verwandelte sich in eine jüdische Bestie, die es zu vernichten galt.

So sehr ihm auch die nahestehenden Helfershelfer zu der »Tat« gratulierten, mit der »das Gebäude der Judenzucht« (Wilhelmine Schröder-Devrient) demoliert werden sollte, einer distanzierte sich ganz entschieden: Franz Liszt, der inzwischen an die Stelle Meyerbeers getreten war, was finanzielle Unterstützung Wagners wie auch künstlerische Hilfestellung anbetrafen.

Liszt gehörte nicht nur zu den aufrichtigen Bewunderern Meyerbeers, er stand auch in Kontakt mit dem Schöpfer der »Großen Oper«, über dessen einfallsreiche Themen der beste Klaviervirtuose der Zeit besonders gern fantasierte.

Liszt macht Wagner starke Vorhaltungen. Jener versucht, sich mit folgenden Zeilen zu rechtfertigen:

»Ich hegte einen lang verhaltenen Groll gegen diese Judenwirtschaft, und dieser Groll ist meiner Natur so notwendig, wie Galle dem Blute. Eine Veranlassung kam, indem mich ihr verfluchtes Geschreibe am meisten ärgerte, und so platzte ich denn endlich einmal los: es scheint schrecklich eingeschlagen zu haben.«

Das genügte Liszt nicht. Auf die Sticheleien des »lieben Richards«, dem es mißfiel, daß »Franzl« im Weimaraner Hoftheater die wichtigsten Meyerbeer-Opern der Reihe nach aufführte, reagierte er mit unverblümten Zurechtweisungen. Meyerbeers Standort in der abendländischen Musikgeschichte sei fest verbürgt, er habe dem Genre Oper »ungeahnten« Glanz verliehen, wesentlich zur »modernen Orchestrik« beigetragen und sei ein genialischer Melodien-Erfinder, zudem ein Mann von Art, ein gesunder Moralist, der gemeinsam mit dem Dichter Scribe die Musikdramatik für Jahrhunderte im voraus nachhaltig beeinflußt habe.

»Die Mendelmeyers«, wie der Bayreuther seine vermeintlichen Kontrahenten in summa zu nennen pflegte, waren schon eine »sonderbare Brut«, ein »balzendes Geziefer«, und als 1881 in Wien das »Ringtheater« abgebrannt war und publik wurde, es seien besonders viele jüdische Magnaten in den Flammen umgekommen, da jauchzte der Erfinder des Musikdramas und erklärte, er wünsche sich eine »Nathan«-Aufführung, bei der dann der gesamte Rest der Zions-Kinder eingeäschert würde.

Meyerbeer ängstigte sich vor der »geheimen« Macht der Antisemiten nicht nur in deutschen Landen, ebenso in Frankreich und England. Es gab ja um 1850 nicht den Antisemitismus. Vielmehr eine breite Fächerung verschiedener antisemitischer Strömungen und Tendenzen. In der Pariser Gesellschaft gehörte es zum guten Ton, sich antijüdisch zu äußern. In London eiferte der aus Coburg stammende Prinzgemahl Albert gegen die Juden.

Auch der Protestantismus preußischer Prägung brüstete sich mit Parolen und Pamphleten gegen die Juden-Emanzipation, die von oberen politischen und industriellen Kreisen lebhaft unterstützt wurde. Juden gewinnen, hieß Geld gewinnen. Und Geld ergab Macht und Ansehen. Assimilation und Emanzipation gediehen, nicht nur in Preußen, soweit, daß der »Adel jüdischer Provenienz« entstand. Einflußreiche Juden wurden nobilitiert. Das füllte die Kassen der Fürstenhäuser. Die »Judenfrage« bewegte die Gemüter. Die Gesellschaft akzeptierte den »Assimilanten«, doch sie fiel auch ungeniert über die Aufsteiger her. Mißverständnisse in der Rezeptionsgeschichte der jüdischen Emanzipation tauchten erst später auf: Von jüdischer Seite, als man einsah, daß Assimilation aus puren gesellschaftlichen Gründen der falsche Weg gewesen war.

Meyerbeer durchschaute die Strömungen, erkannte die Gefahren. Doch er war ohnmächtig gegenüber der antijüdischen Phalanx. Noch schützten die Hohenzollern sein Werk, noch stand er hoch in der Gunst des Opernpublikums. Aber er wußte, daß die Massen allzu leicht verführbar waren, und daß Demagogen vom Schlage Wagners ein leichtes Spiel haben würden, fraß ihnen erst einmal die Hochfinanz aus dem Maul.

Existenzängste, die Meyerbeer quälten, bedrohlich aufziehende Unsicherheiten für sein Werk, die Manie, nichts aus seinem Privatleben an die Öffentlichkeit dringen zu lassen, verleiteten ihn zu einem folgenreichen, tragischen Entschluß. Er verfaßte ein Testament, mit dem er sein gesamtes geistiges Vermächtnis einem Archivdasein überantwortete. Auf Jahrzehnte hinaus blockierte & die Auswertung seiner Schriften, Journale, Briefe, Skizzen. Gewiß hat Meyerbeer bei der Abfassung seines Testaments nicht bedacht, welche negativen Folgen seine Auflagen für sein Werk haben würden. Eine gründliche »Wirkungsgeschichte« konnte folglich in den Jahrzehnten, da das Opernpublikum noch eine Affinität zu seinen »Großen Opern« zeigte, nicht geschrieben werden; in der Zeit des Nationalsozialismus bestand dazu ohnehin kein Anlaß.

Als in den fünfziger Jahren einige Musikforscher mit der Meyerbeer-Revision begannen, gab es eigentlich keine Interessenten mehr für diesen »Fall«. Erst auf Umwegen geriet der Name Meyerbeer wieder ins Gespräch, als Wissenschaftler dem Ideologen Richard Wagner auf die Spur kamen und feststellen mußten, wer »der« Jude gewesen war, auf den sich der Bayreuther fixiert hatte.

Wer Wagners Antisemitismus, seinen ebenso zynischen wie gefährlichen Rassismus analysiert, wer im Vorfeld des Nationalsozialismus nach den »Subjekten« und den »Objekten« fragt, an denen sich der ungeheure Pamphletismus der »völkischen Blutzeugen« entzündete, der kommt an Meyerbeer nicht vorbei, zumindest nicht an seiner Person.

Gekürztes Vorwort aus: Berndt W. Wessling: Meyerbeer. Wagners Beute - Heines Geisel. Eine Biographie, die im Juni im Droste-Verlag, Düsseldorf, erscheint

Konkret 05/84, S. 92

Christel Dormagen

Gegengifte inklusive

Über Anti-Amerikanismus

Man könnte zum Beispiel in einem deutschen Zeitschriftenarchiv das Wort Amerika nachschlagen.

1939 heißt da ein Aufsatz noch in gelassener Überlegenheit: »Der Amerikaner als Vernunftmensch«; und '53 schon wieder trittfest »Das Abenteuer Amerikas mit dem Praktischen«. '55 findet man dann wohlwollend-distanziert »Gutes und Schlechtes in den USA«; '58 gibt es zögernde Zustimmung zum »Recht auf Vergnügen - Das amerikanische Dating«. '62 werden »Die nordamerikanischen Indianer« entdeckt, zehn Jahre später die schreckliche »Soziale Kontrolle und autoritäre Gewalt«. Die große Wende hat stattgefunden, man ist unsicher: »Hort der Reaktion oder Schauplatz der Weltrevolution?« Nochmal zehn Jahre später, 1981, werden endgültig Mythen entlarvt: »Die Legende vom amerikanischen Optimismus«. Und Januar 1984 schließlich, mit zufriedenem Mitleid, der Blick mitten ins Herz: »Das Schicksal, Amerikaner zu sein«. Endlich hat man sie da, wo man selber sich immer schon fühlte.

Aufgewachsen bin ich in der Gewißheit, daß die Amerikaner, überhaupt die Angelsachsen, keine Kultur haben; und das ließ sich durch technisch-rationale Tüchtigkeit auch nicht aufwiegen. Und selbstverständlich konnte ich, auf Reisen dorthin z.B., nicht so tiefe Gespräche führen. Mein Anglistik-Studium brachte mir dann bei, daß die Angelsachsen inklusive Amerikaner so eine herzerfrischend pragmatische Literaturwissenschaft betreiben. Das war ein Mangel, etwas verlegen als Vorteil ausgegeben. Der andere zweifelhafte Vorzug hieß: Die unterscheiden in ihrer Kulturlosigkeit nicht mal zwischen E- und U-Literatur. Ich hatte infolgedessen eine glasklare Hierarchie meiner selbst im Kopf: zuoberst kam die Germanistin in mir, dann die Anglistin und schließlich - modern, aber doch ein bißchen dumm - eben die Amerikanistin. In der Philosophie lernte ich ergänzend: Die Engländer kriegen nur Empiristen auf die Beine und die Amis grade mal Dewey. Immer fehlte die Tiefe. Die hatte zwar auch ihre gefährlichen Verführungen, aber eigentlich war sie's doch, unsere Tiefe. Vom neuen Amerikabild Ende 60 paßte denn auch die böse Vietnamhälfte besser in meinen fertigen Kopf als die gute Protesthälfte. Irgendwie bastelte ich mir ein empfindliches Gleichgewicht von zwar und aber zurecht. Die entsprechend plattere, von uns belächelte Variante praktischer Amerikaeinstellung gestaltete sich als ohnehin schändliche deutsche Hurenkarriere mit wechselnden Etiketten: vom Nachkriegs-Amiflittchen mit Seidenstrumpfliebschaften über die Vietnamkillerkollaborateurin zur Besatzernutte von heute.

Die ersten, die genau wußten, was unamerikanisch ist, waren die Amerikaner selber. Zur Erinnerung: Anfang der 50er gefiel den Konservativen die Bereitschaft der Regierung zu internationaler Verständigung nicht. Sie schien auf Kosten bundesstaatlicher Autonomie zu gehen. Da kam ihnen McCarthy mit seiner Ein-Satz-Botschaft gerade recht: Ich kenne 81 heimliche Kommunisten in der Regierung! Diese faulen Früchte, diese Abweichler, die dem »un-Americanism« anhingen, galt es nun herauszufinden. Und natürlich erhandelte man sich mit der Forderung nach mehr Freiheit die totale Kontrolle. Solche Präventivmethoden kennen wir ja inzwischen. McCarthy wurde dann übrigens schon '54 wegen Verfolgungsexzessen verurteilt und war erledigt.

Damals war die aus dem Bösen im Rückschluß abgeleitete gute Ideologie der »Amerikanismus« und meinte: gegen kommunistische Subversion und allgemein gegen Überfremdung sein. Als Amerikanerin wäre ich da natürlich lieber antiamerikanisch gewesen. Als Deutsche kann ich zwar auch antiamerikanisch sein, gelte dann offenbar auch als ebenso prorussisch, bin aber nach der geheimsten kritischen Begriffsregelung eigentlich eine verkappte Patriotin, um nicht zu sagen Nationalistin, also gewissermaßen »amerikanisch« im McCarthy-Sinn, allerdings mit der Spezialsehnsucht nach einem Großen-Bruder-Führer. Und wenn ich wirklich und wahrhaftig nur die Raketen im Sinn hätte, müßte ich erstens antisowjetamerikanisch sagen, sofern ich nicht der Theorie von den guten und den bösen Raketen anhänge, und zweitens wäre das falsch, weil ich eigentlich antiimperialistisch meine: gegen die Rüstungsherrschaft. Und dann wäre allerdings nicht einzusehen, warum ich das nun jetzt erst bin und nicht schon ein, zwei Jahrzehnte früher. Es ist schon verwirrend, sich zwischen den Lagern zurechtzufinden, obwohl es doch nur zwei sind: das Anti- und das Unanti-.

Ich finde die Krankheiten der Grünen und des Friedensgewimmels - die Frauen nehme ich dabei aus - glänzend von Pohrt beschrieben. So gemein genau die Symptome benannt sind, so unangemessen scheint mir aber die Schlußfolgerung: Es komme, im antiamerikanischen Gewand diesmal, ein zweiter Braunfaschismus wie gehabt. Meine Zukunftsahnungen sind auch ungemütlich; ich möchte sie aber nicht zum faschistischen Remake hochrechnen und sie zum Schrecken von gestern bannen.

Es gab vor wenigen Jahren ein Buch, in dem eine »Kitty« ihr Leben erzählte; wie sie nach dem Krieg einen amerikanischen Soldaten heiratete und dann in der Neuen Welt in den American way of life hineinfiel. Mit allen seinen Zivilisationsschrecken. Ein Buch für die zweite Ethnologengeneration. Nachdem die erste resigniert festgestellt hat, daß man die Kopfjäger auf Borneo doch immer nur mit dem eigenen Blick ansehen kann, wirft sich die zweite gerne auf etwas, was nur ein bißchen anders ist. Amerika als wohltuender Anlaß für den Narzißmus kleinerer Differenzen. Das Chamäleon

Amerika hat immer schon als Sinnspender für alle möglichen Legitimationen herhalten müssen. Zu allem Überfluß hat jenes transozeanische Monster auch immer schon seine Gegengifte selber gleich miterfunden: von den Bürgerbewegungen über die Subkultur bis zur Avantgardekunst. Und natürlich die Friedensbewegung.

Was die bestimmt nicht braucht, ist »ein echter Anti-Amerikanismus« (Leserbrief in KONKRET 4/84), - so echt wie gute Butter und reine Wolle. Als könnte man mit ein bißchen gutem Willen den richtigen ergattern, brauchte ihn nur einzupflanzen (in die Herzen), schön zu gießen, und schon wucherte der gute Frieden...

Man muß sie auch gar nicht kritikhalber in staatlichen Modellen unterbringen, sie im Analogieverfahren zum gefährlichen politischen Gegenstand hochreden. Wo doch all die panischen Fünf-Minuten-vor-zwölf-Liaisons der Bewegung nichts als eine kulturelle Schwatzangelegenheit sind. Mit der beliebig hin- und herschiebbaren Amerikafolie als Projektionsfläche. Es reicht vollkommen aus, die links-bürgerliche Gemütlichkeit als ideologischen Kopffüßler zu beschreiben.

Konkret 05/84, S. 94

Dietrich Leder

Kameradschaftswitz Heinz Erhardt

Adenauers Enkel sind an der Macht, Schlager- und Heimatfilme in den (Pantoffel-)Kinos. Für manchen Feuilleton-Linken, der gemeinsam mit dem jungen deutschen Film gealtert war, wurde es ein Wiedersehen mit dem Schwarm seiner verflossenen Jugend. In solchen Augenblicken pflegt der Mensch sentimental bis senil zu werden. Von der damit verbundenen Nachsicht hat vor allem Heinz Erhardt profitiert. Die abenteuerlichsten subversiven Meriten und Talente wurden ihm von der linksliberalen Presse, inclusive 'Spiegel' angedichtet. Dietrich Leder hingegen sieht in der »Lachkanone Nr. l« eher die alte Mischung aus VW-Bulli und Schützenpanzerwagen

Trivial ist der Gegenstand sicherlich. Ob das Publikum, das seit Wochen die Spätvorstellungen dieses Kinos bis auf den letzten Platz füllt, unter die Intellektuellen zu zählen ist, bleibt die Frage. Zum studentischen Volke zählen sie jedenfalls. Es sind nämlich dieselben Muffköpfe, die die Kneipen im naheliegenden Univiertel zu Goldgruben werden lassen. Auch die netten Pärchen im Viererpack, für die Kultur bei Ikea anfängt und bei 2001 aufhört, füllen den Saal. Letzte Woche gabs hier den »Sinn des Lebens«, übernächste Woche heißt es »Django, der Rächer ist da«. Dazwischen zwei begeisterte Wochen lang »Immer die Radfahrer«.

Es ist eines der Studentenrabattkinos, mit fürchterlichem Gestühl, das noch aus der Zeit stammt, als Kino Gemeinschaftsraum und nicht kuschelweiches Therapiezentrum war. Deshalb auch hier so oft Action-Ware. Bei jungem deutschen Angebot, den neuesten Kartoffeln von Nüchtern, Thome, Adlon und Konsorten würde die Aggression nicht unterm Hintern weggefedert werden und zu Gott weiß was führen. Ein robustes Kino, der Raum ist in die Breite gestaucht, nur auf wenigen Plätzen in der Mitte ist der Blick nicht schief. Ausverkauft und Popcornstimmung, Kirmes.

Als das Licht ausgeht, die Titel auf die Leinwand geworfen werden, geht ein nettes Lachen durch den Raum, das einen ersten Höhepunkt findet, als ER in der Szenerie auftaucht und seinen Mund öffnet. Der Bericht in »Der neue Film« aus dem Produktionsjahr nennt ihn zurecht die »Lachkanone Nr. l«, man könnte ihn auch als Mischung aus VW-Bulli und altem Schützenpanzerwagen bezeichnen. Mit einer dieser Hornbrillen im Gesicht, die Charly Böhm (Gottfried Wendehals) in den Rundfunkanstalten dermaßen populär machte, daß sich jeder fortschrittliche Medienlangweiler so ein AOK-Gestell maßschneidern und auf die arrogante Nase pappen ließ. Heinz Erhardt, der Name bereits ein Programm (ER-harDt, männlicher gehts nicht, und das bei dieser Konfektionsgröße), sieht so aus, als ob er der alten Politikergarde dieses Landes entspringen würde. Er gleicht Figuren wie Oberländer, Globke, Seebohm, Erhard bis aufs Haar, die - durchweg mit Nazivergangenheit - in den fünfziger Jahren die Politik unter Adenauer bestimmten. Alles quadratische Biergesichter und auslaufende Fettberge, von der ersten Fresswelle die Speckschwarte unterm Gürtel geschwollen. Noch gar nicht durch die Lifting- und Stylingmaschinen der Werbeagenturen gelaufen, die das Aussehen der aktuellen Politikergeneration bestimmen. (Strauß beispielsweise, selbst dessen stiernackiger Schädel zeigt deutlich den Einfluß der Jeans-Kultur: »Jung, sportlich, pflegeleicht!« »Fanta-Sie an die Macht«, ja da isse nun wirklich).

Den damaligen teigigen Gesichtern waren Leben und Herkunft noch einbeschrieben. Man sah die Schmisse der Burschenschaft, ahnte den muffigen Geruch des dekadenten Landadels, spürte die geistige Selbstbeschränkung, die den Landstrich des Sauerlandes so berühmt machte, vermutete Machtrituale, die die Sippschaften schon in der Weimarer Republik zusammengeschweißt hatten. Alles Männer, die statt Deo noch Mottenkugeln unter den Achseln hatten.

Erhardt (Heinz) weckte aber an diesem Abend der spontanen Abneigung nicht nur Erinnerungen an die große Politik, nein, mir fiel auch wieder der cholerische Volksschullehrer (ev.) Plessow ein, der immer wieder davon erzählte, daß ihn Adenauer 1955 vom Rußlandausflug mitgebracht hatte-(Kriegsgefangenen-Transfer), oder mein erster Deutschlehrer, Kischlat hieß er, glaube ich, der - so verlautete ein Schülergerücht - eine Silberplatte im Schädel trug (»Stalingrad«, munkelten die älteren, »als einer der letzten ' ausgeflogen«), die ihn mitunter zu Boxausfällen gegen Schüler hinriß, besonders wenn Schwarz-Weiß Essen (damals: Regionalliga West) verloren hatte.

Keine guten Erinnerungen, die lachende Stimmungsmehrheit im Saal nahm darauf keine Rücksicht, freute sich jedesmal kindisch, wenn Erhardt etwas zu sagen hatte. Und da er in diesem Film nur wenig zu sagen hat (als »Lachkanone Nr. l« spielt er nur die dritte Geige im Ensemble der schauspielerischen Schwachköpfe), muß man sich gleich doppelt und dreifach freuen, damit sich die Investition in die Eintrittskarte auch lohnt. Wie gesagt, mir stand der Sinn nicht nach dieser Art von Humor, der mich an die Wohnküche unserer Verwandten erinnerte, in der ich immer die Witzseite der »Bäckerblume« las, diesen Kulturträger ersten Grades in Deutschland. Hinter den erbaulichen Kurzgeschichten von Jo Rösler, den Tips für Fleckenentfernung und Feiertage standen sie, halbfett und normal gesetzt, neben den Bilderwitzen, die Hans Jürgen Bundfuß zeichnete. Etwa dieser:

Verdrehte Welt

Während die Schwarzen die Busen verhüllen, zeigen wir alles, was nötig zum Stillen

Wodurch auf der Zunge die Frage uns prickelt, wer ist denn nun eigentlich unterentwickelt?

(Aus »Unvergeßlicher Heinz Erhardt. Heiteres und Besinnliches«, Taschenbuchauflage im Januar 1981: 121:134. Tausend. Der beste Witz von Erhardt steht allerdings im Vorwort: »Heinz Erhardt starb am 5. Juni 1979, wenige Tage nachdem ihm 'das große Verdienstkreuz verliehen worden war, in Hamburg«. Junge, dieser Abgang hatte Stil statt Dankbarkeit.)

Sicher, wenn Erhardt richtig flink wurde, seine Worte in schnellen Kaskaden herunterraspelte, seine Kalauer um eine Drehung absurder wurden und das Chaos mit ihm durchging, gewann er an Witz, dann macht es Spaß, ihm zuzusehen und zuzuhören. Wenn er sich aber, wie in diesem Film, in die Damengarderobe begibt, um sich die leicht geschürzten Mädels einmal näher zu betrachten, dabei fast von seiner Frau erwischt wird, dann dampft es nur noch vor Stammtischmief.

Seine Mitstreiter in »Immer die Radfahrer«, einer deutsch-österreichischen Coproduktion, stehlen ihm, wie gesagt, die Schau, vor allen der Beau des deutschen Fernsehquiz: Hans-Joachim Kulenkampff. Er hatte nicht nur die brilliante Idee zu dieser »heiteren Komödie ohne Schmuddligkeiten« (»Der neue film«, 1958), er spielt auch noch die Hauptrolle, einen Schauspieler, der aus der ständigen Anforderung der Filmindustrie ins private Urlaubsglück flieht. (So feiert sich die deutsche Filmbranche in dem Jahr, in dem ihr finanzieller Bankrott begann, gnadenlos selber.) Seine Managerin wird von Inge Meysel dargestellt, der der Film böse will. Sie ist die energische Frau, die raucht und kommandiert und deshalb in diese dumpfe Männerwelt mit ihrer Naturverbundenheit nicht paßt. Sie wurde mir richtig sympathisch. Chefideologe des Films und Anführer des Männer-Trios (zwei Männer kommen selten allein!) ist ein Griechisch-Pauker, der als österreichischer Studienrat den. Titel Professor tragen darf (da wird jeder PH-Dozent hierzulande blank vor Neid); gespielt von Wolf Albach-Retty (von dem Hubertus meint, er wäre der Vater von Romy Schneider, das merkte ich seinem Spiel aber nicht an).

Erhardt, als dritter im Männerbunde, ist Besitzer einer Eierlikörfabrik im Norddeutschen, typischer Aufsteiger der fünfziger Jahre, dieses Attribut verleiht der Film ihm andauernd, und Erhardt muß es gequält spielen: wie anstrengend es ist, reich, kultur- und geistvoll zugleich zu sein und auch noch all die Etikette zu beachten, die man eh für schnurzpiepegal hält. Ein Lustspieltopos sicherlich, durchmengt aber von so einer typischen Lüge der Zeit, als ob die preussischen Junker, der Bumsadel oder die Bergassessoren die Bohne mehr Kultur besessen hätten. Auch daß Erhardt Eierlikör verkauft, hat seine heiteren Seiten, jedenfalls lacht es im Kino immer laut, wenn Erhardt und sein Likör szenisch gepaart werden. Ist ja auch lustig: Erhardt und Eierlikör, das ist wie Adenauer und Kölsch, Brandt und Kognac, Iwan und Wodka, Kilroy und Bourbon.

Die drei brechen zu einer Radtour auf. Die Idee dazu kam vom Pauker, als er - in der Eingangssequenz - von seinen Schülern tief enttäuscht wird, als sie ihm gestehen, daß sie ihren Urlaub nicht in der Heimat verbringen, sondern mit dem Auto(!) ins Ausland (!) fahren. Keiner bleibt im Lande und strampelt sich selig, wie -er es einst in der Jugend tat, was eine dramaturgisch geschickte Rückblende beweist: Vor zwanzig Jahren waren seine Freunde und er mit dem Rad nach Burgsteinfurt gefahren. Dort fand jeder eine Freundin - ja, selbst der bereits dicke Eierlikörbesitzer in spe -, so daß der Abschied tränenreich war. Nach der Rückblende signalisiert das Gesicht des Paukers, daß er nachdenkt. Und schon hängt er am Telefon und macht die Idee einer Revival-Tour seinen Freunden klar. Die sträuben sich erst, ehe sie sich von den Argumenten des Lehrers überzeugen lassen (wie gesund das Radeln und die Luft sei!).

Und ehe man sich recht versieht, sitzen alle drei mehr schlecht als recht auf ihren Stahlrössern und strampeln in Richtung Burgsteinfurt. Der Groschen fiel bei mir erst spät: Dieser schleimige Pauker will wirklich in die Vergangenheit zurück, die zwanzig übrigen Jahre, die dazwischen lagen und von denen einige »schrecklich« waren, sollen vergessen sein. Das Wort »Krieg« fällt nicht, es wird nur umschrieben, als wäre es eine Geschlechtskrankheit, die man sich im Freudenhaus, genannt: Welt, geholt hat, über die man als Kavalier schweigt. Rechnen wir vom Produktions- und Erzähljahr 1958 zwanzig Jahre ab, landen wir im Jahr 1938, dem Jahr des Anschlußes. Ab da herrschte deutsch-österreichisch gesprochen Frieden, grob geschätzt bis Dezember 1941, dann begann Hitler mit seinen Fehlern (statt Moskau Ukraine etc.). Es geht um das großdeutsche Reich, deshalb feiert der Film in seinen Außenaufnahmen auch die österreichische Ferienplatte. Vorne irgendeine Blume (scharf), dahinter son Bergsee, der friedlich vor sich hindämmert (unscharf), mit den Radlern wird die Schärfe nach hinten gezogen, das Ganze in den rot-braunen Tönen irgendeines billigen Farbmaterials. Werbebilder für die Ferienlager von BdM, HJ, DAF und der KLF. Deshalb labert der Fähnleinführer, den Albach Retty spielt, andauernd von sauberer Luft und klarer Besinnung: »Das ist doch gute alte Nazi-Tradition: Heile Welt, reine Luft, Blut und Boden, keine Verfälschungen durch jüdische Machenschaften chemischer Art.« (Ernst Bloch). Auch das Lob der körperlichen Anstrengung, die den Radfahrer adelt (Arbeit macht frei!), kann seine Herkunft nicht verleugnen. Aber dieser altgewordene HJ-Trupp zelebriert nicht nur Nostalgie, die Vergangenheit wird auch kritisch gegen die Gegenwart gewendet. Die Auslandssucht der Schüler des Griechischpaukers, die Grelle und die Oberflächlichkeit der Filmbranche, die dekadenten Rituale eines neureichen Materialismus, der über die Stränge schlägt, rauchende Frauen und Negermusik, Hektik und Streß - all das erfährt durch die wahre und tiefe Empfindung am deutsch-österreichischen Busen der Natur heftigste Kritik. Der Idealismus, der hier als Kritiker eines ausgelebten Materialismus zutage tritt, speist sich aus den unterdrücktesten Instinkten. Das Volk will zurück in die Ordnung des Reiches, in dem alles noch seine Ordnung hatte, Oben oben war und Unten unten. Die Infantilisierung, die Regression per Urlaubsreise ist nichts als ein umgekehrtes deutsches Re-Edueation-

Programm, das die alten Werte wieder in Kraft setzt, eine moralische Währungsreform; nicht nur faschistischen Ordnungs- und »Ehr«-begriffen verpflichtet, sondern auch all dem reaktionären Gebräu, das in der Nazizeit auf Grund irgendwelcher verqueren ideologischen Implikationen unterdrückt war.

Und dem Publikum gefällt's: die Anstrengungen des radelnden Fähnleins werden goutiert, sind sie doch allen bekannt.

Keinen Lacher erntet nur Peter Kraus, der das Dilemma des Filmes ausbaden muß. Denn der Film mußte 1958 natürlich auch mit dem spekulieren, was da Mode war. Und es war beim besten Willen nicht zu leugnen, daß die Teenies damals auf Negerschrott abfuhren, dieser Schwuchtelmusik von Elvis the Pelvis und 'sonem Zeug. Also bekam Peter Kraus, der im »Hör Zu«-Wettbewerb (i.e. die Bäckerblume für die Medien, quasi die TV-Blume) »Original und Fälschung« als Elvis-Kopie entdeckt wurde, die blöde Aufgabe, alle dreißig Minuten zur Gitarre zu greifen und völlig unmotiviert das zu singen, was man die Rache des deutschen Schlagers für 1945 nennen könnte. Aber ideologisch war das bereits zu viel, dieser gezähmte Soft-Rock mit deutschem Dumpf-Text, deshalb mußte Kraus als besondere Entartung eines deutschen Jungen hingestellt werden.

Seine wenigen Amerikanismen (Sportwagenfimmel, Gitarre um den Hals, James-Dean-Out-fit) reichten schon vollkommen aus, um ihn zum Außenseiter zu stempeln. Jetzt saßen die Fans da und glotzten: Sollten sie sich mit Erhardt gegen Kraus solidarisieren, wobei die Vorstellung, daß die beiden Vater und Sohn sind, schon Magenschmerzen verursachte, oder sollten sie Kraus, von dem sie sich nie freiwillig 'ne Platte anhören würden, verteidigen? Wie reagiert ein Melancholiker auf solchen Psycho-Streß? Er ignoriert das Problem, er stellt sich in Sachen Peter Kraus glattweg tot. Ich bin mir sicher, daß keiner der Fans Kraus länger als auf ein Glas Kölsch behalten hat, während die Witze von Erhardt, der nur ein wenig länger als sein Film-Filius im Bild ist, in ihren fulminanten Wortschatz eingehen.

Bei den Witzen übrigens das gleiche Bild, historisch gesehen: Aus den dreißiger Jahren kommend, in den Fünfzigern wieder aufgetischt, heute top of the pop. Wer hat nicht alles von Erhardt gelernt, also geklaut: Otto, Karl Dall, Jürgen zur Lippe (Lübkes Rache am deutschen Kabarett), Schobert & Black und wie sie alle heißen mögen. Und glaube keiner, daß diese Herren nicht dazu imstande wären, einen Witz wie den von Erhardt zitierten erneut aufzutischen. Nein, Skrupel gibts da keine, das hätte ja mit Zweifeln zu tun. Stattdessen: Immer stramm in der Kontinuität des deutschen Kameradschaftswitzes, der Frontbetreuung.

Alles andere ist längst vergessen. Der jüdische Witz etwa, den Freud in seiner Untersuchung so glänzend analysiert wie auch gewürdigt hat, die politische Satire der zwanziger Jahre, aber auch das nach allen Seiten offene Cabaret, dessen Confereneiers mit deutschen Fernsehunterhaltern nichts gemein hatten. Vergessen, nachdem die Künstler vertrieben und erschlagen, ihre Kultur unterdrückt und ausgerottet war. Die Vorstellung, daß sich die Kritik des Witzes gegen einen selber richtet oder gegen eine Sammelperson, mit der man viel gemein oder deren Nationalität man teilt, das ist in Deutschland seit dem Jahre 1933 nicht mehr möglich. Hier wird immer noch über das Andere gelacht, die Anderen. Wenn es hoch kommt, Witze über die »da oben«, und in dieser Art des politischen Witzes schimmert die Distanz fast ebenso stark durch. Normalerweise also das Austoben barbarischer Vorurteile, die sich als Kultur tarnen. In einem Land, in dem Heinz Rühmann als Komiker gilt, mußte ein Heinz Erhardt zum Star werden. Folgerichtig auch seine Wiederkehr derzeit. Er ist der Humorist des öffentlich-rechtlich ausgewogenen Humors, der keinem schadet und allen frommt. Zwei Filme hat das ZDF wiederholt, andere werden im Herbst folgen. Und die Programm-Kinos sind von seinen Filmen verstopft, bundesweit.

Konkret 05/84, S. 98

Karl Kessler

Der Seher und sein Nutztier

Über die Filmkritik und die Rolle, die der Blindenhund darin spielt

Die Wissenschaft hat festgestellt, daß knapp 74 Prozent der Texte, die sich mit Filmen beschäftigen, nichts anderes als Filmbesprechungen sind - ganz so, als sollte etwa eine Warze besprochen werden -, weitere 24 Prozent Filmkurzbesprechungen sind - kleinere Warzen - und gerade zwei Prozent der Texte als Filmkritiken angesehen werden können.

Die Ergebnisse dieser Untersuchung und die Untersuchung selbst sind zwar schon dreißig Jahre alt, aber dafür stimmen sie immer noch. Was seinerzeit die Inhaltsanalysen des Publizistischen Instituts der Universität Münster nicht in den Blick bekommen konnten, aber heute offensichtlich ist: die Mehrzahl der betrachtenden Filmbesprechungen sind noch dazu freiwillige oder unfreiwillige PR-Texte. Die Filmkritik in den Tageszeitungen, Zeitschriften und Magazinen ist auf den Hund gekommen - wir werden noch sehen, auf welchen.

Ein paar Beispiele:

Während der Filmfestspiele Berlin lief im Wettbewerb Maurice Pialats »Auf das, was wir lieben«. Auf dein Berlinale-Waschzettel hieß es unter anderem zum Inhalt: »'Traurigkeit ist ewig', sagt er, als das Flugzeug startet.« Im Westberliner »Tagesspiegel« war über die gleiche Szene zu lesen: »'Die Trauer ist ewig', sagt er unendlich liebevoll, als sie mit einem verheirateten Mann nach Übersee fliegt.« Richtig dagegen ist: »Die Trauer ist ewig«, sagt der Vater, van Gogh zitierend, nachdem er in seiner Wohnung in Gesellschaft seiner Tochter, seines Sohnes, seiner Frau und ihrer Freunde ein Stück Kuchen gegessen hat.

Da kann jemand nicht nur nicht sehen und nicht hören, sondern auch nicht richtig abschreiben, obwohl das Abschreiben aus dem reichlichen PR-Material - zum Teil von jenen zubereitet, die später ihre Kritiken in den Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichen - immer noch das einfachste Mittel ist, die Zeilen vollzukleistern. So fällt es nicht weiter auf, wenn ein so angesehener Kritiker wie Peter W. Jansen, der gern auf die schwierigen Filme losgelassen wird, im »tip« über Seiten hinweg die Geschichte von Tarkowskijs »Nostalghia« breitwalzt und beiläufig behauptet, »die Poesie der Erfahrung von Gefühlen« - ist das nicht schön gesagt? - folge »den Gedichten des Namensvetters Arsenij Tarkowskij, von dem auch die Verse stammen, die Andrej Garciacov liest«. Namensvetter ist schon richtig, Vater wäre richtiger - noch dazu, weil dieser Arsenij Aleksandrowitch Tarkowskij nicht irgendeiner ist, der mal so ein paar Verse geschrieben hat, die sein Sohn jetzt uns allen zumutet, sondern weil er das Werk seines Sohnes, Andrej Tarkowskij, von Beginn an begleitet hat und noch dazu ein bedeutender Schriftsteller und Übersetzer in der UdSSR ist. Das kann man wissen, wenn man es wissen will. Ebenso wie man wissen kann, daß das Drehbuch von Wajdas »Eine Liebe in Deutschland« nicht von irgendeiner Polin mitverfaßt wurde - wie es in KONKRET zu lesen war. Denn immerhin handelt es sich bei diesem Polenmädchen um Agnieszka Holland, die alles andere als unbekannt ist, seit 1971 Filme macht, 1981 »Fieber« auf der Berlinale zeigte, Mitautorin bei Wajdas »Ohne Betäubung« war.

Man muß also nicht nur nicht sehen, nicht lesen, nicht abschreiben können, sondern dazu auch nichts wissen, um gewerbsmäßig Filmkritiken schreiben zu dürfen.

Das, was sich da als Filmkritik ausgibt - Woche für Woche in den verkappten PR-Magazinen wie »tip« und »zitty« und wie sie alle heißen, Tag für Tag in den meisten Zeitungen dieses Landes, ist auf den Blindenhund gekommen, der ohne Zweifel der treueste Begleiter vieler Kritiker ist, wenn sie wieder einmal ihre Schritte in jene dunklen Höhlen zu lenken suchen, in denen es gar nicht auffällt, daß sie nicht sehen können. Ihre Ohren sind - ausgleichende Gerechtigkeit von Mutter Natur und Vater Gott - halbwegs in Ordnung, und da es der Mehrzahl der Filme, die sie sich anhören, an vielem mangelt, aber nur nicht an Geschwätzigkeit, gelingt es ihnen immer wieder, die Inhalte der Filme, die nur ihr Hund auch sieht und hört zugleich, im großen und ganzen auf die Reihen der Spalten jener Journale zu bringen, in denen sie veröffentlichen.

Mehr wollen sie auch gar nicht als Nacherzählen. Denn »durch Filmkritik soll der Leser informiert werden über Inhalt, Genre und Besetzung eines Films«. So stand es im »zitty«, und so wird es, nicht nur dort, auch gehalten. Film ist Inhalt, und Inhalt ist die Geschichte, die erzählt wird. Wie sie erzählt wird, muß unwichtig sein, weil der Kritiker es nicht sieht, und so der Leser als potentieller Zuschauer nicht auf etwas verwiesen werden kann, was sowieso unsichtbar bleiben soll. Die meisten Kritiken lesen sich dann auch wie Texte über Hörspiele, die eigenartigerweise in Räumen mit einer Leinwand vorn und einem Projektor hinten vorgespielt werden. Alles andere als der Inhalt ist dann »brillant« oder »herausragend« oder »eindrucksvoll« oder »konventionell« oder »nicht konventionell« oder was immer auch. Die Geschwätzigkeit der Adjektive verbirgt die Leere der Aussagen nur kümmerlich. »Bündig« sei die Filmsprache Schlöndorffs in »Eine Liebe von Swann«, »vortrefflich« die Ausstattung und gar »anschmiegsam« die Kameraführung. So stand es in der »FAZ«. Anderswo

nicht viel anders. Wer in diesem Gewerbe dem Adjektivismus aus Faulheit weniger huldigen möchte, weil alles schon gesagt worden ist, ohne daß man es eigentlich verstehen und nachvollziehen könnte - bündig? vortrefflich? anschmiegsam? -, der arbeitet sich mehr an seinen eigenen Formulierungen ab. Wunderschöne Sätze entstehen dabei: »Wie in Gabriel Garcia Marquez' Romanen die Assoziationen adjektivisch ins Phantastische wuchern, so breiten sich in Ruy Guerras Film aus langen, die Geschehnisse verbindenden Einstellungen Bilder der wahrscheinlichen Unwahrscheinlichkeit.« Oder: »Souverän schert sich der Regisseur kein wenig um konventionelle Machart und lineare Erzählstruktur, vielmehr verselbständigen sich zuungunsten der eindimensional psychologisierenden Story hier herausragende Photographie und der brillante Schnitt. Selbstredend - es sind dies nur kinematographische Mittel, angewandt zu einem fragwürdigen Zweck.« (»zitty«)

Kein Sport-Berichterstatter dürfte sich etwa bei der Beschreibung eines Fußball-Spieles so ins Gelaber davonschummeln. Jeder noch so mickrige Text über ein 90-minütiges Fußballspiel enthält gemeinhin mehr Informationen über die Spielbedingungen, über das Spiel selbst, als die meisten der noch so üppigen Filmkritiken über einen gleich langen Film. Es ist zu vermuten, daß die gewerbsmäßigen Filmbetrachter und -beschreiber vor der Aufgabe verzweifeln müßten, einen 30-sekündigen Werbespot zu beschreiben. Dort, wo Objektive und Blenden, Material und Format, Schnitt, Kadrierung, Musik, Rhythmus, Licht und Farben der Inhalt selbst schon sind, stößt ihr bloßes Interesse an den Inhalten an die selbst gesetzten Grenzen der Wahrnehmung und des verstehenden Sehens.

Floskeln wie »Besonders der letzte Teil braucht vom Spiel und Inhalt mehr Drive und Emotion, um im aufrüttelnden Finale des Attentats zu enden« - so Frank Ripploh im »tip« über »Morgen in Alabama« - oder Dummheiten wie »'La Balance' ist deswegen ein bemerkenswerter Film, eben weil er sich aller Wertungen enthält« - Hans-Joachim Neumann in »zitty« - und schließlich die bewußte Ignoranz wie »Das Herauslesen, Analysieren, Psychologisieren, Verbrämen und Darüber-Brüten überlasse ich anderen« - so Kid P. im »tip« zu Brooks »Sein oder Nichtsein« - tragen für sich und zusammen dazu bei, daß dieser Besprechungsjournalismus im Stile von Erlebnisaufsätzen, wie sie auch Kinder in der Grundschule schon hinkriegen - Handlung wiedergeben, Impressionen vermitteln - sich unterscheidet nur durch die Unterschiedlichkeit der vorgegebenen Handlungen, die als Inhalt genommen werden.

Zustimmung oder Ablehnung von Filmen entspringt so einem bloß kontemplativen geschmäcklerischen Abwägen der Story. Diesen Besprechungen und Betrachtungen, die Kritik zu sein vorgeben, doch allen Ernstes nie daran denken, auch Kritik zu werden, ist alles einerlei: ob B-Picture, Porno-Schwankerl, Kult- oder Kunstfilm, ob Carpenter, Hamilton oder Saura, immer folgen sie durch ihre kaum reflektierte Praxis jenen Anweisungen des Schauspielers und Regisseurs Fritz Gentschow, der da schrieb:

»Kamerad Kritiker: betrachte die Kunstkritiker! Sei ein guter Übersetzer des Geschaffenen für die Betrachtenden! Lenke den Zuschauer vom Nichtgeglückten weg auf das, was gewollt war! So erziehst Du den Filmschaffenden und gibst den Nehmenden mehr, als vorhanden ist. Das Wollen ist oft gut, das handwerkliche Können auch; aber der Geist ist noch jung. Doch die Zeit ist wach und hell und duldet weder Schwaches noch Schlechtes. Aber weise und gütige Helfer, die ein großes Herz haben, einen tiefen Verstand und - Liebe zu den Menschen - sind selten. Sei Du einer von diesen. «

Das stand in »LichtBildBühne«. Da war die Kunstkritik und damit auch die Filmkritik schon bald drei Jahre verboten. Kunstbetrachtung, Filmbetrachtung war angesagt. Die Kollaboration der Betrachtenden mit dem Betrachteten wurde eingefordert wie ein Fahneneid. Nur wenige Schritte sind es vom Dienst am Staat zum Dienst am Produzenten. Dienstbar ist die Filmkritik hier allemal.

Konkret 05/84, S. 100

Olaf D. Marx

Film: Castros Rache

In Brian de Palmas □ Scarface□ wird aus einem kleinen kubanischen Gauner der Top-Manager eines Koks-Konzerns

Vier Jahre danach gönnt Regisseur Brian de Palma dem großen Leader Castro seinen Triumph über die Yankees noch einmal - in heiteren Retro-Wochenschaubildern. »Wir brauchen diese Leute nicht!« ruft er, und unter dem einsetzenden Jubel revolutionsseliger Companeros, einer Million, macht sich ein Häufchen von Hundertzwanzigtausend auf kümmerlichen Booten davon, Leute von der ehrbaren Sorte, die die Öffentlichkeit ständig mit ihrem Menschenrecht auf Familienzusammenführung belästigt. Und Castro wäre kein Revolutionär, schickte er bei so günstiger Gelegenheit nicht gleich eine Ladung Gangster, Nutten und Dissidenten in die USA, den freiesten Mülleimer dieser Erde, hinterher.

Was de Palmas Sache sonst nicht ist, satte, grelle Ironie, hier setzt er sie unbeschwert an den Anfang seines Remakes von Hawks-Klassiker 'Scarface' (1932), der mittlerweile zum vielbelachten Standardangebot eines jeden ordentlichen Programmkinos degeneriert ist. Und ausnahmsweise haben die Studenten einmal Recht. Wer kann heute noch - außer Cineasten, die auf anderes achten - eine pathetische Hymne auf Al Capones Maschinenpistole ernstnehmen? Wen rührte oder schockierte gar ein mit unbeholfenen Dialogen unterlegtes Schwarz-Weiß-Melodram, das seinen unerbittlichen Lauf dem Inzesttabu verdankt?

Aus dem von Ben Hecht entworfenen Hawkschen Handlungsgerüst läßt sich jedoch ein bemerkenswerter Achtziger-Jahre-Film konstruieren, wenn man den Schwerpunkt der Darstellung verschiebt: weg von platter sozialkritischer Hollywood-Landschaftsmalerei oder ebensolchem Pseudo-Engagement (Jane Fonda reitet für die Minderheiten der Welt) zum Bild des Gangsters an sich, der im High-Speed-Kapitalismus unserer Tage natürlich mit Kokain dealt.

Tony Montana (Al Pacino, der - einzige Schwäche des Films - nicht Robert de Niro ist), kleiner Gauner im karibischen Realsozialismus, spült es ins Sammellager für Kubaner in Miami und gleich wieder hinaus, da er in höherem Auftrag einen verhaßten Ex-Minister Castros erledigt: Er ersticht den verängstigten Verlierer der Revolution, den es auch so unwiderstehlich in die USA gezogen hatte. Etappenweise erklimmt Montana nun, in Begleitung seines alten Kumpanen Manny Ray (Steven Bauer), die blutige Leiter der illegalen Hierarchie Amerikas nach ganz oben, auf den Chefposten der grauen Gesellschaft der Drogenlieferanten Floridas. Aus dem kleinen Ex-Tellerwäscher wird erwartungsgemäß das an Verfolgungswahn leidende, geldscheffelnde, rülpsende Monster, der eigenen Droge zudem verfallen, eben Kretin, fluchend, neureich. In einer videogesicherten Trutzburg geht er an der Erfüllung seiner Träume gelangweilt zugrunde; seine koksende Ehefrau (Michelle Pfeiffer) verloren; die Schwester, heimliches Ziel seiner Liebe, stirbt durch sein Verschulden - bis das internationale Drogensyndikat dem schließlich in einer grotesk schießwütigen Schlußszene ein Ende bereitet. »Die Welt gehört dir« war Tonys Motto. »Niemals!« schallt es hohnlachend zurück.

De Palma, Romantiker des Neuen Amerikanischen Kinos: »Mich faszinieren die Auswirkungen der kapitalistischen Gesellschaft, in der alles unter der Prämisse des Profits geschieht. Mich interessiert, wie jedes moralische Gespür davon aufgesogen wird - und welche Effekte das auf das Leben derer hat, die dagegen angehen, nicht im politischen, sondern im privaten Sinne.« Oder wie auch der zwangsläufig scheitert, der sich eigentlich extrem konform verhält: der Gangster, der mit den Repräsentanten der Demokraten verhandelt. De Palma dehnt und zerrt an der Figur 170 Minuten lang, eine elende Quälerei, die er nicht mit beruhigendem Tiefblick in die bürgerliche Psyche belohnt. Er verharrt rigoros an der Oberfläche (und wen die nicht interessiert, dem entgeht - nach Oscar Wilde - das Wesentliche).

»Scarface« ist strapaziös - im guten Sinne - wie es bisher noch kein De Palma-Film war. Und er muß es sein, akzeptiert man einmal die romantischen Intentionen seines Regisseurs. In dessen Filmen geht es um Opfer, mit denen er sympathisiert, die er aber, nicht heroisiert, und der Anblick von Opfern ist anstrengend; da wird man entweder an der Welt verrückt - wie im 76er »Carrie« - oder stirbt an ihr wie in »Blow Out«. Ohne auf moralische Würdigung des Opfergangs hoffen zu können. In »Scarface« stirbt es mit aller Macht. Schlimm.

Konkret 05/84, S. 100

Olaf D. Marx

Plattentips

Die Platte des Monats ist erstens eine Maxi-Single mit gehörigem Mega-Mix, der hier aber nicht die Funktion der fünfzehnminütigen Gitarrensoloorgie übernimmt, und zweitens stellt sie eine völlig unbekannte Gruppe vor: **Swans Way** auf ihrem **»Soul Train«.** Der Sänger spielt pointiert mit dem Timbre Kevin Rowlands, die Geiger tun so, als begleiteten sie T. Rex, die Frau im Hintergrund klagt wie Siouxsie - ein naiv benutzter Discobeat. Die liebevolle Dramaturgie und exzellente Produktion malen am altbekannten, so zusammengestückelt aber wieder ergreifenden Bild vom Mann, der spätnachts bei Regen durch die Straßen irrt, weil die Frau oder die Welt an sich ihn im Stich gelassen haben. Der Text kommt mit Tupfern wie »It's midnight« oder »I'm tired« aus, den Rest reimt persönliche Erinnerung zusammen. Das Ergebnis: ein besessenes Stück eigene Schwache, das nicht schwach macht. Auf der Rückseite gibt man sich das Image einer Nachtclubcombo, die ernstgenommen werden will. Ein Walkman halt allerhand aus.

Viel verstehen wollen **Prefab Sprout,** und deshalb denken sie auf ihrer Debüt-LP **»Swoon«** viel noch: Über Isaac Green, Bobby Fisher und über das Mann - Frau - Problem. Garniert ist das Ganze von jungenhaften Gesängen und Gitarrenakkorden, recht komplizierten Melodien und Rhythmen, die manchmal unfreiwillig parodistisch wirken. Sechsundzwanzigjährige haben sich ihr Aufsatzheft aus der Abgangsklasse geschnappt. Sympathische, liberale Musik.

Akustische Gitarren, Bongos, Mandolinen, Geigen, Bläser und sogar eine Sitar haben die **Pale Fountains** in den Übungsraum geschleppt, abgeschlossen, damit die große Schwester nicht belehrend dreinredet, und dann alles eingespielt, was sie vom Radio-Musikunterricht im Kopf hatten - Beat, ein Rockstück, verspielten Pop, sehr sanft und unaufdringlich - und es **»Pacific Street«** genannt. Eine LP von kleinen, niedlichen Boys,. die es nicht so genau wissen und niemanden belästigen wollen.

Bedrohlich erwachsen verabschieden sich **Soft Cell** mit **»This last night in Sodom«.** Sänger Marc Almond hat vor geraumer Zeit »Carmen« entdeckt, was ihm nicht gut getan hat: Er jammert und stottert, wo er einst klar und ergreifend die Wahrheit gesagt hat. Spaßig allein die Ich-bin-ja-so-drogenabhängig-Attitüen und Mädchen-willst-du-Mörder-Sex-Witze.

Der intelligentere Teil des Duos, Dave Ball, Komponist Arrangeur hinterm Synthie, versucht das Chaos mittels Filmmusik zu entwirren und steuert so kurzzeitig die poppigsten Stücke bei. Dann sackt es wieder gehörig in Ole-Rufe und öden New York-Undergound Snobismus ab.

Solch ältliche Gedanken vertreibt **Carmel,** die ihre LP **»The Drum is everything«** nennt. Die blond-schwarze Stimme aus dem Norden Englands, wo es immer rußt und alle die Dreißiger Jahre-Depression mitspielen müssen. Sie auch. Sie singt es. Gospel, Blues, Swing. Sie sieht gut aus, versteht ihr Geschäft und wählt Labour. Besseres kann England gar nicht passieren. Da darf man sich mitfreuen.

Konkret 05/84, S. 102

Wolfgang Pohrt

Der Preis der Sicherheit

Über die Psychopathologie des bundesrepublikanischen Staatstheaters

Ein durchschnittliches Provinzstadttheater ist ein Ort, wo 100 Beschäftige einen 10-Millionen-Etat kleinkriegen müssen, ohne ihn verjubeln zu dürfen. Der Rechnungshof achtet darauf, daß mit den Steuergroschen keine rauschenden Feste gefeiert, sondern daß sie in Kostüme und Bühnenbilder gesteckt werden. Das Ergebnis sind die berüchtigten überladenen Inszenierungen, wo unter der Dekoration jede Dramatik erstickt, und die Darsteller sich eingewickelt und dicht gedrängt auf der Bühne tummeln wie mumifizierte Ölsardinen, wenn sie nicht gerade ihren progressiven Tag haben und Ausgleichssport treiben, der darin besteht, fuchtelnd und kreischend splitternackt durch ein ganz kahlgeschlagenes Bühnenbild zu rennen.

Der Zwang, 10 Millionen ausgeben zu müssen und sie nicht verpulvern zu können, wird durch den weiteren verstärkt, eigentlich überflüssig zu sein und doch einen Tätigkeitsnachweis erbringen zu müssen. Weil die Eintrittsgelder nur einen Bruchteil des hochsubventionierten Gesamtetats ausmachen, sind die Vorstellungen selbst keine ökonomischen Notwendigkeiten, sondern Demonstrationen eines guten Willens, den das Ensemble allabendlich beweisen muß. Im ökonomischen Sinn arbeitet das Ensemble nicht, wenn es auftritt, denn die Einnahmen decken kaum einen Bruchteil der Kosten. Es bietet vielmehr seine Arbeitskraft an und stellt seine Arbeitswilligkeit unter Beweis, wofür es dann bezahlt wird, als wenn es wirklich Geld verdient hätte. Mag es auch Kindern bekömmlich sein, statt für die wirkliche Leistung schon für den guten Willen gelobt und belohnt zu werden, so schadet dies pädagogische Verfahren Erwachsenen doch insofern, als sie dabei auf die Stufe von Kindern zurückversetzt und dabei leicht infantil werden.

Überlagert werden die beiden Zwänge von der stadttheaterspezifischen Provinzneurose, unter der das gesamte darstellende Personal einschließlich des Intendanten in der Regel leidet. Orientierungspunkt fürs Stadttheater ist das Feuilleton der überregionalen Presse. Dort findet es Bestätigung und ein Echo, welches ihm erst beweist, daß es wirklich existiert. Eben dort aber wird es normalerweise beharrlich ignoriert, mit dem Effekt, daß die Theaterleute sich fühlen müssen wie die letzten Überlebenden auf einer einsamen Insel, abgeschnitten von jeder Verbindung.

Hinzu kommt jene Isolierung des Stadttheaters vom Rest der Welt, die gerade durch seine Subventionierung bewirkt wird. Dem Stadttheater ergeht es wie einem Arbeitslosen, der keine Kollegen und deshalb auch keine Bekannten- mehr hat, dessen Kontakt mit der Außenwelt sich auf den Empfang der alle 14 Tage eintreffenden Überweisung von der Bundesanstalt für Arbeit beschränkt, und der deshalb patriotische oder andere Gemeinschaftsgefühle entwickelt als Realitätsersatz, oder der zu unangenehm kumpelhaft-aufdringlichem Anbiedern neigt, bezogen aufs Stadttheater: die Tage der offenen Tür, die Workshops, die Führungen und Diskussionsveranstaltungen, der ganze PR- und Mitmachrummel, der ersatzweise das leisten soll, was das Ensemble in der Vorstellung nicht kann: das Publikum fürs Theater zu interessieren.

Nicht darauf angewiesen, sich auf einem Markt behaupten, gegen andere konkurrieren und ein Publikum erobern zu müssen, welches keine Schutzgebühr für die mittlerweile preiswerteste Form von Freizeitgestaltung, sondern kostendeckende Preise zahlt, den Gesetzen der Wirklichkeit also ganz entrückt, entfernt sich das Theater aus dieser. Die Folge ist Realitätsverlust. Der spezielle Realitätsverlust des Theaters aber spiegelt wiederum nur den allgemeinen wider, freilich grotesk überspitzt. Während in normalen Produktionsbetrieben die Irrationalität der Herrschaft an den ökonomischen Realitäten und Notwendigkeiten ihre Grenze findet, existiert beim subventionierten Stadttheater eine solche vernunftstiftende Grenze nicht. Die Psychopathologie eines Bäckermeisters beispielsweise wird durch die Notwendigkeit in Schranken gehalten, daß das Produkt bestimmten objektiven Qualitätsmaßstäben entsprechen muß. Er ist gezwungen, etwa periodische Anfälle von Herrschsucht, temporär aufflackernden Irrsinn, despotische und sadistische Neigungen im Interesse der wirtschaftlichen Selbsterhaltung zu zügeln, er muß seine Herrschaft in die Form sachlich begründeter Anweisungen kleiden, wenn er als Geschäftsmann überleben will. Er wird persönliche Antipathie und Sympathie zurückstellen und seine Untergebenen nach deren Leistung beurteilen müssen oder andernfalls die Konsequenzen selber zu tragen haben, wenn er am Ende des Geschäftsjahres Bilanz zieht.

Im Unterschied dazu ist das subventionierte Stadttheater der spezielle Ort, wo sich der allgemeine Wahn in seiner ganzen Pracht ungebremst austoben darf; wo die sachlich vermittelte Herrschaft über Personen, diese große Errungenschaft der bürgerlichen Emanzipationsstufe der Menschheit, sich punktuell zurückbildet in die unmittelbare Unterwerfung von Personen unter das persönliche Regiment eines Despoten, eines Operetten-Despoten freilich: wo despotische Wesenszüge wie Teppichbeißen und Schaum vor dem Mund zum karrierefördernden Nimbus des Genialisch-Irrsinnigen gehören.

Es bleibt dem Ensemble und seinen Leitern auch praktisch gar keine Wahl, als mehr oder minder offensichtlich verrückt zu werden, denn Realitätsverlust nach außen ist gleichbedeutend mit reiner Willkürherrschaft im Innern. Abgesehen davon, daß das Stadttheater ohnehin nicht auf einem Markt konkurrieren muß, weil es erstens hochsubventioniert, also vom

Publikum unabhängig, und weil es zweitens lokaler Monopolist ist, abgesehen davon also ist das Ensemble in der Regel allem Gejammer über Subventionierungskürzungen zum Trotz heillos überbesetzt, ganze Sparten, wie beispielsweise das Ballett, rangeln über Jahre hinweg vergeblich um einen einzigen Termin auf dem Spielplan pro Saison. Viele Ensemblemitglieder können nach Saisonende die Stunden an den Fingern ihrer Hände abzählen, die sie auf der Bühne verbringen durften.

Aus dem Widersinn, daß für das Ensemble kein Produktionszwang, eher schon ein Produktionsverbot einerseits und andererseits Anwesenheitspflicht besteht, ergibt sich ein Arbeitsalltag, worin Beschäftigungstherapie und Gruppendynamik in allen Variationen die Hauptrolle spielen. Persönliche Feindschaften, Beziehungen, Affären und Intrigen werden in diesem Klima ungemein wichtig und sind stets ein willkommener Anlaß für Nervenzusammenbrüche, Selbstmordversuche, vegetative Störungen und all die kleinen Tragödien, die dem Stadttheaterleben hinter den Kulissen die melodramatische Note geben, die man als Zuschauer auf der Bühne stets so schmerzlich vermißt. Wenn man im Stadttheater Eifersucht, Haß und Mordlust erleben will, darf man nicht eine Vorstellung von »Othello« besuchen, sondern dann muß man in die Kantine gehen. Hier und in den Proberäumen und Büros werden die stärksten Szenen geboten, freilich unter Ausschluß der Öffentlichkeit, und das Publikum wird wieder um das Beste betrogen.

Die Willkürherrschaft, die durch den Realitätsverlust nach außen den Intendanten, Regisseuren und Choreographen intern förmlich aufgezwungen wird - etwas müssen sie tun und entscheiden, unter den gegebenen Bedingungen ist es aber immer Willkür, und je verrückter einer ist, desto besser für ihn, denn spastische Zuckungen eines gemarterten Hirns werden erwartet und als Einfall verbucht -, diese Willkürherrschaft also verlangt von den Entscheidungsträgern, ihren Charakter ganz auszuleben, was für die Untergebenen meist unerfreulich ist, umso interessanter aber für den psychologisch versierten unbeteiligten Beobachter, der hier Studienobjekte findet wie sonst nirgends. Nicht zufällig besteht die Kunst renommierter Theatergurus wie Zadeck, Pina Bausch oder Kresnik weniger im - bisweilen sogar ausgesprochen unterentwickelten - handwerklichen Können, als im Vermögen, in die Rolle eines Medizinmannes oder Sektenpriesters zu schlüpfen und ein masochistisch veranlagtes Ensemble durch ausgiebige Tyrannei zu verwöhnen, wodurch es dann seinerseits befähigt wird, das Publikum zu quälen, was wiederum die Theaterkritiker der großen Blätter, etwa Bausch-Fan Karasek vom »Spiegel«, besonders genießen, weil auch sie gelegentlich ein Bedürfnis nach dem tröstlichen Gefühl entwickeln, das hohe Einkommen sei durch harte Arbeit und schweres Leid redlich verdient.

Was das Stadttheater in erster Linie produziert, ist also nicht Theater, oder es ist Theater im übertragenen Sinn, nämlich Wahnsinn und Irrsinn im Ensemble. Wenn die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten Behörden sind, die sich von anderen Behörden, wie beispielsweise den Einwohnermeldeämtern, dadurch unterscheiden, daß sie nebenbei auch senden, dann ist das Stadttheater eine halboffene Anstalt mit einem besonderen Therapiekonzept, welches darin besteht, daß die Patienten zur Selbstdarstellung auf die Bühne dürfen. Was die Leidensgemeinschaft außerdem zusammen und bei der Stange hält, ist die Pfründe: das tariflich gesicherte Einkommen mit Altersversorgung, Jahresurlaub, Kündigungsschutz, Kindergeld, Ortszuschlägen. Da der Besitz der Pfründe von der Bereitschaft abhängt, bei Beschäftigungstherapie und Gruppendynamik willig mitzumachen, fördert diese Einkommensart gleichzeitig selbstverleugnende Unterwürfigkeit und einen zähen Durchhaltewillen. Weil keiner dafür bezahlt wird, daß er ein Kassenmagnet und seine Leistung unentbehrlich ist, sondern dafür, daß er guten Willen zeigt, muß es sein Bestreben sein, stets willig zu erscheinen. Streberhaft und beflissen wirken die Darsteller deshalb selbst auf der Bühne und lassen beim Publikum den schalen Nachgeschmack zurück, man sei betrogen worden von Leuten, die eifrig und emsig nur so taten, wie wenn sie spielen würden. Im Leben oft leidend, sind die Darsteller sogar bei Stücken, die es zwingend verlangen, auf der Bühne selten fröhlich, und auch dieser Mißmut, diese Verdrießlichkeit dürfte mit einem Phänomen zusammenhängen, welches man nur an deutschen Stadttheatern findet: Schauspieler, Tänzerinnen und Tänzer, die so unauffällig waren, daß man immer vergaß, ihnen eine Kündigung zu schicken, die durch die abgesessenen Jahre schließlich unkündbar geworden sind und der Bühne nun bis ins Rentenalter erhalten bleiben.

Freilich soll keiner, auch kein Künstler, am Rand der Armut leben müssen. Zur Kunst gehört aber das Risiko des Nichtgefallens und Mißlingens, welches einer ihrer schönsten Reize ist - ein Recht, auf der Bühne zu stehen hat niemand. Zur Kunst gehören Können und Glück, wer nicht beides hat, wer nicht gefällt, hat das Spiel verloren. Er muß ausscheiden, was ihn nicht hindern soll, es immer wieder zu probieren.

Konkret 05/84, S. 104

Johannes Seifert

Bücher: Subventions-Theater

Boguslav Drewniak: Das Theater im NS-Staat. Szenarium deutscher Zeitgeschichte 1933-1945. Droste Verlag 1983. 456 Seiten, 58 Mark

Je weniger öffentlich von den banalen und profanen Interessen gesprochen werden soll, desto mehr beherrschen sie alle Gedanken. Von solchen Gedanken, die so, wie sie gedacht wurden, nicht gesagt werden dürfen, schwillt dann die Sprache an, sie wird geschwollen und schwülstig. Besonders dann, wenn politische Entscheidungen über die Verteilung des Sozialprodukts zur Debatte stehen, fühlt sich das Volk der Dichter und Denker beim Namen gerufen. Aus seiner Mitte treten Poeten als Wortführer des Zanks um den Umfang des Anteils am großen Kuchen hervor, und weil die Poesie sich mit dem niederen Gezerre nicht abgeben kann, wird schließlich nur noch von bedeutenden und letzten Dingen gesprochen, von Existenz und Existenzvernichtung, von Leben und Tod.

Am leichtesten fällt es Künstlern und Wissenschaftlern, drohenden Pfründenentzug mit soviel Schicksalsschwere zu befrachten, wie nötig ist, damit die öffentliche Diskussion den richtigen Tiefgang bekommt. Wenn Gebrauchslyriker von Profession in eigener Sache plädieren, ist bald keine Rede mehr von Geldern, deren Gegenwert sich darstellt in Bausparverträgen, Eigentumswohnungen und einer gehobenen Lebensführung, sondern es geht dann um die Wissenschaft, um die Kunst, um den film, um die Kultur und letzten Endes immer um den Schaden, den die Nation erleiden würde, wenn der Staat nicht zahlt. Sein Rang und seine Qualität wird an der Bereitwilligkeit gemessen, mit der er Leuten, die zur einen oder anderen Zunft gehören, das Hobby finanziert. Wenn ein Jungfilmer die Filme auch bezahlen soll, an denen vornehmlich nur er selbst seine Freude hat, ist dies ein Akt der Zensur. Wenn ein Arbeitsloser sich wegen Geldmangel beim Modellflugzeugbasteln einschränken muß, obgleich er gerade jetzt soviel Zeit dafür hätte, ist das Schicksal. Oder anders gesagt: soll der Penner mit seinen niederen Bedürfnissen vertrocknen, solange es nur den gebildeten Ständen und den von ihnen vertretenen höheren Werten gut geht. Als beispielsweise die Subventionen für das Dortmunder Stadttheater Ende 1982 zur Disposition gestanden hatten, fanden die üblichen Versammlungen der Bühnenlobby statt. Auch die Grünen ließen sich nicht lumpen und schickten einen Redner, einen Hartmut Regenstein, der zur Strafe beim Namen genannt und zitiert wird:

»Liebe Theaterfreunde, ich habe Euch näher schätzen und lieben gelernt an diesen kalten Tagen im Dezember 1981, als in Polen so viele Hoffnungen zu Grabe getragen wurden. Sie haben sich damals eingesetzt für die Freiheit in Polen, für Solidarnosc.

Theater hatte und hat die Aufgabe, Hoffnungen wach zu halten, Sensibilität zu wecken, für das Leben. G . .)

Nein, auf ein Theater kann man nicht verzichten wie auf ein Schwimmbad oder eine Turnhalle. Theater ist unverzichtbar in einer Gesellschaft, die mit Beton und Wachstumsdenken gerade Phantasie und Denken so schwer macht. (...)

Weil Dortmund nicht vergehen darf, deshalb darf das Dortmunder Theater nicht sterben. Das Theater muß leben. «

Ein halbes Jahr später, der Weltkrieg war gar nicht ausgebrochen, kannten die Grünen, Kreisverband Dortmund, vor lauter Theaterbegeisterung schon keine Parteien mehr. Sie erklärten: »Wenn wir an der Kultur sparen, sparen wir an der Zukunft. Die Grünen sind bereit, über alle Parteigrenzen hinweg, jedes Engagement für das Theater zu unterstützen. «

Bis vor kurzem hätte man die blamable Episode vielleicht mit der Bemerkung quittiert, einem Theater, welches Liebhaber vom Kaliber des zitierten Grünen hat, sei die baldige Pleite von ganzem Herzen zu wünschen. Man hätte sodann auf die manchmal auch heilsamen Wirkungen der Krise vertraut und das Thema gewechselt. Nun aber hat ein im letzten Herbst erschienenes Buch von Boguslav Drewniak Theaterfreunde und Literaturliebhaber in die glückliche Lage versetzt, genauer begründen zu können, warum sie Theater und Literatur im Prinzip nicht reizlos, in der erwähnten Praxis aber meist lästig finden. Drewniaks »Szenarium deutscher Zeitgeschichte 1933 - 1945« unter dem Titel »Das Theater im NS-Staat« ist ein Buch über die verdrängte und vergessene Gründungsgeschichte jener Art von Kulturbetrieb, die uns noch immer und heute vielleicht mehr denn je anödet und langweilt. Dieser Kulturbetrieb ist, wie Drewniak ganz unabsichtlich und desto überzeugender nachweist, in seiner heutigen subventionierten, verstaatlichten Form in den Jahren 1933 - 1945 entstanden. Und so findet man in dieser historischen Studie die aktuelle Theaterbegeisterung des zitierten Grünen ebenso wieder wie seine Argumente: »Der Theaterkonsum stieg im Dritten Reich ins Massenhafte. Die Zahl der Besucher verdreifachte sich von 520.000 im Jahre 1932 auf 1,6 Mio. im Jahre 1936. Der Theaterbesuch galt sozusagen als 'nationale Pflicht'. Er sollte die Menschen über den Alltag erheben und bei der Bewältigung des Lebens im nationalsozialistischen Sinne helfen.« Je schwieriger das Leben, desto größer mußte dieser Logik zufolge die Nachfrage nach Theaterkarten werden. In der Tat zeigt eines der Fotos in Drewniaks Buch eine schier endlose Menschenschlange. Sie steht an für den Vorverkauf zu »Faust«, vor dem Hamburger Schauspielhaus, im Kriegsjahr 1940.

Zunächst freilich waren es nicht erschwerte Lebensumstände, sondern organisatorische Maßnahmen, die aus den Deutschen unter den Nazis ein Volk von leidenschaftlichen Theaterbesuchern machten. Zuteiler des Publikumsstroms waren die »Besucherringe«, zu denen sich ein kaum überschaubares Geflecht anderer Institutionen zusammengeschlossen hatte: der »Kampfbund für deutsche Kultur«, der Reichsverband »Deutsche Bühne«, die »Nationalsozialistische Kulturgemeinde«, die NS-Gemeinschaft »Kraft durch Freude«, eine Organisation im Rahmen der »Deutschen Arbeitsfront«, die »als 'Zeugnis des Sozialismus der Tat', der 'lebendigen Volksgemeinschaft' und 'deutschen Friedenswillens' gepriesen wurde.« Ein weiteres Mittel, die Theater zu füllen, bestand darin, die Eintrittspreise drastisch zu senken: eine Theaterkarte kostete nicht mehr als ein Besuch auf dem Sportplatz oder im Kino. Voraussetzung für die Reduzierung der Eintrittspreise wiederum war verstärkte Subventionierung der Bühnen durch den Staat, und diese Subventionierung erfüllte gleichzeitig einen weiteren Zweck: sie, nicht etwa Zensurmaßnahmen oder die Androhung drakonischer Strafen, war die Methode, mittels derer sich der NS-Staat die Kunst-, Unterhaltungs- und Ideologieproduzenten gefügig machte. Der Intendant, der selber immer mit einem Bein im KZ, und hinter dem stets ein Gestapo-Mann mit gezogenem Revolver stand, ist nichts als Legende.

Nicht Peitsche, sondern Zuckerbrot war das Mittel der Nazis, auf den Bühnen eine Spielplangestaltung herbeizuführen, die den regen Theaterbesuch auch politisch lohnend machte: »Durch materielle Förderung und mannigfach verwirklichte Anhebung ihres gesellschaftlichen Ansehens versuchte der NS-Staat, sich die Bühnenschaffenden zu verpflichten und Einverständnis mit den politisch bestimmten und weltanschaulich erwünschten Maßnahmen im Bereich des Theaterlebens zu erreichen.« Während einem offenbar unheilbaren Aberglauben zufolge Kunst und Kultur unter der sprichwörtlichen Rohheit der Nazis am meisten zu leiden hatten, verhält es sich, wie Drewniak akribisch nachweist, gerade umgekehrt. Die Kulturschaffenden mit großzügigen Gaben zu verwöhnen, war das Erfolgsgeheimnis der NS-Kulturpolitik, die dann auch die gewünschten Resultat erzielte: »Die meisten Theaterleute paßten sich opportunistisch der neuentstandenen Lage an. Die weitgehende Verstaatlichung der Theatereinrichtungen stärkte die jetzt weit größere Theaterbeamtenschaft in ihrer Loyalität gegenüber dem Regime. Opposition, besonders in den 'guten' Hitlerjahren, zeigte sich kaum noch.« Wie heute, wie überall war auch damals die Loyalität der 'Theaterbeamten' auf materielle Privilegien gegründet: »Zu den Erfolgen der Kulturpolitik im NS-Staat gehört ohne Zweifel die weitgehende wirtschaftliche und soziale Absicherung der Theaterschaffenden durch Tarifordnungen, Konventionen, Pflichtversicherungen und Kündigungsschutz. Die 'zuverlässigen' Künstler erlebten auch im Dritten Reich eine gewaltige gesellschaftliche Aufwertung. Zahlreiche Schauspieler, Regisseure (in einzelnen Fällen auch Bühnenautoren), die materielle Sicherheit politischer Unabhängigkeit vorzogen, konnten einen vorher ungeahnten Lebensstandard erringen. «

Nicht nur materielle Sicherheit, sondern auch solche vor zersetzender, neudeutsch: vernichtender Kritik garantierte die NS-Kulturpolitik den Künstlern. Ein letztes Zitat zu diesem Thema aus Drewniaks Buch, welches man beim gegenwärtigen Stand der Theaterdiskussion hier eigentlich nicht rezensieren, also kommentieren und kritisieren, sondern nur nacherzählen und bekannt machen kann: »Am 28. 11. 1936 erging eine Anordnung des Propagandaministers, die Kunstkritik als Ausdruck 'jüdischer Kunstüberfremdung' und 'individualistischer Willkür' verbot. An ihre Stelle trat die 'NS-Kunstbetrachtung' ohne freie Wahl des Standpunkts. (...) Das eigentliche Ziel der Abschaffung der freien Kritik lag freilich auf einer anderen Ebene: Negative Kritik galt als »'gleichbedeutend mit einem indirekten Angriff auf den Staat als Träger kunstpolitischer Anschauungen und Einrichtungen'. «

Noch heute wird offenbar rücksichtslose Kritik - ganz gleich, woran - in diesem Sinne als Angriff auf das große Ganze verstanden. Und so lehrt Drewniaks Buch ganz nebenbei, eine Reihe aktueller Phänomene zu begreifen, für die keine einleuchtenden Gründe zu finden sind.

Konkret 05/84, S. 107

Michael Kunitzsch

Ein Schriftstellerverband, der Schriftstellerverband

Irgendwie rührend, der neue Stellvertretende Vorsitzende des VS Erich Loest, eben noch im Besitz eines DDR-Passes. Es wollte den »Exilanten« aus Osteuropa das Millionen-Erbe von Karl May zugänglich machen. Über so profane Dinge aber mochten sich die Autoren auf ihrem Gewerkschaftstreffen nicht unterhalten. Stattdessen ging es in Saarbrücken auf der »Bundesdelegiertenkonferenz

des VS« um die »großen und dauerhaften historischen Fragen überhaupt« - wie die »Zeit« bemerkt haben will.

Das mußte so anspruchsvoll formuliert werden, weil sich sonst die zweijährigen Bemühungen um die »Wende im VS« etwas lächerlich ausgemacht hätten. So lange nämlich zieht sich die »Schlammschlacht« um den »politischen Kampfverband« und seinen Vorsitzenden Bernt Engelmann schon hin. Höhepunkte jeweils zu den »Friedensbegegnungen europäischer Schriftsteller«, auf denen sich die Verbandsvertreter aus Ost und West kaum aus d m Wege gehen konnten. Der »selbst auferlegte Kooperationszwang mit den Verbänden des Ostblocks« (FAZ) war denn auch Grund für stets neue Empörung vor allem der ehemaligen DDR-Autoren, die nun gleich im Dutzend den VS verließen.

Als im vergangenen Herbst VS und PEN in einem gemeinsamen Protest-Telegramm an General Jaruzelski die »Wiederzulassung *eines* Schriftstellerverbandes (forderten), der die Interessen der Autoren wahrnehmen« könne, machte sich nach Kunze, Buch und Jürgen Fuchs auch Günter Grass bemerkbar. Dessen Ausfälle gerieten freilich so maßlos, daß es selbst der »FR« zu viel wurde und sie bei .Grass »akute Leseschwächen« konstatierte. Der Danziger, der es besser wissen könnte, zettelte einen Streit um den unbestimmten Artikel an (den es in der polnischen Sprache gar nicht gibt) und wiederholte seinen Vorwurf, Engelmann habe die polnischen Kollegen verraten und den Militärs geholfen, einen Quisling-Verband zu installieren, mit solcher Hartnäckigkeit, daß der VS-Vorstand schließlich entnervt zurücktrat.

Dafür, daß das Thema auch den Saarbrücker Kongreß beherrschen konnte, sorgte die korporative Entrüstung der Berliner Delegation, die Grass noch schnell zusammenstellen half. Buch, Fuchs und Schwenger sollten die Frage der Solidarität mit Polen »zur Gewerkschaftsfrage überhaupt«, zum »Test für die Integration des VS« machen. Böll, der sich gerade noch beschwert hatte, daß die berufspolitischen Probleme zu kurz kämen, schloß sich schnell an: »Wenn uns in einzelnen Fällen Gnade gewährt wird«, so der rheinische Katholik im Ton einer Woityla-Enzyklika, »müssen wir wissen, mit wem wir es zu tun haben. Gnade gehört in feudal-totalitäre Systeme.«

So ritt jeder sein Steckenpferd: Heinz Brandt (»Wollen wir die 5. Kolonne des freien Geistes sein! «) hätte am liebsten sofort die »Ehre der deutschen Schriftsteller gerettet und für die Grundrechte im Osten gekämpft - natürlich gewaltfrei. « Und auch Peter Schneider (»Die Freiheit hat keine Heimstatt mehr im VS«) drehte bald durch: »Kann man in diesem Verband noch formulieren, daß den Völkern Osteuropas das Recht auf' Selbstbestimmung abgesprochen wird, ohne als Antikommunist verschrien zu werden?«

Mag sich jeder von diesem »Realen Sozialismus« versprechen, was er will. Ingeborg Drewitz eine Demokratisierung, Heinz Brandt dessen Liquidierung. Nur wurde der VS nicht als Osteuropa-Komitee gegründet. Obwohl die Mehrzahl der bundesdeutschen Autoren nie aufgegeben hat, sich als Wahrer der kulturellen Einheit Deutschlands zu verstehen. Der Antikommunismus war hilfreich auf den gesamtdeutschen Treffen der Fünfziger Jahre, bei der Spaltung der gemeinsamen Organisationen oder auch bei solchen obskuren Projekten wie dem »Kongreß zur Rettung der Freiheit der Kultur«.

Es blieb Hans Christoph Buch vorbehalten, die Diskussion auf solches Niveau zu bringen: »Es geht nicht um Polen, es geht um die Frage, die die Literatur unseres Jahrhunderts prägt; es geht um die Wahrheit ... «

Etwa diese? Die Hexenjagd gegen polnische Intellektuelle erinnere ihn, sagt Buch, an die schlimmsten Jahre des Faschismus und Stalinismus. Da muß er sich von dem Antifaschisten Engelmann erst erzählen lassen, daß es die Nationalsozialisten waren, die in fünfeinhalb Jahren ihrer Herrschaft über Polen mehr als sechs Millionen Menschen umbrachten.

Tat nichts zur Sache. Die Kongreßregie hatte andere Höhepunkte gebucht. Die schöne Strategie der Berliner kam erst ins Rutschen als ihre Polen-Erklärung - wohl gegen ihre eigene Erwartung - angenommen, kurz darauf aber ihre Kandidatin für den Vorsitz, Ingeborg Drewitz, keine Mehrheit bekam und der Engelmann-Freund Hans Peter Bleuel gewählt war. Drei Tage hatten sie ihren Auszug angedroht, eine Stunde vor Schluß - Grass war auf dem Klo - klappte es doch nicht: Ausgerechnet ein Verseschreibender Bundeswehr-Pilot, der sich gern auf ihre Seite gestellt hätte, verschaffte ihnen dann einen allerdings kläglichen Abgang.

Schwenger: Die Grenze unserer Leidensfähigkeit ist erreicht. Nur Hans Christoph Buch hatte den Kampf gegen die »Betonfraktion« noch nicht aufgegeben. Der kaum gewählte neue Vorsitzende mußte schleunigst demontiert werden. Ein

Sachbuchautor wie Bleuel sei kein Repräsentant einer wie immer gearteten Literatur. »Sachbücher« - so Buch - »heißen im Englischen Non-books.« (Denn nur wo Buch draufsteht, ist ...)

War das nun der Schriftstellerverband, auf den »FAZ« und »Welt« lange hingearbeitet hatten, oder war es nur *ein* Schriftstellerverband? Zufrieden konnten sie mit dem Patt nicht sein. Engelmann hatte zumindest für Stoff gesorgt. Allein sein Polen-Telegramm beschäftigte das Feuilleton ein gutes halbes Jahr. Und das von Grass? Nach einer halben Stunde redete kein Mensch mehr davon. Die »FAZ« klagt denn auch über den »bejammernswerten Zustand« des Verbands, den sie gleich für Jahre abgeschrieben hat. Auch die »Welt« sieht »nichts Gutes für die Zukunft«.

Die Krise, sagt Brecht, beweist, wie abhängig die Kunst von der Wirklichkeit ist. Sie bringt dem Künstler Realismus bei - zumindest für einige Zeit. Die Sozialdemokraten unter ihnen reagieren gewissermaßen antizyklisch. Nachdem der bequeme Umgang mit der Macht vorbei und der Gratiszugriff auf die Kulturfonds verwehrt ist, müssen sie erst 'wieder lernen, daß für Leistungen Gegenleistungen erwartet werden.

Solange Schmidt Kanzler war, mochte ein Engelmann in der Rolle des oppositionellen Schriftstellers gutgehen. Sein Abstand zu den Regierenden war größer als der von Grass und damit auch seine Glaubwürdigkeit. Nach der Wende müssen sich Böll und Grass nun schon selbst bemühen. Das hat zum einen den Vorteil, daß die Gemeinsamkeit der Demokraten wieder gewährleistet ist und zum anderen, daß die Abgrenzung gegenüber Engelmann und Ferlemann die Sozialdemokraten vom Vorwurf der Kommunistenhörigkeit bewahren hilft.

Anders die jungen Renegaten. Sie müssen immer Musterschüler sein, wenn sie die Klasse wechseln. Auf die taktischen Spielchen der Sozialdemokraten brauchen sie keine Rücksicht zu nehmen. Was verlangt wird, ist der hohe reine Ton der Wahrheit. Dabei haben sie nichts anderes zu beweisen, als daß zwei mal zwei Schuhbürste ist.

Um (mit Arno Schmidt) bei Karl May zu bleiben: »Steiße ringsum. Worauf dann das bekannte, gern geübte Eindringen in fremde Gänge erfolgen kann.«

Konkret 05/84, S. 108

Till Schulz

Bücher: Das Buch zum Film

Die Macht der Gefühle, Zweitausendeins, 624 Seiten, 20 Mark

Mit der »Macht der Gefühle« hatte Alexander Kluge letztes Jahr erstmals einen Film präsentiert, der seinen eigenen, oft geäußerten Maßstäben entsprach, der ein Publikumserfolg nicht nur bei seiner gemeindeähnlichen Anhängerschaft wurde , und der den Kritikerpreis in Venedig bekam. Und wie in früheren Fällen, so erschien auch diesmal nach kurzer Verschnaufpause das Buch zum Film.

Während bei früheren, eher mißlungenen Filmen wie »In Gefahr und großer Not bringt der Mittelweg den Tod« oder »Die Patriotin« freilich erst die Lektüre des Textbuches die Vorstellungen und Absichten des Regisseurs erahnen ließ, verhält es sich bei der »Macht der Gefühle« gerade umgekehrt. Hier ist kein Studium, keine Vor- und Nachbereitung erforderlich. Der Film hat sich vom Seminarzusammenhang emanzipiert, und die pädagogischen Krücken, die ihn anfangs hatten stützen müssen, werden nun zur Last.

Das Buch - praktisch ein Script, mit Kontaktabzügen reichlich bebildert wie ein Fotoroman - stützt den Film nur insofern, als seine Schwäche die Vorzüge des Films ins rechte Licht stellt. Dessen faszinierende, suggestive Wirkung tritt im Buch umso deutlicher hervor, als man sie schmerzlich vermißt bei der Lektüre des reichlich beliebig kompiliert wirkenden Textmaterials (welches dem Leser eine sonst nur zum Aktenstudium notwendige Geduld abverlangt).

Thema auch des Scripts sind menschliche Gefühle allgemein. Die besondere Begabung des Autors von »Lernprozesse mit tödlichem Ausgang« oder »Neue Geschichten« besteht aber gerade in seiner Abstinenz von Gefühlen. Aus solcher Distanz, wie einer von einem anderen Planeten, betrachtet er die irdischen Vorgänge, die dadurch in einem ganz anderen Licht erscheinen. Es offenbart sich gleichzeitig das Fiktive der Realität und die Wirklichkeit der Fiktion, das Alltägliche wird undurchdringlich, das Undurchdringliche alltäglich.

Hier aber, im Script zu »Die Macht der Gefühle«, wird diese besondere Begabung für den Autor zum Hemmnis. Er spricht über Gefühle wie ein Blinder über Farben, wie ein Tauber über Musik. Er weint, wie Adorno über Schubert schrieb, ohne zu wissen, warum. Kaum vorstellbar, daß die Figur, in welche sich Kluge als Autor verwandelt, reale Gefühle wie Liebe, Haß, Aggression oder sexuelle Erregung wahrnehmen würde - gefühlloser als er hat sich selten einer über Gefühle geäußert. Wie aber das Bewußtsein des Denkens, das »Ich denke« , die Voraussetzung dafür ist, bestimmte Vorstellungen und Gedanken zu Papier zu bringen, so ist das Gefühl, das »Ich fühle«, nötig, um über Gefühle zu schreiben.

Dieser Mangel an Selbstreflexion wiederum, der den Autor scheitern läßt am Thema 'Gefühle', befähigt ihn aber offenbar gerade dazu, diese Gefühle auf die Leinwand zu zaubern: die Blindstellen im Text sind die Glanzpunkte im Film und damit wieder ein Beweis dafür, daß reflektierende und darstellende, philosophische und künstlerische Begabung oft auseinander: fallen, fast einander ausschließen.

So hätte denn eine tadelnswerte Entwicklung Kluges unverhofft späte Früchte getragen, sein spezifisch deutscher Hang zum Gesamtkunstwerk: Der Film reicht nicht, der Text auch nicht, es wird außerdem noch eine Theorie nachgereicht. Zusammen mit Oskar Negt hat Kluge schon vor zehn Jahren mit »Öffentlichkeit und Erfahrung« eine ungewöhnliche, aber keineswegs originelle Mischung aus pseudoorthodoxem Marxismus und empirischer Kenntnis der Filmförderungsrichtlinien vorgelegt, ein Buch, dessen Verstiegenheit vom chaotischen Materialeinband »Geschichte und Eigensinn« aus derselben Küche noch übertroffen wurde. Rückblickend scheint nun diese Verengung des Denkens durch angestrengte theoretische Arbeit eine List gewesen zu sein, um dem Denker die Naivität zurückzugeben, die er als Künstler braucht, und die Ratschlüsse der Vorsehung sind rätselhaft wie immer.

Konkret 05/84, S. 110

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Den Fluch des Journalismus, wisse nichts und berichte alles, bannt in westlichen Zonen der Pressesprecher, der auch nichts weiß und davon bestimmte Mitteilungen macht. Im Osten ist das natürlich ganz anders, und wenn wir nicht Männer hätten wie den »FAZ»-Herausgeber Johann Georg Reißmüller, erführen wir reinweg nichts:

Über die Moskauer Macht- und Rangverhältnisse scheint es nun also ein Stück Gewißheit zu geben, während jahrzehntelang Vermutungen - auf schwächerem oder stärkerem, doch immer unsicherem Fundament - das einzig Erreichbare waren.

Sie sehen nun also das Stück »Gewißheit« von LG . Reißmüller. Vorhang auf:

Seit dem Tod des Generalsekretärs Andropow folgt in der sowjetischen Führung ein überraschender Zug auf den anderen... Dann kamen Hinweise auf eine kollektive Führung ganz neuer Art... Zugleich mit dem ersten Mann wurde ein zweiter, Gorbatschow, präsentiert, und zwar so, daß die Welt den Eindruck bekommen konnte, nun sollten zwei . die Spitze der Pyramide bilden... Deutliche, doch nur indirekte Zeichen... Das Tabu um die Hierarchie an der Spitze der Sowjetunion scheint schwächer geworden zu sein... Aber Vorsicht; trägt das, was wir wissen, so weit? Die verfügbaren Hinweise auf die Machtlage in der sowjetischen Führung sind von unterschiedlicher Zuverlässigkeit... Nehmen wir einmal an, sie bedeuten tatsächlich, das Politbüro habe Gorbatschow zum zweiten Mann bestellt. Das kann, muß aber nicht eine ernste Schmälerung der Macht Tschernenkos bedeuten... So spricht wenig dafür, daß es Tschernenko auf ständige Absprachen mit Gorbatschow verwiesen und damit entscheidungsunfähig gemacht habe. Dieser bezieht seine Macht wahrscheinlich nur zu einem Teil daraus, daß er »zweiter Mann« ist, zum anderen aber aus seinen, Sachzuständigkeiten im Politbüro. Die sind offenbar groß, freilich zeichnet sich ihr Umfang bisher nicht genau ab. Gorbatschow führte seit vielen Jahren das Ressort Landwirtschaft,' wahrscheinlich hat er es behalten... Manche im Westen sehen Gorbatschow auch als neuen Chef-Ideologen. Doch die Hinweise darauf sind mager. Wie auch immer - er ist ein mächtiger Mann in Moskau, wahrscheinlich der zweitmächtigste. Doch der Parteichef heißt Tschernenko. Und wer eines ungewissen Tages Tschernenkos Nachfolger wird, das steht noch in den Sternen.

Ein schöner Abgang ziert die Übung, vermutlich. Wer will noch was wissen?

Aus Westberlin erreicht uns eine »Presseinformation« von schräg links:

Betr.: EUROPA - HOFFNUNG UND DEPRESSION/ Ästhetik und Kommunikation Heft 55, 176 Seiten, 12,50 DM.

Aber dafür bekommt man in Hamburg bei dem EG-Gastarbeiter Paolino schon Spaghetti al pesto genovese, grün und magenfüllend, voll Ästhetik und Depression, Hoffnung und Kommunikation, man braucht also nicht extra mit Knödler-Bunte nach Europa zu reisen, um zu erfahren, was einen so satt macht.

Ein Europäer, er heißt Haug von Kuenheim und wird von Bucerius bezahlt, hat Ästhetik und Kommunikation im Senegal erfahren:

Ein Abstecher auf die Insel Gorée. Sie liegt vor Dakar und heißt schlicht Sklaveninsel. Die frugalen Hummer in der »Hostellerie du Chevalier de Boufflers« auf der schattigen Veranda mit dem Meer zu Füßen vertreiben alle trüben Gedanken, die einem kommen könnten, wenn man daran denkt, daß von hier aus Millionen Sklaven nach Amerika deportiert wurden. Trotz einer leicht aufkommenden Müdigkeit - Hummer, Wein, 30 Grad im Schatten - ist es ein Gebot der Höflichkeit dem Gastland gegenüber, das Haus zu besichtigen, in dem die Sklaven vor ihrer Einschiffung festgehalten wurden. Zudem erleichtert eine solche Anschauung das Verständnis von Fernsehfilmen wie »Roots«.

So fügt sich eins zum andern, und wir Hummerleider leben in der besten der Welten, sofern wir über hinreichend »Zeit« und einen Hauch von Kuehnheit verfügen... Ah, ça ira...

There are more things in heaven and on earth als meine Altersweisheit sich träumen ließ:

Thirteen years ago I wrote a front-page editorial in Die Zeit that was headlined.. EUROPE BEYOND THE BUTTER MOUNTAIN.

Das, Theo, war vor unserer Zeit. Aber wie gären noch heute die Metaphern drunt im stillen QUARK VALLEY.

I implored him to throw his heart over the hurdle and thus to open an entirely new chapter in the history.

Really a picture language of first cream (fürwahr eine Bildersprache von allererster Sahne).

Der »Stern« Nr. 15/1984 klärt über die Nöte der Dritten Welt auf. Seite 20, in Schwarz/Weiß:

Brasilien: Dürre, Hunger und Korruption

Seite 122, vierfarbig:

Das scharfe Nichts von Rio/Die aufregendsten Bikinis der Saison gibt es am anderen Ende der Welt - in Brasilien

Dialektik der Aufklärung - wer's zusammenliest, erfährt, was Illustrierten-Journalismus ist: Das scharfe Nichts der Korruption.

Wie können die Amerikaner, die doch an Gott glauben, den Himmel voller Waffen hängen? Robert Held von der »Frankfurter Allgemeinen« erklärt es:

Die Broschüre (der USA) zählt auf, was die Sowjets schon seit Jahren unternommen haben, um kriegerische Operationen im Weltraum möglich zu machen. In der Konsequenz Leninschen Denkens mußte es ohnehin unwahrscheinlich sein, daß sie daran dachten, die außeratmosphärischen Gebiete um die Erde wie eine gottgegebene Sache als automatisch anzuerkennende Zone des Friedens zu betrachten.

Da müssen die Engelchen einfach nachrüsten.

In einem Brief an den »Spiegel« nimmt der rheinland-pfälzische Landesvorsitzende der Grünen den Bundeskanzler in Schutz:

Wammer so red wie äm dä Schnawwl gewaxe iss, iss des noch lang kän Grund, sei bleede Witzelcher zu mache. Isch kann aah net akzendfrei hochdeitsch babble. In Sache Pälzisch gibt's bei uns nämlich á Volksfrond.

Der Original-Pälzer heißt Bernhard Kukatzki, awwer des is jo kä Indiz dafor, dess er annerschtwu sei Werzelcher hat. Mir sin ä änig Volksfrond von Deitsche un rufe: Lodz bleibt Mänz.

Das Schicksal hat es so gewollt, daß ich den Schriftsteller H. C. Buch kenne, den Schriftsteller H.P. Bleuel aber nicht. So scheint es vielen zu gehen. Statt daran nun die Hoffnung zu knüpfen, daß vielleicht der Unbekannte könne, was der Bekannte bekanntlich nicht kann, nämlich einen graden Satz schreiben, nimmt das Feuilleton übel:

Hans Peter - wer?

fragt Fritz J. - der, den nicht zu kennen ein Segen ist, den sich, wer gekannt werden will, nicht leisten sollte. Dafür gibt Raddatz auf das Können einen Rabatt:

Ist das noch ein veritabler Schriftstellerverband, der sich um Austritte so wichtiger Autoren (ganz verschiedener Valeurs) wie...

Er meinte Couleurs, aber solange man weiß, was er meint, ist Polen noch nicht verloren. Finster wird's erst, wenn Raddatz dunkel wird:

Wenn Literaturbegriff und politisches Weltbild von nun an bestimmt werden von der Münchner DKP - dann braucht es gar nicht Nacht zu werden, und man ist um den Schlaf gebracht.

Da steht er nun, Heines Einfall, der dürftig genug war, um von jedem Nonvaleur jeder Couleur in den Mundgenommen werden zu können - auf dem Kopf: Denk ich an Deutschland (oder: an die Münchner DKP, welcher der unbekannte Bleuel bekanntlich nicht angehört), dann kann ich am Tage nicht mehr schlafen. Das gilt, F.J. Raddatz, ceteris paribus auch für Ihren Porsche: Wenn der den Berg rauf soll, hilft alles Bremsen nicht. Müssense mal ausprobieren.